



Ph. Pr. 1309 0

A

<36634150540012 

<36634150540012

Bayer. Staatsbibliothek

FLAMMEN!

FÜR FREIE GEISTER

VON

M. G. CONRAD.



LEIPZIG
WILHELM FRIEDRICH
1882.

95 G

FLAMMEN

FÜR FREIE GEISTER



LEIPZIG
WILHELM LINDQUIST
1893

Meinem lieben Freunde

Dr. Carlos Freih. von Gagern

zu seinem

fünfundzwanzigjährigen Freimaurer-Jubiläum

herzlich zugeeignet.

Unterwegs,
am Tage der heiligen drei Könige
1882.

Dr. Gertel Fried. von Gergel

Ständehaus, Berlin

1891

Verlag
des
Verlags
1891

Inhalts-Tafel.

	Seite
Einleitende Gedanken.	
I. Erste Eindrücke und letzte Erfahrungen	1
II. Freisteine von Br. Marbach	13
III. Brave Leute, aber schlechte Musikanten	25
IV. Logen-Gespenster	32
V. Vom Nutzen wird die Welt regiert	42
VI. Krieg dem Kriege!	61
VII. Bruder Littré	81
VIII. Bundesthätigkeit und Bundesträgheit	89
IX. Lyrische Philosophie	96
X. Findel's Jubiläums-Buch	105
XI. Mein Gedenkblatt für Chr. Krause	111
XII. Deutsche Judenhetze	123
XIII. Der Weg nach Damaskus	144
XIV. Wider das Geheimniss	158
XV. Pariser Studien <i>M. Norden</i>	168
XVI. Literarische Freimaurerei	179
XVII. Nur recht conservativ!	197
XVIII. Rede und Gegenrede	203
IXX. Das Weib und die Freimaurerei	212
XX. Tout cela n'est pas naturel	234
XXI. Der Papst lebt herrlich in der Welt	247
XXII. Deutsche Geistesheroen als Freimaurer	261

1078-1111-1

1078-1111-1

1078	1078-1111-1
1079	1078-1111-1
1080	1078-1111-1
1081	1078-1111-1
1082	1078-1111-1
1083	1078-1111-1
1084	1078-1111-1
1085	1078-1111-1
1086	1078-1111-1
1087	1078-1111-1
1088	1078-1111-1
1089	1078-1111-1
1090	1078-1111-1
1091	1078-1111-1
1092	1078-1111-1
1093	1078-1111-1
1094	1078-1111-1
1095	1078-1111-1
1096	1078-1111-1
1097	1078-1111-1
1098	1078-1111-1
1099	1078-1111-1
1100	1078-1111-1
1101	1078-1111-1
1102	1078-1111-1
1103	1078-1111-1
1104	1078-1111-1
1105	1078-1111-1
1106	1078-1111-1
1107	1078-1111-1
1108	1078-1111-1
1109	1078-1111-1
1110	1078-1111-1
1111	1078-1111-1



„Was ist Wahrheit!“ rief gähnend der sceptische römische Landpfleger Pontius Pilatus aus und liess sich, nachdem er den vollendetsten Idealisten, der je von einem Weibe geboren, dem fanatischen Pöbel von Jerusalem und seinen mordsüchtigen Priestern zum Abschlachten überliefert, das Waschbecken reichen, um seine Hände in Unschuld und parfümirtem Wasser zu waschen. Dann setzte er sich nieder zum Frühstück und liess sich den neuesten Klatsch aus Rom erzählen, während eine reizende Slavın mit einem kostbaren Wedel aus Pfauen- und Straussenfedern Seiner Excellenz Kühlung zufächerte. Der biedere Beamte des Kaisers hatte seine Schuldigkeit gethan. Sein Name kam in die evangelische Chronik und in das apostolische Glaubensbekenntniss. Der reinliche Gottesmörder ist unsterblich geworden. So wird die Tugend belohnt!

„Was ist Wahrheit!“ Wahrheit ist ein gutes Frühstück, ein kaiserlicher Titel, ein amüsanter Klatsch, eine nette Slavın mit weissen Brüsten, ein kühlender Pfauenwedel, ein reichlicher Jahrgehalt für den Einen, ein jung zerstörtes Dasein um der Gerechtigkeit willen für den Andern

Gibt es eine objective Wahrheit? — Im Ernste, gibt es eine? —

Nicht die Wahrheit zu wissen, sondern die Wahrheit zu sein: hierin liegt ein Entscheidendes.

Der Weise von Nazareth kündete nicht: Ich weiss die Wahrheit, sondern: Ich bin die Wahrheit. Ein anderes Mal: Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme,

und nicht: Wer die Wahrheit zu wissen, zu besitzen glaubt, der höret meine Stimme.

Was soll da das Glauben und Bekennen und die redselige Rechthaberei! Was soll da die Bekenntnisstreue der leicht beweglichen Zunge!

Wir haben unsern Theil Wahrheit nicht nur darzulegen, wie eine reizende Waare, die der Händler in das Schaufenster stellt, um Kunden anzulocken für seine Ladenhüter; wir sollen unsern Theil Wahrheit frei und öffentlich darleben. Nicht im Wort, im Werk liegt unser Sein; im Werk hat sich das Wissen der Welt zu enthüllen und um seine Anerkennung zu werben und sich um sein Recht zu wehren.

Du willst um Gott wissen, Priester, Levit, Traumdeuter, Minister, Schuhflicker oder was Du sonst für ein Gewerbbeflissener sein magst auf Erden?

Wohlan, leb' uns Deine Gottweisheit vor! Entfalte Deiner heiligen Ueberzeugung hinreissende Gewalt in einem Tugendwandel ohne Fehl, in einer Sittlichkeit ohne Makel, in einem Charakter ohne Falte, in einer Persönlichkeit ohne Arg. Du hast nur Worte, Betheuerungen, Vorschriften, Satzungen? Geh', armseliger Wissener, Du bist gezeichnet als „tönend Erz und klingende Schelle“, Deine Bibel selbst hat Dir den Steckbrief vorausgeschickt!

Und Du, salbungsvoller Rhetor, steig' herab von Deiner Kanzel; steig' herab in die Alltäglichkeit, in die Mühen und Nöthen und Sorgen des vielgeplagten Volkes; gib Deine Habe den Armen, wie Christus befiehlt, den Du als Deinen Meister und Auftraggeber rühmst, und thue von Dir den Dünkel des Amts und erzähle uns mit dem Leben von Deinem Gotte, auf dass wir ihn fassen, da er doch — nach Deinem eigenen Bekenntniss — höher ist, als aller Menschen Vernunft, folglich höher auch, als die Deinige! Hast Du nicht die Wahrheit, so habe wenigstens Wahrhaftigkeit.

O, wir wissen es, Du wirst Dich hüten, das zu thun. Die Zeiten des Apostelthums, wo die Gottesmänner mit dem Beispiel predigten und mit ihrer Verachtung der Welt und deren Lust Ernst machten, sind längst, längst vorüber. Der Geistliche ist heute ein Beamter, wie irgend ein Profaner; er treibt eine Profession, wie irgend ein Weltkind; er sucht aus seiner anstudirten, geprüften und patentirten Gottesgelehrsamkeit ebensoviele irdische Vortheile und Ehren zu schlagen, wie ein Anderer mit einer anderen Gelehrsamkeit; er wacht über seine Einkünfte und Ehren, wie irgend ein Bürokrat; er predigt über Gott, Hölle und Teufel zur festgesetzten Stunde, wie ein Chemie-Professor zur festgesetzten Stunde über Sauerstoff und Wasserstoff und Kohlenstoff docirt; er ereifert sich am bestimmten Termin — sagen wir am Busstag — über die Sünden und Laster der Welt, wie sich am bestimmten Termin der Richter über die Lumpenstreiche der Vagabunden ereifert, die ihn persönlich nichts angehen, über die er aber als bestallte Gerichtsperson abzuurtheilen berufen ist; er lässt sich für die ertheilten Ermahnungen, Gebete und Segenssprüche sein stipulirtes Honorar zahlen, wie der Arzt für seine Recepte, der Apotheker für seine Latwergen, Säftchen und Tränklein, die meist so wenig wie Ermahnungen und Segnungen helfen; er spitzt die Ohren, wenn der Wind in der Höhe sich ändert oder eine neue Lehre an höchster Stelle präparirt wird, wie der Officier, wenn der Kriegsminister wechselt, ein neues Mordinstrument oder ein neues Exercierreglement im Anzuge ist; er ist ein feiner Politicus, damit er beim Avancement nicht übergangen wird; — kurz, er ist der vollendete Weltmensch. — Man wird Sachwalter über „Gottes Geheimnisse“, wie man Sachwalter in andern Dingen wird, durch elterlichen Willen, durch die tausend Zufälle der Erziehung und des ersten Unterrichts, und in tausend Fällen einmal durch den Drang inneren Berufs. Da noch von Apostolat und andern

schönen Dingen, die sich nur aus überströmendem Gefühl, aus religiösem Idealismus herleiten lassen, reden zu wollen, wäre nicht mehr werth, als irgend eine andere pietistische Phrase. Es gibt keine Apostel mehr, sondern nur noch Cleriker; es gibt keine Christenheit mehr, sondern nur noch christliche Kirchen; es gibt in der Religion keine Religion mehr, sondern nur afterreligiöse, kirchenpolitische Partierabulistereien.

Ich beklage diesen Zustand nicht und kritisire ihn nicht; denn Klage und Kritik nützen gleichwenig. Ich beschränke mich darauf, eine Thatsache zu constatiren. Wer Augen hat zu sehen, der sehe! Leider sind unsere Philosophen nicht viel besser, als die Theologen. Sie handeln mit indischer, griechischer und sonstwoher bezogener Weisheit, entfalten grossen kritischen Luxus und halten alle möglichen Systeme auf Lager. Ihr Geschäft blüht, aber unsere Zeit ist dadurch nicht weiser geworden. Warum? Das ist sehr einfach zu erklären. In wessen Herzen nicht selbst die Weisheit wohnt, wer nicht selbst zur unverlierbaren Macht eines philosophischen Selbstgefühls, das sein ganzes Leben leitet und ordnet, sich durchgerungen hat, der kann auch Andern nicht die Segnung wahrer Weisheit spenden. Wie die officiellen Theologen, so arbeiten auch die officiellen Philosophen für den schönen Schein — und um der materiellen Nothdurft willen. Weder die Einen noch die Andern geben uns einen lebendigen Inbegriff ihrer Lehre durch ehrliches persönliches Beispiel; sie sprechen und schreiben ihre Theologie, ihre Philosophie, statt sie uns durch ihr ganzes Leben sichtbar zu machen. Da drehe ich die Hand nicht herum: auf keiner Seite kühnes, consequentes, Leib und Geist befreiendes Verhalten, das ein imponantes Beispiel gäbe, sondern meist nur angelerntes Maulwerk, klapperndes Maschinenthum, scholastischer Dunst. Darum taugen sie auch als Erzieher nicht viel, sobald Erziehung mehr besagen soll als Gehirnmarter,

Mechanisirung und Abrichtung. Da sie selbst verfehlt sind, können sie uns kein wahrhaftiges Menschenideal geben, folglich auch zu keinem solchen erziehen; gelingt ihnen ja einmal ein Ausserordentliches, so ist es im glücklichsten Falle eine erhabene Missgeburt. Die besten, die aus solcher Schule in's Leben treten, müssen umlernen und ihre Selbsterziehung von vorne beginnen.

Das Leben allein ist aller Wahrheit höchstes Sinnbild und aller Wahrhaftigkeit einziger Prüfstein. Aber an seinem Ernst und an seiner Helle scheitern die Schwachmüthigen und die Feiglinge und die Faulen, und darum hüllen sie sich in die Wolke des Geheimnisses und in den weichen Pelz mystischer Phrasen und lassen sich's wohl sein auf dem Lotterbette verbuhlter Wortgläubigkeit.

„Ist's denn so grosses Geheimniss, was Gott und der Mensch und die Welt sei?

Nein! Doch Niemand hört's gerne; da bleibt es geheim.“ —
(Goethe.)

Es gibt nur Eine Wissenschaft, aber tausend und einige Religionen in der Menschheit. Warum und wozu diese Vielheit? Weil das Spiel der Phantasie schrankenlos und der Irrthum vielgestaltig, üppig, geil und zeugungssüchtig ist und der Thorheit der Menge und dem Vortheile der Schlaunen sich bequemer darbietet, als das strenge Resultat harter Forschung. Intellectuelle Verlogenheit, sittliche Schwindelei und sociale Heuchelei thun das Uebrige, um selbst dem erkannten Irrthum noch eine gewisse Schein-Autorität zu sichern.

Aber nur die Wahrheit, die wir gelebt, wird sich unserem Geschlechte heilvoll erweisen und ihr Segen noch dauern, wenn unser individuelles Sein längst zerronnen und aus dem Gedächtniss unseres nächsten Lebenskreises bis auf den Schatten vom letzten Schatten der Erinnerung ausgelöscht ist. Das Jenseits?

„Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Thor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken Seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um!
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!“

So hat einst ein Wolfgang v. Goethe, wirkl. Geh. Staatsrath und erster Dichter seiner Zeit in dem bewussten Nationalpoem der Deutschen sich vernehmen lassen. Seine Collegen von heute haben sich auf eine frömmere Weise eingeübt; ihr dünnes Stimmchen erreicht diese Tiefe nicht. Es ist auch aus der Mode gekommen, poetische Genies zu wirkl. Geh. Staatsräthen und Ministern zu ernennen. Den Weltlauf wird das freilich nicht ändern, wohl aber das bureaukratische Klapperwerk der Staatsmaschine ohne jede höhere Weihe und Verklärung lassen.

Wir müssen davon, denn wir sind unvollkommen, und die Natur (*natura naturans* oder Gottheit oder Wille oder das Unbewusste oder welche andere Vocabel ihr dafür auswerfen mögt!) die Natur, die unerbittliche Idealistin, sucht ewig das Vollkommenere, und sie gönnt sich weder Friede noch Rast, bis sie mit ihrer Schöpfung aus dem Relativen heraus und zu dem Absoluten durchgedrungen. Wo das Absolute liegt? Etwa tausend Kilometer hinter dem Grenzstein der Ewigkeit. Wenn Du Lust und Zeit hast, geh' hin und suche. Die Route steht noch in keinem Baedeker. Wenn Du durch das theologische Hinterpförtchen ausziehst, meinst Du, Du kämst rascher ans Ziel?

Welchen Weg wandelt die Natur, um zur Vervollkommenung (ich sage nicht: zur Vollkommenheit) der Lebewesen zu gelangen?

Der kirchliche Glaube antwortet hierauf mit einem wunderlichen Märlein, womit man Kinder einschläfern und sich ein frommes Ansehen geben kann; die Wissenschaft antwortet heute mit dem Satze von der Umbildung, der Transformation

— womit sie morgen antwortet, braucht uns keinen Kummer zu machen.

Es gibt Umstände, wo sich nichts gegen das Märlein sagen lässt, wenn es sich darauf beschränkt, poetisches Haus- und Heilmittel für den Einzelnen zu sein. Wenn das Herz von den Dornen des Lebens zerrissen wird und in grimmigem Schmerze zu verbluten droht, wenn die theuersten Pläne fehlschlagen und kein Ausweg mehr erscheint aus dem Wirrsal mörderischer Kummerniss; dann kann es dem Besten geschehen, dass er im Schoosse süsser Märchen sein zermartertes Haupt zu bergen sucht, dass sein gequälter Geist in das Traumreich holdseliger Poesie flüchtet, um von einer schönen Lüge sich trösten zu lassen über die schmerzreiche, grausame Wahrheit des wirklichen Lebens. Nur wessen Sinn gesund und stark, wessen geistige Widerstandskraft unerschüttert, wessen Herz ungebrochen beharrt in fester Resignation: der hält auch in der herbsten Heimsuchung treu zur Wahrheit strenger Wissenschaft; leidvoll oder freudvoll, seine Seele findet nur in der Wahrheit, in der Erkenntniss Trost und Lust und Ruhe. Er erinnert sich der Worte, womit Plutarch seine Schrift über Isis und Osiris einleitet: Der Mensch kann nichts Grösseres empfangen und der Gottheit wieder widmen, als Wahrheit; durch Erkenntniss und Weisheit sind die Götter glücklich, nicht durch Reichthum und durch Donner und Blitz. —

Wir müssen kämpfen — und dann davon und unser Schicksal vollenden. Tod! lautet das banale Schlusswort. Aber im Grunde gibt es keinen Tod. Gäbe es einen — todt wär' todt für alle Ewigkeit. Welch' ein fürchterlicher Ballast für die Natur, die keine Zeit hätte, das Todte aufzuwecken! Nein, sie nimmt das Lebendige und bildet es lebendig um, die virtuose Verwandlerin! Jedoch, damit es ihr gelinge, gebraucht sie einen scheinbar erschrecklichen Kunstgriff. Kommen nämlich wir, die menschlichen Egoisten

und gelehrten Aufpasser, an die Reihe, dann übt Natur die Vorsicht, unser individuelles Bewusstsein auszublasen und unserer persönlichen Anmassung mit einer Schaufel Erde für immer den Mund zu stopfen, damit wir nicht schreien und eingebildete Forderungen geltend machen können. Mit unserer Seele nimmt sie den gefügigen Rohstoff zurück und knetet ihn um wie der Bäcker den Teig. So geht kein Atom verloren, aber wir haben aufgehört, für uns zu existiren — unser persönliches Schicksal ist vollendet. Das ist unsers mangelhaften Daseins kurzer Process.

In den egyptischen Grabstätten hat man tausendjährige Inschriften gefunden, die nichts anderes sagen. Eine jüngst entdeckte lautet z. B.: „Ruhe ist die Vollendung; die Menschen vergehen und neue Geschlechter entstehen; darum feiere fröhliche Feste in Deinem Leben, lasse Gesang tönen vor Deinen Ohren und lasse die Sorge hinter Dir, denn es kommt der Tag, wo Dein Schiff am fremden Ufer strandet u. s. w.“

Das ist zwar nicht märchenhaft, aber gründlich, definitiv, ohne Appell — und doch nicht ohne Trost und eine gewisse Genugthuung für jene Geister, die sich mit allen Fasern ihres Wesens in den pantheistischen Traum des Philosophen eingesponnen: Wer die Atome des Menschengeschlechts als seine betrachtet, nimmt an der Götter Geschäft, nimmt am Verhängnisse theil. Das Schiller'sche Recept: „Lebe im Ganzen! Wenn Du lange dahin bist, es bleibt!“ gründet seine Wirkung auf die nämliche Illusion.

Wie schön hat unser grosser Dramatiker Adolph Wilbrandt in seinem Trauerspiele: „Giordano Bruno“, die Illusion des Seins formulirt!

„Alles stirbt!

Alles — und so auch Du! Der Hauch der Luft
Verweht im Himmelsblau, die Silberkugel
Des Tropfens schmilzt ins Wasser hin; die Seele,
Dies traurig holde Räthsel, kehrt in's Räthsel
Der Welt, aus dem es kam, zurück. Warum

Denn diese Thränen? Ist nicht Tod Verwandlung,
Verwandlung nur ein Traum? Dies All, von dem
Wir lebend träumen — das vom Tode lebt
Und durch Verwandlung dauert — ach, dies All
Des goldnen Elends ist geträumter Schein,
Und Du nur, Gott, bist ewig, was Du bist!“

Die Transformation ist eine Macht, die ihre Norm in sich selbst trägt, das Leben steigert und bessert, indem sie die verdorbenen Elemente, die unfähig und unnütz gewordenen Organe in stetem Werdekampfe eliminirt.

Alles, die physische wie die moralische Welt wird von dem Gesetz der Transformation beherrscht, das keine zimperliche Schonung kennt, kein Ausweichen, keinen Aufschub gestattet. Eine rastlose, nur sich selbst verantwortliche Entwicklung, die vor nichts Bestehendem Respect hat, weder im Himmel noch auf Erden!

Siehe die Geschichte der Götter, der Menschen, der Päpste, der Krähwinkler — welche Wandlungen schon in der lumpigen Spanne Zeit von einem halben Jahrtausend! Der Zeitgeist niesst — und mächtige Dynastien, der Schrecken und Stolz von Lilliput, sind wie weggeblasen; der Zeitgeist blinzelt — und ganze Priesterordnungen versinken; der Zeitgeist gähnt — und ganze Cultursysteme verfallen der Lächerlichkeit und den Archäologen (was manchmal ein und daselbe).

O diese Natur, welch' eine Umstürzlerin! In welchen gemeingefährlichen Bestrebungen gefällt sich ihr Gehirn! Und die Herren vom Obertribunal der sittlichen Weltordnung sitzen rathlos da oder müssen knirschend durch die Finger sehen aus Mangel an einem universell wirksamen Ausnahmegesetz mit Belagerungszustand und andern polizeilichen Finessen. Die kleinen, abenteuerlich putzigen Umstürzler kann man wohl exiliren, aber die grosse Umstürzlerin, die keine Secunde in ihrer Unterminirungsarbeit innehält, sie muss man gewähren lassen.

„Durch den lauschenden Weltraum knistert und rieselt
Still und stät ein Verwittern und Verfallen

Und hinauf greift's und erfasst Throne und Altäre,
Tempel und Burgen, und keine Pracht ist prächtig, keine
Macht mächtig genug, vor der Zerstörung zu retten. Was
steht, lerne fallen; wer besitzt, lerne verlieren!

Graf Auersperg (Anastasius Grün) wie spottet er fein
der Aengstlichen:

„Des Schlags gewärtig, der den Erdenplunder
In Lüfte sprengt, winseln sie nach Rettern,
Nachstammelnd des Vorbeters heil'gen Blättern;
Er ist ihr Paraklet, ihr Hort, ihr Wunder!“

Verdammt, es ist auch kein Spass für gewisse Menschen-
kinder, noch eine Stärker über sich zu wissen, die sich zu
keinem Schutzbündniss versteht und eben so unerreichbar
für den Polizeispiess bleibt, und wär' er der grossmächtigste
von der Welt! Es ist wirklich kein Spass.

Wir kleinen Leute haben gut reden und uns mit der
Philosophie zu trösten. Philosophie, das geht für arme
Schlucker. Entwicklung, das ist leicht gesagt. Entwicke-
lung — ist das Wort in gewisser Betrachtung nicht ein
polizeiwidriger Euphemismus der irreligiösen Wissenschaft?
Entwicklung — wie heisst? Im Wörterbuch einer guten
Weltpolizei dürfte nur Umsturz, Universalrevolution für die
Sache stehen. Umsturz auf langsamem Umbildungswege —
einige historisch beglaubigte Ausnahmen gnädig abgerechnet
— bleibt immer Umsturz, wie Verbrennen bei langsamem
Feuer Verbrennen bleibt.

Die Nüancen und relativ ruhig-glatten Formen können
ein kriminalistisch geübtes Auge über die Tendenz nicht
täuschen. O, wenn das Weltall eine preussische Provinz
wäre, der heimliche Entwicklungs-Unfug würde bald den
rechten Namen und sein handfestes, solides Ausnahmegesetz
haben!

Nur eine irdische Anstalt wagt ihre Stirn bis in die Wolken zu erheben und, während Alles ringsum in ewigem Wechsel kreist, von sich zu rühmen: *semper eadem* — immer die Gleiche. Zeugniss genug, dass sie ihre Geschichte nicht kennt oder, was wahrscheinlicher, aus unmoralischem Vorsatz, aus anmasslichem Trotz und jesuitischer Politik nicht kennen will. Heiliger Joseph Labre!

Die Kirche — *semper eadem*! Wem lügt man das vor? Von welchem Kopfe glaubt man, dass er im neunzehnten Jahrhundert diese ungeheuerliche Aufschneiderei noch für baare Münze nehmen könne? Doch abgesehen davon, erinnert dieses Verhalten nicht an den Wahn der alten Coketten, die ihr Alter verliebten Gelbschnäbeln gegenüber glauben verleugnen und sich gewissermassen geschichtslos und ewig jungfräulich machen zu können? Ja, meine beste Alte, die edle Kunst der Täuschung hat freilich grosse Fortschritte gemacht, sie liefert ausgezeichnete Schminke, herrlich strotzende Gummibusen, Zähne und ganze Gebisse, üppige Haare und die provocantesten Reize erlogener Jungfräulichkeit; das ist kein Geheimniss mehr, aber gegen die ewigen Beschlüsse der Natur kommt sie nie und nimmer auf. Schöne Maske, wir kennen Dich! Ach, wie Deine Gebeine schlottern, Dein Rücken sich krümmt, Dein Gehirn schwach ist! Du musst die Geschichte „corrigiren“, damit Dir ihr Zeugniss zu statten komme, Du musst die natürlichen humanen Tugenden unserer Zeit leugnen, damit sie die Deiner Abgötter und Sittenmuster nicht in den Schatten stellen. Sieh' da, wie Du Dich in Lehrmeinungen ereiferst über Dinge, die es gar nicht mehr gibt. Und Du willst über die Geister herrschen und verlangst die Jugend zu Deinen Füßen zu sehen und entbrennst in unnatürlicher Lust nach Genüssen, die der Greisenhaftigkeit versagt sind, seit die Welt steht! Wie ehrwürdig könntest Du sein, wenn Du Dein Alter und seine natürlichen Schranken respectirtest, wenn Du Deine weissen Haare und

Runzeln mit Anstand trügest. Aber Deine keifende Rechtshaberei, Deine Herrschtollheit, Deine Impotenz in der Liebe, Dein Syllabus — wie allzumenschlich für ein Gotteswerk!

Doch getrost, auch damit räumt die Entwicklung auf. Das geht vorüber. Alles fliesst, lehrte der griechische Weise. Eine Offenbarung in zwei Worten, wer sie zu deuten versteht. Und nächstens versteht das jeder Schuljunge. Der Fortschritt ist unaufhaltbar. Jeder neue Tag bringt eine grössere Helle. —

Nun schwimmt mir gegen den allgewaltigen Strom, an dessen jenseitiges Ufer keine menschliche Sehkraft trägt, auf dessen Grund kein Senkloth reicht, dessen Richtung nach immanenten Gesetzen verläuft, dessen Ziel kein Mensch, und wär' er der mächtigste, auch nur um eine Linie zu vorrücken vermag

Die vom Ewig-Gleichen in irdischen Dingen, vom starren Festhalten an der Tradition im Sinne der Wiederherstellung überwundener Zustände träumen, — träumen eben. Alles fliesst und geht vorüber. Du wehrst Dich dagegen, Pfaff, Rittersmann oder Knapp? Gut, das ist das Recht Deiner Existenz, der Kampf um Dein Dasein, aber das wird Dir wenig nützen. Dein Dasein ist eben auch nur ein Moment, ein Pulsschlag, ein kurzes Aufzucken individuellen Bewusstseins — und es ist aus damit, wie mit einer platzenden Schaumblase im Ocean.

Wie der Einzelne, so der Bund, so die Institution; sie alle reagiren gegen das furchtbare Verhängniss ihrer Endlichkeit. Mit welchem Erfolg? —

Und da pochen die unfehlbaren Papstkirchler auf ihren Fels Petri und auf ihre Mirakel und ihren Gnadenschatz, die Schmeichler der Legitimität auf das „göttliche Recht“, die Diplomaten auf ihren Witz und „ewige Verträge“, die orthodoxen Logenmeister auf ihr Geheimniss und „alte Landmarken“, Andere auf Anderes. Der Geist der Zeit, d. i. der

Entwicklung, schreitet unbekümmert über sie hinweg. Fort geht's, bald in sausendem Galopp, bald in bedächtigerem Tempo, bald mit heller Lust, öfter mit Ach und Krach.

Keiner will von der Stelle, und siehe, Alle marschiren, wenn auch mit rückwärts gewandten Köpfen und ängstlichen Grimassen und protestirendem Hocuspocus, und wir selber, die wir zu schieben glauben, werden geschoben. Bewusst oder unbewusst folgen Alle dem ewigen Drange, der sie zur Erfüllung ihrer Bestimmung treibt. Und die Menschheit, was gewinnt sie bei dieser formidablen Bewegung? Luft, Licht, Freiheit, Gerechtigkeit. Welcher Mann, der Kopf, Herz und Nieren und sonst noch Einiges in normaler Verfassung hat, möchte sich da quietistisch-pessimistisch auf die Seite drücken? Wer möchte nicht den kurzen Augenaufschlag seines Daseins, das Aufzucken seines Kraftbewusstseins schnell benützen, um alles Hohe, was Menschenherz erhebt, um alles Schöne, was Menschenbrust durchbebt, voll und tief zu empfinden?

Der einzige Zweck unseres Daseins ist das Leben selbst in und mit der Menschheit, die Losbindung, Läuterung und höchstmögliche Stärkung der schlummernden Kräfte zur endlichen Erreichung jenes harmonischen Wechselspiels, das jedem Einzelnen ein reines, befriedigtes Ausleben seines Eigenwesens sichert. Die Erklärung ist lang, aber gut. Weisst Du eine kürzere und bessere? Musikalisch ausgedrückt etwa so: tra—la—la—la? Macht Dir das keinen Spass, eitler Pessimist oder schrullenhafter Egoist?

Doch genug. Der Ton ist gefunden — und nun zu meinem Text!

Der alte Logenbruder hat Eile, noch zum Wort zu kommen, bevor ihn die hereinbrechende „Hochmitternacht“ an seinem einsamen Werktische überrascht und ihn bis auf Weiteres zum stillen Manne macht. Er bemerkt jedoch ausdrücklich, dass es nicht die Eile ist, die ihn veranlasst, ohne

Umschweif die Wahrheit zu sagen und auf jede modische Verschleierung des Gedankens zu verzichten. Er handelt so, weil nur die nackte Wahrheit ihm schön und heilsam dünkt und eines freien Mannes würdig.

Dass die zünftigen Bekleidungs- und Verschleierungskünstler anders denken und aus der Maxime des Moralisten: *La vérité est la seule vierge qu'on aime à voir vêtue . . .* für ihr Handwerk Capital schlagen, ficht ihn wahrlich nicht an. Ihr mögt ihn loben, Ihr mögt ihn schelten, er beharrt bei seiner Weise und lässt die Eurige gelten. Er hat das gute Bewusstsein, mit seiner Rede nichts wahrhaft Heiliges verletzt, sondern im Gegentheil für die höchsten Heiligthümer der Menschheit: Freiheit des Forschens, Freiheit des Denkens, Freiheit des Gewissens, unerschrocken Zeugniß gegeben zu haben. Wer für die unantastbare Majestät der Dummheit, des Aberglaubens, der verlogenen Wortfrömmigkeit schwärmt, wird sich freilich nicht mit ihm vertragen können. Das ist bedauerlich, aber unabänderlich. Brauchen wir uns deswegen gegenseitig die Hälse zu brechen? Des alten Logenbruders Meinung ist das eben nicht. So ist sein Buch auch nicht für gläubige Raufbolde, sondern für nachdenksame, sittliche Geister geschrieben.

Möge es denselben nicht unwillkommen sein!

Freilich, darüber täuscht sich der Herausgeber nicht: er wird doppelt für sein Buch leiden müssen; erstlich durch das Mitleid an dem redlichen Leid derjenigen, denen sein Wesen und Verfahren Schmerzen macht, und zweitens durch die Rachsucht derjenigen, die kein freies Zeugniß ertragen können. Indem er aber dennoch thut, was er zu thun für nöthig erachtet, ist er nicht bloss rücksichtslos gegen die Brüder, sondern noch viel rücksichtsloser gegen sich selbst. Der Dienst der Wahrheit ist kein Honiglecken.



I.

Die freimaurerische Presse macht auf mich wahrhaftig den Eindruck einer Krankenstube. Man muss seine Stimme dämpfen und auf den Zehenspitzen gehen. Fällt unversehens ein lautes, kräftiges Wort, gleich erhebt sich ein Wärter in der Ecke mit der Mahnung, den Patienten besser zu respectiren und das störende Lautsprechen strengstens zu vermeiden. Sollte ein gesunder Kopf aber gar einmal herzhaft niessen, — welch' eine Tactlosigkeit, welch' ein Scandal! oder einen Witz machen — welch' eine Infamie!

Allein nicht bloss der Patient, auch die Nachbarschaft muss berücksichtigt werden. Was würde sie dazu sagen, wenn sie in der Krankenstube laut sprechen, niessen oder husten hörte? Es wäre um die Würde des Hauses geschehen!

Wenn es solchermassen mit der Presse, dem idealen Ausdruck, der Vergeistigung der Freimaurerei bestellt ist, wie muss es dann erst in der Leiblichkeit, in der realen Freimaurerloge aussehen!

Man merkt es an dem beschleunigten Schritt der freien, gesunden Geister, dass sie Eile haben, an ihr vorbei zu

kommen. Es ist ihnen nicht geheuer an dem Ort. Eine moderduftige Luft weht von dorthier, Gase, die man sonst nicht mehr zu athmen gewohnt ist, die das Gehirn betäuben und auf die Brust drücken. Krankendunst, Spitalluft . . .

Früher war das nicht so. Die Verwandlung unserer freimaurerischen Presse in eine Krankenstube datirt von gestern oder vorgestern.

Die freimaurerische Presse war ein heller, lichter Arbeitsaal, wo die stärksten, gesundesten Geister sich tummelten, wo der kräftige Brustton der Ueberzeugung ein beistimmendes Echo weckte und das freudige Sonnenlicht kühner Ideen und Empfindungen durch die offenen Fenster fluthete. Ueberall herrschte Leben und Lust. Festes Auftreten, mannhafte Reden und Geberden characterisirten die energischen Werkleute. Die starken Nerven zuckten nicht gleich empfindlich zusammen, wenn im Eifer des Gesprächs einmal ein derbes Wort über den gewöhnlichen Conversationston hinauslug. Man wurde nicht blos gehört, man wurde verstanden — und das war die Hauptsache.

Wo aber Verstand und Verständniss, da spricht sich frisch von der Leber weg am besten.

Es fiel keinem Manne ein, im Logenleben neben seinen maurerischen Werkzeugen auch eine Stimmgabel zu führen, und jeden Augenblick sich und die Genossen in der Arbeit zu unterbrechen, um jedes gehörte Wort auf die Reinheit eines conventionellen Normaltons zu prüfen. Jeder wusste, dass zu den Herzen und nicht blos zu den Ohren gesprochen wurde — und das biedere deutsche Herz war nie ein Klangfuchser. Sporadisch kam wohl auch ein Schwachherziger oder ein Inhaber verweichlichter Ohren vor, aber er hütete sich wohl, durch abwehrendes Gebahren die Aufmerksamkeit

der Gesunden auf sein heimliches Uebel zu lenken. Er vermied höchstens die strengen Arbeitsstunden, stellte aber seinen Mann, wenn das liebliche Klirren und Klingeln der Gläser und Tischgeräthe, die heitere Musik der Tafellieder und lyrischen Toaste zur Feier lud. Das war für ihn der rechte Ton, lieblicher Sphärenklang.

Diese Genossen nannte man scherzhaft Tafelmaurer. Sie nahmen das nicht übel; ja sie waren froh, wenigstens während des Essens im Kreise gesund fühlender und unbefangenen sprechender Männer ohne Gefahr für ihren seelischen Schwächezustand verweilen zu dürfen. Der Magen that seine Schuldigkeit.

Nirgends Spitalluft, nirgends Spitalton, nirgends Spitalleisetretelei!

Heute ist das anders. Die Schwachen fühlen sich stark in ihren krankhaften Prätensionen. Sie verlangen, dass man sich in der Presse und in der Loge wie in einer Krankenkammer bewege. Wie man im Hause eines Gehenkten nicht vom Stricke reden darf, so fordern sie, dass man sich in ihrer Umgebung der Aeusserung der Gesundheit, Vollsaftigkeit und Kraft enthalte, damit sie ja nicht an ihr eigenes Elend erinnert werden Am wenigsten wollen sie eine Anspielung auf ihr übles Befinden oder gar eine kritische Untersuchung ihrer Gebrechen dulden. Weil sie elend und impotent sind, heischen sie auch von Andern Elend und Impotenz als sociale Tugend; weil sie keinen frischen Luftzug ertragen können, sollen sich auch die Andern in ihre dumpfe Atmosphäre aus purer Rücksichtnahme einschliessen und allen Gestank und Ekel geduldig hinunterwürgen; weil sie bornirt sind, wollen sie ihre persönliche Bornirtheit als allgemeine Schranken der Erkennt-

niss auch von den Andern respectirt wissen und nicht zugeben, dass deren intellectuelle und sittliche Kräfte weiter tragen; weil sie müde sind, sollen auch die Andern Feierabend machen.

Da das Krankhafte, aber nicht das Gesunde überdies ansteckend zu wirken pflegt, so ist gar nicht abzusehen, welche verheerende Dimensionen das Uebel noch gewinnen wird. Die intellectuell-fortschrittliche, wie die social-ethische Bedeutung der Loge und ihrer Presse muss immer tiefer sinken. Aus lauter Schonung der Empfinderei, aus lauter Scheu vor dem resoluten Erkennen und Bekennen wird die freimaurerische Publicistik mehr und mehr in intellectuelle und moralische Schranken hineinwachsen, der Kreis freien Denkens und Handelns wird sich stets verengen, die letzten unabhängigen Kräfte werden sich an dem krankhaften Widerstand allmählich abnutzen und das Ende wird eine vollständige geistige Lähmung des gesamten Bundeskörpers sein.

Es ist eine alte Klage, dass bei der Rekrutirung der Logen nicht immer mit der nöthigen Strenge und Vorsicht zu Werke gegangen werde. Die Klage kehrt mit solcher Beharrlichkeit wieder, dass man ihr schliesslich wie einem larmoyanten Gemeinplatz nur noch eine halbe Aufmerksamkeit, wo nicht eine vollständige Indolenz entgegenbringt.

Unser geistiges und moralisches Niveau geht zurück! hörte ich schon vor zehn Jahren — zur Zeit des nationalen Aufschwungs! — in den deutschen Logen jammern.

Ich trug damals meine jugendlichen Ideale, meinen loderndsten Feuereifer für die erhabene Bundessache in der Brust — und lächelte über die pessimistische Angst

der Andern. Man ist mit seinen vierundzwanzig Jahren nur zu leicht geneigt, die fatale Macht der Reaction zu unterschätzen; man fühlt sich unbesiegbar in dem evangelischen Glauben, der Berge versetzt.

Heute sehe ich klar, welche Richtung die sorglosen Aufnahmen und Beförderungen unserem Bundeswesen octroyirt haben. Sie haben das Krankheitsmaterial in unsern Kreisen furchtbar vermehrt. Der Tempel ist ein Spital geworden; die Helden des Gedankens und der That haben den Invaliden der Intelligenz und des Willens Platz gemacht Die Jungen sind alt und mürbe, die Alten sind kindisch geworden Die Ausnahmen sind da, weniger um mit neuen Hoffnungen zu trösten, als vielmehr um die traurige Regel zu bestätigen.

Die ersten Artikel, die ich nach meinem Eintritt in den Bund in der freimaurerischen Presse las, handelten von der bedrohten Zukunft, von der inneren Zersetzung unseres Logenwesens, kurz, von den faulen Zuständen derselben Institution, der ich soeben voll edler Begeisterung all mein Sinnen und Denken und Wirken zugeschworen hatte.

Ich war entsetzt, entrüstet; ich verwünschte das kleinmüthige Gerede der Schwarzseher. In herrlicher, zukunfts-sicherer Jugendschöne strahlte das Bild des Bundes in meinem Geiste; der Verein der freien Männer von unantastbarem Rufe, der stolzen Ritter vom Geiste, der kühnen Tempelbauer, erfüllte mich mit heiligem Entzücken

Bald machte ich die Bekanntschaft der Fahnenflüchtigen, der Heuchler, der Dummen, der Trägen, der Gecken, der gesinnungslosen Geldmänner, denen wie mir einst das nämliche beseeligende Licht der Geweihten geleuchtet hatte!

— „Wie doch Alles verdirbt unter den Händen der

Menschen!“ sagte ich mit Rousseau; aber mein Muth blieb unerschüttert, mein Eifer erkaltete nicht. Ich fühlte nur meine Verpflichtung in dem Maasse wachsen, als ich die Treue und Thatkraft der Andern abnehmen sah. Von den bitteren Stunden will ich schweigen, die mir der Abfall der besten Freunde, auf die ich so grosse Stücke für die Erneuerung und Kräftigung unseres Bundeswesens gehalten hatte, bereiten musste.

Meine Erfahrungen als Meister vom Stuhl grenzten zwar meine jugendlich überspannten Erwartungen von der Leistungsfähigkeit und dem Opfersinn der freien Männer mehr und mehr ein, liessen mich aber zugleich einen Kern von Edelsinn und tapferem Willen erkennen, der meinem Vorwärtsdrang zu fördernder Genugthuung gereichte.

Von der Ansicht ausgehend, dass nur Derjenige in den Angelegenheiten eines Weltbundes öffentlich mitzureden ein Recht habe, der sich durch Welterfahrung, persönliche Beobachtung auf Reisen und eine ausgebreitete Lectüre eine möglichst universelle Erkenntniss der Zustände und Bewegungen innerhalb der verschiedenen Systeme und Cultur-zonen erworben hat, machte ich mir aus dem Studium der maurerischen Literatur, der Menschen und Dinge eine heilige Bundespflicht.

Ich verfolge seit zehn Jahren unsere periodische Presse in deutscher, englischer und romanischer Zunge mit der grössten Aufmerksamkeit; ich kenne die deutschen, schweizerischen, italienischen und französischen Logenarbeiten aus persönlicher Anschauung und unterhalte überdies einen regen Briefverkehr mit vielen gleichgesinnten Brüdern aus allen Theilen der Erde.

Trotz meiner zeitweiligen Abwesenheit vom theuren

germanischen Mutterboden bin ich mit der maurerischen Bewegung in der Heimath oft bis in die intimsten Einzelheiten auf dem Laufenden. Meine Correspondenten haben mir ein so reiches und zuverlässiges Material geliefert, dass ich heute im Stande wäre, eine möglichst zutreffende Geschichte des deutschen Logengeistes während der letzten zehn Jahre aus den besten Originalquellen kritisch herzustellen.

Allein ich bin zu sehr von der Schwierigkeit und Verantwortung eines solchen Unternehmens überzeugt, zu tief von der social-ethischen Bedeutsamkeit eines solchen Werkes durchdrungen, als dass ich es neben den Obliegenheiten meines publicistischen Dienstes in Angriff zu nehmen wagte. Je mehr sich der leichtfertige oder philiströs gespreizte Dilettantismus in unserer Presse und unserem Schriftthum breit macht, desto zurückhaltender pflegen die berufenen Männer der Feder zu sein.

Ich habe meine Documente und kann warten.

Wie hoch ich übrigens von wahren Werkgenossen denke (deren Zahl leider unendlich hinter dem Mitgliederbestand der Logenlisten zurücksteht), wie sehr ich insonderheit die Anstrengungen einzelner deutscher Bruderkreise, den Verfall unseres Bundeswesens aufzuhalten, unlautere Elemente abzuwehren und für eine bessere Zukunft zu retten, was noch zu retten ist, schätze und bewundere, das wissen Alle, die meine maurerische Thätigkeit während dieses ersten Decenniums meiner Bundesmitgliedschaft verfolgt haben.

Wer die Gabe und die brüderliche Liebe hat, die angedeuteten Quellen meiner maurerischen Erkenntnisse und Ueberzeugungen zu würdigen, der wird es auch begreifen, dass ich über den frivolen Vorwurf der „beispiellosen Selbstüberhebung“, der mir jüngst in einer deutschen Freimaurer-

zeitung entgegengeschleudert wurde, mit philosophischem Gleichmuthe hinweggehe.

Er hat nicht als persönlicher Angriff, sondern nur als sociales Symptom eine relative Bedeutung.

Die Gummi-Elasticum-Moral und die Denkfeigheit drohen die Sittlichkeit unseres Bundes zu einem äusseren linguistischen Anstand, zum wesenlosen Schattenspiel spiessbürgerlich-romantischer Rhetorik herabzuwürdigen und alle ethischen Maassstäbe zu verrücken.

Um sich ein Urtheil über das Wesen und Streben eines Mannes zu bilden, forscht man nicht mehr nach dem Kern seines Erkennens und Empfindens, seines Wollens und Könnens, sondern man begnügt sich, wenn's hoch kommt, zu fragen: hat er die gutmüthigen Miniatur-Tugenden, die in unsern niedlichen Rahmen passen, spielt er eine sociale Rolle, die unserer Eitelkeit schmeichelt, bereitet er uns keine Verlegenheit durch seine freie Rede, kurz, ist er die vollendete Mittelmässigkeit des geistigen, moralischen und socialen Conventionalismus?

Ein Beispiel: Nichts verräth mehr einen elenden, durchaus unmaurerischen Charakter als Filzerei in Geldsachen. Vor ein paar Jahren nun haben wir einen Scandal im „Verein deutscher Freimaurer“ erleben müssen, dessen Wurzel in nichts anderem bestand, als in der Widerwilligkeit eines Mitgliedes, drei bis sechs Mark mit der gebührenden Pünktlichkeit zu entrichten. Da hätte man doch meinen sollen, die öffentliche maurerische Meinung hätte sich wie ein Mann gegen diese erbärmliche Knickerei, welche eine Laus um ihren Balg schindet, erklären müssen! Gott bewahre! Die Unmoralität der finanziellen Mesquinerie wurde gegen die Gewissenhaftigkeit des Mahners und Tadlers in Schutz

genommen! Die Rückstandslisten wachsen von Jahr zu Jahr — aber wehe dem, dem die Entrüstung über diese unmaurerische Wirthschaft ein scharftreffendes Wort abpresst!

Statt den Besen zu nehmen und die unmoralischen Säumer und Filzer, die Feilscher und Abmarkter aus dem Tempel zu fegen, weist man lieber dem pflichtstrengen Geschäftsführer die Thür, damit die Andern um so ungestörter hocken bleiben können.

Wie in materiellen, so in geistigen Dingen. Die Formgötzendienner triumphiren über die Männer des Geistes und seiner rücksichtslosen Aussprache. Doch hat man sich hierin zu einem feinen Unterschied aufgeschwungen.

Die Conservativen dürfen unbeanstandet die groben Worte wählen und, wie ich's an den Marbach'schen „Freisteinen“ nachweisen werde, mit „Pöbelphantasien“, „Dreckphilosophanten“ und dergl. sich Luft machen, während bei den Fortschrittsmännern auf jede derbe Aeusserung die Verdammniss gesetzt wird.

Nur dem Freidenker und unbeugsamen Beobachter wird für seine Kritik die „beispiellose Selbstüberhebung“ an den Kopf geworfen. Diese Schleuderstückchen sind von jeher das Symptom der moralischen Schwächung eines geistigen Gemeinwesens gewesen. Deswegen ist es wichtig für die Beurtheilung der Beschaffenheit unserer Bundessittlichkeit, von dergleichen Symptomen Akt zu nehmen.

„Der deutsche Geist ist in der Rückbildung begriffen“, äusserte jüngst ein Berliner Publicist in der Augsb. Allg. Ztg. Schränken wir diese Behauptung auf den Geist unseres freimaurerischen Bundesgebietes ein, so ist ihre Richtigkeit kaum anzufechten. Die Documente liegen in unserem Vereinswesen wie in unserer Presse offen da.

Die bundesthümliche Ideenlosigkeit, die ethische Entnervung, die sociale Thatenschwäche, die unmännliche Plattheit und Empfindelei, die reactionäre Rancüne sind ebensoviele Merkmale unseres Rückgangs als die geistige Kühnheit, die sittliche Energie, der politische Freiheitsdrang, der sociale Edelsinn die herrlichen Offenbarungen unseres Aufschwungs gewesen.

Nun mögen die schöngeisternden Formelmenschen, die empfindsamen Rhetoren ihre Künste zeigen und mit ihrem Syllabus des guten Tons, dessen Geheimniss nur ihnen allein erschlossen ist, die Schäden der Gesellschaft kuriren! Mögen sie mit ihrer kernlosen, schwächlichen, dünngeistigen, lächelnden Phrase — „den Bau vollenden“!

Quirites plaudite! Ich wüsste wahrlich nicht, worauf das Absehen des krankhaften Geschwätzes, des mystischen Schönthuns mit abgezirkelten Phrasen in einem Bunde von Männern gerichtet sein könnte, wenn nicht auf den Beifall eines geistig geschwächten Auditoriums, das statt an resoluter Denkarbeit, an kritischer Forschung sich zu erheben, sich lieber auf den blauen Gefühlswogen lyrischer Declamation schaukelt und Denjenigen als den besten Maurer preist, der ihm mit lieblichen Virtuosenstückchen auf der Maultrommel die harte Arbeitszeit vertreibt.

Wie dieses Wesen mit den Prätensionen einer erhabenen Culturmission, mit den so enthusiastisch gepriesenen Zielen eines Weltbundes im Zeitalter der Wissenschaft und der That in Harmonie zu bringen sei, darüber schweigt der Contrapunkt unserer Musikanten. Das fidelt das Blaue vom Himmel herunter und verspricht den Mond und alle Sterne den armen Teufeln, die nicht einmal ein Hemd auf dem Leibe haben — und zählt das zu den Thaten welterlösender

Bruderliebe. Wen täuscht man? Nachsichtiges Schweigen wäre in diesem Falle noch Tugend? Vertuschen dieser ärgerlichen Verirrungen oberste freimaurerische Lebensregel? Schonung dieser krankhaften Mittelmässigkeits-Philisterei, die den letzten gesunden Rest unserer Bundesexistenz zu verwüsten droht, Erfüllung des freimaurerischen Gelöbnisses, Logenvorgänge geheim zu halten?

Es gibt zwei Wege, seine wahre Meinung über Menschen und Zustände zu verbergen: das Stillschweigen und die offene Unwahrheit.

Wer wagt es, dem freien Mann die Schmach zuzumuthen, seine wahre Meinung über die Menschen und Zustände im Logenleben zu verbergen?

Kraft welchen Auftrags könnte man sich erlauben, den freimaurerischen Publicisten das Dilemma zu stellen: entweder Du schweigst oder Du hilfst Dir mit der Unwahrheit durch?

Nein, fort mit dem Larifari vom guten Ton, der nur eine gute Lüge sein will, und unbestechlich und unverbrüchlich dem guten Zug des Herzens gefolgt: Wahrheit immer und überall!

Nach uns werden Andere kommen, geschickter und tapfrer als wir, die werden mit fester Hand die ganze Organisation des Logenthums Stück für Stück auseinanderlegen, das Sammelsurium unserer Antiquitäten an die Luft setzen und ohne jégliche Scheu vor dem Ansehen der Personen auch die wortführenden Typen völlig entkleiden, um alles Krankhafte, Schädliche, Forcirte, Erheuchelte vor aller Welt Augen zu richten. Die Procedur wird grausam sein, die renommirtesten Logen-Stoiker werden aus ihrer anstudirten Rolle fallen und erbärmlich schreien, aber für

die Reinigung und Erneuerung unseres Gesellschaftslebens wird diese That die segensreichsten Folgen haben.

Die Mässigungs-Apostel, denen stets die Mahnungen zur Milde, Klugheit, Feinheit, Verschwiegenheit, Sanftmuth auf den gesalbten Lippen blühen, sind entweder ruhesüchtige Höflichkeitsgecken oder die Incarnation einer colossalen Eitelkeit, die über Alles sich erhaben dünkend, mit schauspielerischer Vielseitigkeit sich in die diplomatische Rolle einer gewissen wohlwollenden Unparteilichkeit findet, die nicht kalt und nicht warm macht.

In dem neuesten Buche von Feodor Löwe „Aus eigener Werkstatt“ finde ich das sinnige Bonbons-Reimlein:

„Verständ'ge richten mild und klug,
Wo gleich die Thoren schmähn und schrein;
S'ist eben leichter, grob genug,
Als höflich und gerecht zu sein.“

Ach, diese Höflichkeit und Gerechtigkeit der „Verständigen“, wir kennen nur allzugut ihre „milden und klugen“ Richtertalente!

Nichts imponirt uns weniger, als diese affectirten Sprüchlein der Zuckerbäcker-Philosophie des Stuttgarter Schauspiel-Regisseurs und Stuhlmeisters. Dafür halten wir es um so lieber mit dem preisenswerthen „Thoren“ der Apokalypse: „Ach, dass Du kalt oder warm und nicht lau wärest; da Du aber weder kalt noch warm bist, so will ich Dich ausspeien aus meinem Munde.“

Das ist göttlich grob gesprochen und göttlich gerecht empfunden zugleich.



II.

Aar das ein Aufruhr, den seiner Zeit einige Artikel von dem Meister J. G. Findel in Leipzig und mir auf der hochconservativen Seite unserer bundesbrüderlichen Arbeitsbänke hervorgerufen haben!

Man hat uns als Verbrecher am „guten Ton“ in der Presse wie in Vereinsversammlungen an den Pranger zu stellen versucht und sich die liebe reichste Mühe gegeben, unsere publicistische Ehrenhaftigkeit zu besudeln.

Wie sagt doch gleich der Narr im „König Lear?“

„Wahrheit ist ein Hund, der in's Loch muss und hinausgepeitscht wird, während Madame Schosshündin am Feuer stehen und stinken darf.“

Es ist ein alter Kniff, sich zum Verdammer der Form aufzuwerfen, wenn das getroffene Gewissen räth, den unmöglichen Kampf gegen die Berechtigung des Inhalts vorsichtiglich zu vermeiden.

Es gibt mehr Augen als Verstand und Wahrheitsmuth in der Welt. Wer sich daher voll glorreicher Entrüstung auf wirkliche oder vermeintliche Mängel der Form wirft, ist immer sicher, einen Theil des Publikums zum beifälligen Zuschauer seiner Heldenthat zu haben, dessen

Scharfäugigkeit sich an der Oberfläche der Dinge gütlich thut und den Kern unangefasst lässt.

— „Da steht einmal diese Schreibweise! Ist das nicht unerhört?“

— „Fürwahr, das ist entsetzlich, unerträglich!“ rufts im Chor.

Ich habe in der „Allg. Oesterr. Freimaurer-Zeitung“ eine vortreffliche Besprechung eines neuen freimaurerischen Werkes gelesen, dessen Autor zu der ältesten Noblesse des Logen-Conservatismus zählt. Jede weitere Schilderung des Schriftstellers bleibt mir erspart, wenn ich den Namen Oswald Marbach ausspreche. Der Mann ist ein Muster, voilà tout.

Wohlan, die ehrwürdigen Formanbeter mögen sein neuestes Buch aufschlagen und sich einmal in das Anschauen der Verse versenken, wie der folgenden:

„Das will Wissenschaft sich nennen,
Diese Pöbelphantasien,
Die als Irrwischlichter brennen,
Um zum Sumpf hinabzuziehen“ —

Oder noch besser:

„Diese Dreckphilosophanten
Sollten wir als unseres Gleichen
Achten, ihnen als Verwandten
Brüderlich die Hände reichen?!“

Wie das lieblich ist und wohllautet, nicht wahr? Eine Weide für das formentzückte Auge bei der Lectüre, sind diese Verse gewiss wahre Sphärenklänge für das Ohr, wenn sie von salonfähigen, wohllautathmenden Conservatorenlippen declamirt werden.

„Pöbelphantasien“!

„Irrwischlichter“!

„Dreckphilosophanten“!

Der Ton, den ein conservativer, gläubiger Muster-
schriftsteller wie Oswald Marbach anschlägt, kann nur
der gute sein. Darauf braucht man keinen Eid abzu-
legen.

Marbach bewegt sich in bürgerlich auserlesener Ge-
sellschaft; denn seine dichterischen Offenbarungen wenden
sich nicht an das ungelehrte, stumpfsinnige Gassenvolk, an
den profanen Haufen, sondern an geweihte Geister. Seine
„Freisteine“ hat er selbstverständlich nicht für den Plebs
gemeisselt. Sie adressiren sich an die Gebildeten, die auf
den Höhen der Menschheit wandeln, an den Bund, der
ein Hüter und Mehrer der humanen Culturgüter zu sein
behauptet.

Auch die „Irrwischlichter“, die „Dreckphilosophanten“,
und „wüsten Atheisten“, die der feinfühlende Dichter Mar-
bach mit seiner tiefsinnigen Beachtung beehrt, sind nicht
unter dem ordinären Lumpengesindel zu suchen, das doch
sicher nichts mit der Freimaurerei noch mit der Professoren-
poesie zu schaffen hat, sondern unter mehr oder weniger
gelehrten Leuten, unter Forschern, Schriftstellern, Künst-
lern, Lehrern an hohen und niederen Schulen, ja unter
den vom Staate honorirten Collegien Marbachs selbst —
kurz unter Männern, die im Vollbesitze ihrer bürgerlichen
Rechte und Ehren sind.

Bei Marbachs „Dreckphilosophanten“ hat man
nicht an elende socialistische Mordbuben à la Hödel und
Nobiling, sondern an erlauchte Vertreter naturwissenschaft-
licher Doctrinen, wie Darwin, Häckel, Vogt, bei seinen
„Irrwischlichtern“ an Philosophen wie Feuerbach und
Strauss zu denken; denn die Stimmführer sind verant-

wortlich für ihre „Pöbelphantasien“ und nicht die unbekannte, undefinirbare Menge ihrer Anhänger.

Die hellleuchtenden Religionsstifter und Apostel pflegt man an das Kreuz zu nägeln, nicht die armen obsuren Gläubigen der neuen Lehre.

Das war zu allen Zeiten so — und der conservative Marbach wäre sicher der Letzte, von der geheiligten Tradition abzuweichen oder sich mit Kleinigkeiten abzugeben.

Nur das Gewichtige, Einflussreiche, Entscheidende, das Haupt und nicht die kleine Zehe fordert die gelehrte Kraft, die poetische Inspiration, die sittliche Entrüstung eines Marbach heraus. Nicht gegen die Frösche und Mäuse, sondern gegen die Elephanten des Unglaubens schleudert ein solcher Glaubensheld seine „Freisteine“.

Es sind daher auch keine gewöhnlichen Steine, wie sie der Bach mit spielender Leichtigkeit in seinem Bette rollt, es sind Felsblöcke, Quadern, die nur ein herkulischer Arm bezwingt.

Der grosse Mann erkürt sich grosse Gegner und tritt mit grosseln Mitteln in die Schranke

„Pöbelphantasien“!

„Irrwischlichter“!

„Dreckphilosophanten“!

Das ist die schöne Sprache, der gute Ton; merkts Euch, Ihr Heiden!

Ich gestehe beschämt, dass ich seither im publicistischen Ausdruck ein anderes Ideal hatte. Ich vermied es, ein Wort niederzuschreiben, das ich nicht auch in sogenannter anständiger Gesellschaft dem Gegner hätte ins Gesicht sagen können. Ich ahne, dass ich in der streitenden Publicistik bei meinem schlechten Ton beharren und Ausdrücke,

wie die schöne Wurzel „Dreck“ mit ihren Composita und Derivata vermeiden werde.

Mögen die feinfühligten Conservativen fortfahren, meine und meiner Unglaubensgenossen Schreibweise zu verdammen, wie sie es seither mit so frommem Eifer gethan

„Pöbelphantasien“, „Dreckphilosophanten“, — o du beneidenswerthe Logen-Noblesse!

* * *

Marbach's lehrhafte Muse, die seltsamste Verquickung von Alterthümelei und Modernität, von orakelnder Göttin und rabulistischem Blaustrumpf, Prophetin, Gläubige und Ketzerin zu gleicher Zeit, kurz, ein poetisch-philosophisch-classisch-romantisches Monstrum, das sich für Geld sehen lassen könnte, wären diese Missbildungen auf den akademischen Lehrstühlen, wie in der Loge und der Literatur nicht so häufig, dass das Gros des Publikums schon blasirt ist und keine Extraausgabe an diese Schaustellungen mehr wenden mag, — Marbach's lehrhafte Muse räuspert sich und hebt ihre „Elegien“ im schönsten Docententon also an:

„Warum heidnische Namen der Gottheit zu geben ich vorzog?
Weil vor dem Ketzergericht pfäffischer Menschen mir graust.
Aber nicht minder mir graust vor den Thörichtsten unter den
Thoren,

Welche verspeien den Gott, weil sie sein Priester verdriesst.
Schämen der Knechtschaft endlich sie sich und gebrauchen ihr
Hausrecht,

Treiben den Pfaffen sie aus, werfen den Gott sie ihm nach.
Aber ich bring ihn zurück —“

Recht so, bring ihn zurück, „grausige“ Muse! Wir wollen ihn vorläufig nicht näher untersuchen, diesen Marbach'schen

Zurückgebracht; wir wollen die poetisch-philosophischen Lappen, die eine spindeldürre, metaphysische Abstraction gar prahlerisch umhüllen, nicht zurückschlagen, um das Götterbild in seiner Blösse zu zeigen. Wir wollen die geschätzte Freistein-Muse nur auf eine kleine Flüchtigkeit aufmerksam machen, die ihr bei der Betrachtung des Welt-entgötterungsprocesses passirte, eine kleine Flüchtigkeit, die einem nicht poetisch eingenommenen Kopf als ein capitaler Schnitzer angerechnet werden müsste Die poetische Inspirationseile kann es natürlich mit der exacten Beobachtung der thatsächlichen Vorgänge nicht so genau nehmen. Der einsichtige Richter wird sich diesem mildern- den Umstande nicht verschliessen.

„Die Thörichtsten unter den Thoren“ haben das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, dem Gott mit seinen Priestern den Laufpass gegeben, meint unsere Freistein-Muse. Zugegeben. Das achtzehnte Jahrhundert, das Sæculum des souverainen Esprit's, mag's verantworten. Das neunzehnte Jahrhundert, das Sæculum der geduldig forschenden Wissenschaft, kann von diesem Vorwurf nicht getroffen werden.

Die Wissenschaft hat sich begnügt, den anthropomorphischen Gottesbegriff aufzulösen und einzuscharren. Die theologisch-philosophische Streitfrage der Existenz Gottes an sich blieb dabei aus dem Spiele, da sie kein Gegenstand wissenschaftlicher Behandlung sein kann, so lange sie weder von der praktischen Erfahrung, noch vom logischen Beweisverfahren ernsthaft tractirt zu werden vermag.

Die Wissenschaft hat sich also auf die einzige Möglichkeit beschränkt, die ihr in diesem Falle geblieben: sie hat sich mit dem Gottesbegriff nur in negativ-kritischer

Weise beschäftigt, soweit es die logische Nothdurft erforderte.

Die Gottesidee an sich ist bei diesem Verfahren nicht umgeworfen worden — den Gläubigen à tout prix sei es zum Troste gesagt! — nur der Begriff vom persönlichen Gott ist dabei vollständig in die Brüche gegangen, ohne dass die Wissenschaft in böser Absicht seine Zerstörung sich vorgenommen hätte. Ganz nebenbei, als fatale Folge der positiven wissenschaftlichen Arbeit überhaupt, ist er sozusagen verduftet.

Mit der wissenschaftlichen Erfassung des dynamischen Zusammenhangs des gesammten Weltgebäudes und der streng gesetzmässigen Wirkung aller Kräfte ist der alte Gottesbegriff ganz von selbst überflüssig geworden und er ist aus dem Himmelsraum verschwunden, ohne dass ihm die Wohnung gekündigt worden wäre.

Für ein Ueberflüssiges ist eben selbst im unendlichen Universum kein Raum mehr; nur die Poeten finden in ihren Träumen noch leere Stellen, wo sie überflüssigen Götterbildern Unterschlupf gewähren können. Dem Denker ist diese phantastische Freigebigkeit versagt.

Bekanntlich hat der grosse Laplace dem ersten Napoleon auf die Frage, was er von einem persönlichen Gott halte, die Antwort ertheilt: „Sire, von diesem Wesen habe ich auch im ganzen Weltraum nicht die geringste Spur gefunden“.

Nein, meine gute Freistein-Muse, die „Thörichtsten aller Thoren“ à la Laplace und Consorten „verspeien“ nicht den Gott, wie du so anmuthig und nobel sagst — sie finden ihn einfach nicht mehr; nicht „weil sie sein Priester verdriesst“, haben sie ihm das Hausrecht entzogen, wie du

naiv anzunehmen vorgibst, um die atheistische Friedensliebe zu compromittiren, sondern weil er aus ihrem Denken verschwunden. Es ist billig und gerecht, sich dies einzuprägen, o Muse!

Seit es eine Geistesgeschichte gibt, stehen sich zwei Weltanschauungen gegenüber (nur zwei, denn es gibt im Grunde nicht mehr, die überzähligen beruhen nur auf Unterschieden in den Nuancen): die alte, kindliche, poetische, dualistische, theistische — und die moderne, männliche, vernunftgemässe, monistische, atheistische.

Diese Scheidung steht unverrückbar fest; da hilft kein Kunststück der Vermittler und Vermischer dagegen. Theist oder Atheist? das ist die Frage.

Wer Theist sagt, mag sich drehen und wenden wie er will, mag sich mono- oder polytheistisch gütlich thun, — die gesammte alte, kindliche, dualistische Weltanschauung hat er an seinen Sohlen mitzuschleppen, wie der Sträfling seine Kugel.

Das phantastische Spiel der Freistein-Muse mit den Göttern von Althellas zeigt, wie im poetischen Traum die polytheistische Neigung durchbricht. Wir lesen S. 135:

„Tief in der eigenen Brust trägst du den ganzen Olymp,
Jeder der Götter bist du in einer von all' den Gestalten“ —

Dann erfasst unsere Muse wieder züchtig monotheistische Beschämung und christenthümliche Wehmuth und sie bricht in den Seufzer aus:

„Ach, das ist Alles ein längst — längst überwundener Traum!“
worauf ihr der Professor geheimnissvoll die Lection ertheilt:
„Wisse: die Wahrheit erschien im Jugendtraume der Menschheit,
Und sie erscheinet auch dir, wirst du nur wieder ein Kind!“

Also zurück in die Kinderstube, ihr, die ihr nach Licht und Wahrheit sucht! Die Freisteine sind die Meilenzeiger auf diesem rückwärtsgekehrten Forschungswege

„Bringst du, o Mensch, es zunächst zum Zeus nicht, noch zum
Apollo,

Nun so begnüge dich, Pan unter den Göttern zu sein.“

Pan ist so übel nicht. Sohn des Hermes und der Tochter des Dryops, Beschützer der Hirten und Heerden, Liebhaber der Nymphen, mit denen er beim Klange der Syrinx fröhliche Tänze aufführt, voilà eine noble Verwandtschaft und eine Beschäftigung, die zwar etwas weit abliegt von den Gebräuchen und Arbeiten der heutigen Freimaurer, aber nach der Versicherung des Professors Marbach doch weit ansehnlicher und vergnüglicher sind, als das Affenvetternthum und das hieraus resultirende naturwissenschaftliche Weltleben.

Pan wird zwar mit Ziegenfüßen, Bocksbart und Hörnern abgebildet und seine Stimme soll nichts weniger als ein lyrischer Tenor gewesen sein. Im Gegentheil, man schildert sie uns als furchtbar und schreckenerregend, woher der Ausdruck „panischer Schrecken“ — allein das gewöhnt sich.

So lebe denn das neue Pansgeschlecht!

Als vorsichtiger Mann rathe ich jedoch meinen Brüdern, erst die Erfolge dieser classischen Neu- und Höherbildung abzuwarten, bevor sie sich entschliessen, ihr freies, modernes Menschenthum an den Nagel zu hängen. Am Ende sind die „Freisteine“ doch auch nicht unfehlbar — und wenn sie uns falsch gewiesen, könnte es bedauerliche Verirrungen geben.

Ich für meinen Theil bleibe dabei: weder Zeus, noch Apoll, noch Pan, sondern Mensch schlechtweg! Ich ambire

keine olympische Stellung, sondern begnüge mich mit meinem leidlichen Menschenthum; ja zu Zeiten bin ich ordentlich stolz darauf, z. B. nach der Lectüre der „Freisteine“. Ich gehöre nun einmal zu den unverbesserlichen Weltkindern, die in allen Dingen die natürliche Helle und Klarheit lieben, und denen das Schlichtmenschliche höher steht, als die transcendente Confusion der Himmelspächter.

„Kinder der Welt! Ist das ein Tadel?
Homo sum. Das ist mein Adel.
Und meine Fahne
Ist das Humane.“

So singt der alte, biedre Dichter Bauernfeld. Ich singe mit.

Aengstlich-dreisten Kleingeistern gegenüber, die Sinn und Character eines philosophisch-literarischen Aufeinanderplatzens freier Männer nicht zu fassen vermögen und zuweilen doch das Bedürfniss verspüren, aus ihrer Zuschauerschranke herauszutreten und in den Streit wissenschaftlicher Ueberzeugungen eine ungelenke Parteiphrase hineinzurufen, muss ich mich ausdrücklich gegen die Unterstellung verwahren, als hätte ich nur frivolen Krakehl und mit unziemlichen Angriffen auf den altehrwürdigen, hochverdienten Meister Marbach die täglich wachsende Zahl seiner enthusiastischen Bewunderer zu hänseln und zu kränken gesucht. Denn dergleichen ehrenrührige Dinge muss man sich von parteiverblendeten, jedes freien Ueberblicks über die geistige Bewegung der Zeit beraubten Logen-Dilettanten in deutschen Bundesblättern nachreden lassen. Wohlan, wenn das nicht Böswilligkeit ist, so ist es doch eine herzlich unangenehme Albernheit. Marbach's Logen-Bücher gehen zwar nicht als neue Heilsbotschaft aus in alle Welt, aber sie sind doch sehr weit verbreitet und geniessen als die autorisirtesten

Bekennniss-Schriften des germanischen Freimaurer-Conservatismus ein fast infallibles Ansehen. Dieser Umstand ist es, der uns die Verpflichtung auferlegt, das Recht unserer abweichenden und unabhängigen Meinung nicht schmälern zu lassen. Wenn wir mithin auch dem Dogmatiker Marbach in einigen hochwichtigen, für die gedeihliche Fortentwicklung unseres Bundesgeistes entscheidungsvollen Punkten aus heiligster Ueberzeugung widersprechen und an den Sonderbarkeiten seiner lehrhaften Muse keinen Geschmack finden, so hindert uns dies keineswegs, seine eminenten Verdienste um die schöngeistige und ethische Beseelung der seiner unermüdlichen Mitarbeit sich erfreuenden Logen ebenso aufrichtig zu bewundern.

Kaufmännische Brüder, die alljährlich die berühmte Leipziger Messe besuchen und sich bei dieser Gelegenheit die Theateraufführungen, Concerte und sonstige Kunstgenüsse nach dem Abendtische zu Gemüthe führen, versäumen gewöhnlich nicht, neben anderen köstlichen Sehenswürdigkeiten des sächsischen Klein-Paris sich auch eine Logen-Arbeit zu betrachten und womöglich den gefeierten Redner Marbach zu hören. Von solchen glücklichen Messbrüdern hörte ich den ungeheuren Eindruck schildern, den Marbach's oratorische Kunst auf ihr Gemüth gemacht; keine Sängerin, kein Violin- oder Harfen-Virtuose hätte sie jemals so im tiefsten Innern gepackt, wie diese Marbach'sche Leistung, versicherten sie mir mit enthusiastischen Geberden. Ich bezweifle nicht im Geringsten diesen Zauber des Marbach'schen Worts, und wenn ich das Glück hätte, jemals unter seinen Hörern zu sein, würde ich wahrscheinlich so wenig wie der erste beste Messbruder der magischen Gewalt seiner Improvisation zu widerstehen vermögen. Aber

sintemal ich nicht das Glück, sondern nur die Marbach'schen Bücher habe, wahre ich meine volle Unbefangenheit und das Grundrecht jedes Lesers — und mache meine kritischen Glossen sine ira et studio. Jeder muss sich eben nach seiner Decke strecken, und den Luxus an bizarren Anschauungen und Ein- und Ausfällen (siehe oben!), den der Schriftsteller Marbach in religionsphilosophischer Richtung entwickelt, müssen wir um so prompter zurückweisen, jemehr dergleichen geeignet ist, unsere bescheidene, aber geordnete wissenschaftliche Möblirung der modernen Loge zu stören oder gar in Verruf zu bringen.



III.

Bekanntlich wollte Sokrates den nicht zum Gefährten durch's Leben, der, auf Geld und Gut erpicht, zu nichts Edlerem Musse hätte.

Wer vor lauter materieller Kleingeschäftigkeit keine Zeit und Stimmung mehr für das Stille, Grosse und Schöne erübrigt, der ist kein freier Mann. Wir haben zu viele freie Maurer und zu wenig freie Männer. Das hat an vielen Orten unsern Bund zu einer gemeinen Werkbude herabgedrückt. Da gehe einer hin und werbe Gefährten für ein edel gewolltes Leben!

Wenn's hoch kommt, sieht man sich einmal auf zwei oder drei Stunden in der Woche. Dann beginnt der alte Logen-Mechanismus zu klappern, übertäubt jede individuelle Inspiration, hindert jede freigemuthe Initiative. Die Zungen werden nicht gelöst, die Geister nicht entbunden, die Herzen kaum genähert. Was nimmt der Einzelne mit fort? Ein Ohr voll Phrasen. Was lässt er zurück? Selten mehr als auch eine Phrase und seinen ritualmässigen Armenpfennig. Und der Gewinn für das Haus, für die Gemeinde, für den Staat, für die Menschheit?

Aber die Loge ist von innen und aussen gehörig gedeckt und alles in schönster Ordnung gewesen!

So hat man von Anfang an allerlei Blendwerk von Beschönigungen ersonnen, um über den Mangel an wahrer gesellschaftlicher Weisheit, wie an fruchtbarer, behender Stärke hinwegzutäuschen. Zufriedenheit mit dem Ueberlieferten und Ruhe scheint auch des Maurers höchste Pflicht.

Ordnung! Ruhe! Ist das der Gipfel aller Glückseligkeit, die wir für uns und andere im Bunde erstreben? Dann ist der Kerker der idealste Ort, denn dort herrscht unter den Lebendigen mehr Ordnung und Ruhe, als sonstwo in der freien, bewussten Welt.

Wir sind Tausende und aber Tausende. Es ist unglaublich, wie gross die Zahl der Individuen, die laut unserer Logenlisten als „freie Männer von gutem Rufe“ gelten und am Tempelbau der Humanität mitschaffen wollen. Welche Summe von männlichen Kräften! Welche imponirende Stärke an Charakter, Geist und Gut müsste ein solcher freier Männerbund entfalten können!

Wenn die zielbewusste Macht das Allsiegende ist, wenn jedes Wesen von Natur um sich greifen darf, soviel es Macht hat, es sei unter seines Gleichen oder andern Dingen, ja wenn das Recht selbst Gestalt und Folge erst durch die positive Gewalt empfängt, so muss ein so gewaltiger Bund wie der unsrige jedes Blatt der Geschichte mit seinen Grossthaten und seinem Einflusse gezeichnet haben und jede Gestaltung des Gemeinlebens muss die geheimnissvolle Marke seiner Mitwirkung erkennen lassen.

Ist dem also? Ist der moderne Fortschritt wie ein zündender Funke aus dem humanen Brennpunkt des Logen-

lebens hervorgesprungen — oder haben wir nicht vielmehr die zerstreuten Fortschrittsideen im profanen Weltverlauf mühselig gesammelt und in das Allerheiligste unseres Tempels, oft unter dem hartnäckigsten Widerspruch unserer eigenen Tempelhüter, getragen, um unsere verlöschenden Lämpchen damit zu nähren? Sind wir die Erzeuger oder nur die Nutzniesser des wahren Völkerfortschritts zur Humanität?

Hat sich die Civilisation von heute auf unseren Ton gestimmt — oder haben wir unsere liebe Noth, mit dem ihrigen im möglichst reinen Einklang zu bleiben?

Die Hand aufs Herz und ehrlich geantwortet!

Mit der historischen Sophisterei, die uns stets mit fremden Federn zu schmücken bereit ist und alles, was Grosses und Menschenwürdiges von den Märtyrern des Fortschritts erstrebt und erreicht worden ist, schmeichlerisch auf unser Betriebsconto setzt, ist uns wahrlich schlecht gedient. Wir fordern eine exacte Einsicht in den Haushalt unserer Bundeskräfte und eine getreue Buchführung.

Was haben wir mit unserer Stärke ausgerichtet?

Wie sind wir mit unserer Kraft zu Werke gegangen?

Zunächst haben wir uns mit einer überlieferten Organisation zufrieden gegeben, die nach dem modernen Sachverstande keine Organisation mehr ist, sondern ein Instrument der Hemmung, der Zersplitterung, der Isolirung und Auflösung. Das hindert nicht, dass kurzsichtige Optimisten aller Erfahrung zum Trotz fortfahren, ihr eine vorbildliche Bedeutung für die profane Gesellschaftsordnung beizulegen!

Dann halten wir an Gebrauchthümern und Ritualien fest, die in vergangenen Zeiten gewiss schön und nützlich gewesen und heute noch jedes archäologische Herz mit

Richtig!

geheimer Wonne erfüllen, die jedoch mit den fortgeschrittenen wissenschaftlichen Erkenntnissen, mit der socialpolitischen Höherbildung, wie überhaupt mit dem intellectuellen Lebenssystem unserer Tage sich nicht mehr decken. Sie sind ehrwürdig, aber steril; sie sind feierlich, aber barock und langweilig. Ihr dogmatisches Wesen ist unvernünftig, dem neuen wissenschaftlichen Geiste, der den Character der heutigen Gesellschaft bestimmt, gerecht zu werden. Ihre störrige Aufdringlichkeit ist vielleicht nicht die schwächste von den Ursachen, welche die Mehrzahl unserer hervorragendsten Gelehrten, Dichter, Künstler, Publicisten, Staatsmänner u. s. w. abhalten, sich dem Logenleben anzuschliessen.

Damit schrumpft die Allgemeinheit unseres Bundes mehr und mehr zusammen, und wenn das so fortgeht, wird die Zeit nicht mehr ferne sein, wo ganze Berufsklassen sich von ihm abwenden, andere nur noch ihre conservativen und reactionären Elemente von unerträglicher Mittelmässigkeit an ihn abgeben werden. Sollen doch jetzt schon grosse Provinzen mit Logen und Logensystemen von solch wenig erfreulicher Zusammensetzung behaftet sein!

Was unter den Händen solcher Bauleute aus dem idealen Tempel der Humanität werden muss? Wer Augen hat zu sehen, der sehe!

Ferner haben wir uns eine so ängstliche, philisterhaft verbohrte Ausdeutung unserer alten Grundgesetze gefallen lassen, dass wir uns gewöhnten, die weltbewegenden Probleme unsrer Zeit, die entscheidungsvollsten Gebiete des Menschheitslebens in der Loge nahezu vollständig zu ignoriren oder daran herum zu gehen wie gewisse Thiere um einen gewissen Brei. Das ist zwar ausnehmend vorsichtig

— und man könnte es sogar verteuelt gescheid finden, wenn es nicht zugleich so unmännlich, so unwürdig, so schwachmatisch, so schnurstracks den höchsten Interessen der Humanität entgegen wäre.

Bauleute, die nicht an die Grund- und Ecksteine ihres Unternehmens mit Spitzhammer, Zirkel und Winkelmass zu tasten wagen! Humanitätsphilosophen, die bei ihren Zusammenkünften in geschlossenen Gesellschaftsräumen sich Brüder nennen und als freie Männer von gutem Rufe zu den höchsten Aufschwüngen des Geistes und Gemüthes sich für verbunden erachten, aber weder die wissenschaftlich erfasste Politik noch die Fragen der Religion in den Kreis ihrer bundesbrüderlichen Verständigung zu ziehen sich erlauben, als ob die Höherbildung und Besserung der Menschheit ausserhalb der politischen und religiösen Interessenkreise auch nur denkbar wäre!

Die Wahrheit ist, dass unsere Logen von ihrer idealen Höhe zu vorherrschend geselligen Stelldicheins herabgesunken sind, deren Hauptwerth darin besteht, wie dies Karl Scholl in Nürnberg jüngst in seiner Zeitschrift „Es werde Licht!“ ganz treffend ausgesprochen, obschon er die Loge nur vom Hörensagen kennt, — dass sich Männer der verschiedensten politischen und religiösen Anschauungen zu freundlichem Verkehr zusammenfinden, aber nicht entfernt daran denken, die zwischen ihnen bestehenden Unterschiede in principieller Weise, auf dem Wege gegenseitiger brüderlicher Verständigung zu heben, die Vorurtheile und Besonderheiten im Feuer der Kritik zum Schmelzen zu bringen.

Die Wahrheit ist, dass man sich auf diese vornehme aufgeklärte Gleichgiltigkeit in politischen und religiösen

Dingen noch sogar viel zu Gute thut und sie arglistiger Weise Toleranz nennt. Toleranz? Nein, es ist die Angst der Impotenz vor der praktischen Durchführung unserer heiligsten Grundideen, vor dem offenen ehrlichen Kampfe für dieselben im Leben!

Man begreift den tiefen und berechtigten Sinn der mephistophelischen Worte, die im „Faust“ auf die überspannt bestrebsamen Schulmeister gemünzt sind: „Das Beste, was ihr wisst, dürft ihr den Buben doch nicht sagen!“ Gewiss. Aber Männer unter und zu Männern dürfen doch das Beste sagen?

Was Wunder, wenn unter solchen Umständen das Logenleben in der Hauptsache ergebnisslos verläuft und statt einer grossen, reellen Arbeitsleistung sich zu unterziehen, am Unendlich-Kleinen, am Unendlich-Harmlosen und so oft Unendlich-Nichtigen sich zersplittert? Wenn es blinde Fensterscheiben dahinsetzt, wo das Licht am vollsten, hellsten, fröhlichsten hereinströmen sollte? Wenn es an pompösen Phrasen über das Licht sich verblenden und berauschen lässt, statt an seinem Strahl den Weg in das wirkliche Leben zu nüchterner, aber segensreicher Thätigkeit zu suchen?

Und sehen wir endlich zu, was in den meisten Logen an praktischer Werkthätigkeit ausgerichtet wird, so stossen wir auch hier auf Abirrungen von der rationellen Methode, deren systematische Befolgung unserem Kraftbestande so herrliche Verwendung sichern müsste.

Es ist ja brav und gut, Wittwen und Waisen zu unterstützen, Christbäume zu schmücken, Confirmanden zu kleiden, arme Schüler mit Stipendien zu fördern, Almosen links und rechts auszutheilen, — aber sind das die eigensten Sorgen

und Aufgaben eines Weltbundes, wie ihn die Freimaurerei darstellen will? Dann wollen wir uns doch zutreffender als Bund der barmherzigen Samariter bezeichnen und unsere Logen als wirkliche Filialen der Armenpflegschaften, der Vorschuss- und Hilfsvereine, der Wittwen- und Waisencassen einrichten, damit doch wenigstens ganz und ordentlich geschehe, was wir aus gedankenloser Gewöhnung nicht lassen können!

Es ist in der That nicht einzusehen, warum wir in der Zeit der immer vollkommeneren Arbeitstheilung fortwährend auf andere Gebiete übergreifen und unter fremder Firma Dinge verrichten, wozu ausdrücklich berufene Arbeiter und besondere Anstalten längst vorhanden sind.

Aehnlich ist es mit vielen andern, zu dem wir uns in der Loge gewohnheitsmässig herandrängen. Wir singen, musiciren, beten, treiben elementaren Unterricht und populäre Moral in Vorträgen und Predigten. Aber sind denn dafür nicht Theater, Concertsäle, Schulen und Kirchen mit bestallten Dienern und reichen Mitteln vorhanden?

Seit wann ist denn die Loge als deren Hilfsanstalt etablirt mit der Verpflichtung, unsere specifischen Bundesarbeiten an den Nagel zu hängen oder nur so nebenbei zu treiben, um den guten Schein zu retten?

Oder — und mit dieser Frage steht oder fällt unser ganzes Logenwesen in seiner gegenwärtigen Verfassung — haben wir überhaupt keine specifische Arbeit mehr für uns?



IV.

Furcht ist das Product geistiger oder leiblicher Schwäche. Das Gefühl der Furcht kann da nicht aufkommen, wo man, sei es als Individuum, sei es als Gesellschaft ein sicheres Bewusstsein von dem Umfang und der Güte seiner Kraft und den entschlossenen Willen zu deren zweckmässigster Anwendung in jeder Lage bewahrt.

Der stramme Vollbegriff des Mannes schliesst die Furcht aus. Ein Männerbund mit hohen socialen Zielen kann nie furchtsame Anwandlungen irgend welcher Art verspüren, so lange die Mehrzahl seiner Mitglieder aus geistig und leiblich rüstigen und resoluten Individuen besteht, in deren Gehirn nicht nur das enthusiastische Feuer für die Bundesideale lodert, sondern auch der ernste Gedanke der socialen Verantwortlichkeit allzeit gegenwärtig bleibt. Dabei sind zwar vorübergehende Schwächeerscheinungen nicht ganz ausgeschlossen, aber diese Schwankungen in der gesellschaftlichen Gesundheit werden erst dann den Charakter eines Schwächezustandes annehmen, wenn die geistigen und leiblichen Invaliden in die Mehrheit gekommen sind und damit die krankhafte Umbildung oder Auflösung des gesamten Bundeskörpers in Fluss gebracht haben.

Die Furcht ist eine höchst bedenkliche Schwächeerscheinung in unserem Bundesleben und muss durch eine rechtzeitige Zuführung frischer Säfte und Kräfte beseitigt werden.

Nichts Herrlicheres in der Welt, als ein ächter Männerbund, den alle Zeichen blühender Gesundheit schmücken und der in imponirend stolzer Kraft über alle Hemmnisse triumphirt, die er auf seinem Heldenlaufe zu den höchsten Glückeszielen der Menschheit findet!

Aber auch nichts Trübseligeres fürwahr als ein angeblicher Männerbund, durch dessen Adern ein ausgemergeltes Blut träg und spärlich dahinschleicht, dessen schwache Füße ewig auf demselben Flecke trippeln, während die bleichen Lippen von fernen leuchtenden Höhen fabeln, die im Sturmeschritt vor Einbruch der Nacht noch erreicht werden sollen! Und die Furcht frisst den letzten Rest seines einst muthigen Herzens, und der ängstliche Sinn, der die süsse Gewohnheit des Daseins, wenn auch eines elenden und unnützen, nicht aufzugeben vermag, fleht zu den starken Mächten des Lebens, um das Almosen der Duldung einer solchen Scheinexistenz!

Dabei legen sie die rührendsten Betheuerungen ihrer Unschuld ab, wie sie, die demüthigen Bundesgenossen, so gar nicht revolutionär seien, nur an ihrer eigenen Busse und Besserung arbeiteten, uralte fromme Sprüche beteten und heilsame Gebräuche übten, sich weder mit kirchlichen noch staatlichen Einrichtungen selbsturtheilend befassten, überhaupt sich nicht im Geringsten auf die modernen Welt-handel einliessen

Wie unsäglich traurig wäre das Schauspiel eines solchen Männerbundes!

Doch das gilt nicht; das hat noch kein Auge gesehen, kein Ohr gehört. Bis zu dieser Entmannung ist selbst das entartetste Gesellschaftsleben, das hypokriteste und verlogenste Humanitäts-Vereinsspiel noch nicht gesunken.

Jedoch Schwächeerscheinungen sind vorhanden, und von Zeit zu Zeit werden Stimmen in unserer Presse und in unseren Vereinen laut, welche das Hasenpanier der Furcht auf die Zinnen unserer bundesmässigen Bestrebungen pflanzen und als die Standarte des wahren Heils preisen möchten. Religion? Politik? O rühret, rühret nicht daran!

Natürlich bringt man für jenes Verhalten Gründe bei — und was für Gründe! Ich habe sie seit zehn Jahren gesammelt und nummerirt, und wenn ich heute die Sammlung durchmustere und z. B. Nummer 99 mit Nummer 1 vergleiche, so fühle ich immer den berühmten Ausruf Ben Akiba's in den Ohren klingeln.

Glänzen diese Gründe also auch nicht durch Reichtum und Mannigfaltigkeit des Gedankens, so interessiren sie doch durch die nachhaltige Beliebtheit, die sie allen Gegenreden zum Trotz in den weitesten Kreisen sich zu bewahren gewusst. Das ist gewiss ein schöner und erfreulicher Zug in unserer als unbeständig verleumdeten Zeit. Nein, nein, mit den lieben, alten Dummheiten hat es doch noch gute Wege; wir hegen und pflegen sie, als ob sie zur eigenen Familie gehörten, wir wickeln sie in die beste Wolle conservativer Beredtsamkeit, damit sie nicht etwa den Schnupfen bekommen und durch hässliches Niessen unpräsentabel werden in guter Gesellschaft, auch geben wir ihnen eine metaphysische Wärmflasche mit ins Bett, wenn der natürliche Gefühlsbarometer unter den Nullpunkt ge-

sunken und die eisigen Stürme der unehrerbietigen Wissenschaft um die Ecke heulen.

Die lieben, alten Dummheiten! Sich ewig selbst gleich, sind sie doch mit uns jung gewesen, mit uns gewachsen und stark geworden und jetzt, da sie mit uns altern und ehrwürdige weisse Haare bekommen, können wir doch unmöglich sie mir nichts dir nichts zur Thür hinausjagen! Diese wehmüthig kameradschaftlichen Empfindungen sind es, die uns unbewusst leiten, wenn wir den neuen, von dem Geistesfortschritt und der Nothwendigkeit der socialen Entwicklung formulirten Forderungen mit abgelebten Gedanken und überlieferten Ansichten aus einer verflossenen Zeit glauben widerstehen zu können.

Die Bauhütten dürfen nicht zum Discussionsort religiöser und politischer Fragen gemacht werden! ruft man dem unruhigen Geschlecht der jungen Arbeiter entgegen, die von brennender Thatenlust erfüllt, die Loge dem modernen Leben gewinnen möchten.

Warum nicht?

Weil dann die Logen zum Tummelplatz der hin- und herwogenden öffentlichen Meinung erniedrigt würden; weil es dann vorbei wäre mit der brüderlichen Eintracht; weil uns dann die hohe Obrigkeit ihr Wohlwollen und ihre Protection entziehen würde; weil die Parteilidenschaft unsere schöne Stille und Zufriedenheit zerstören könnte; weil u. s. w.

Die blasse, krankhafte Furcht spricht hier nur als Echo aus, was in einer reactionär angesäuselten Zeit die mächtigen Partisane der rückläufigen Bewegung an drohenden Redensarten unter die Menge zu schleudern lieben. Dabei übersieht sie, wie das in ihrer Natur liegt, die Widersprüche mit der thatsächlichen Geschichte des eigenen Bundes; denn

die Furcht hat eben keine Zeit zum Denken, sondern nur zum Fürchten.

Die Geschichte lehrt, dass in der Loge wie im Leben der Conflict der Meinungen stets der normale Zustand gewesen, sintemal die Existenz Kampf und niemals Ruhe und schöne Stille bedeutet; dass in der Loge wie im Leben die brüderliche Eintracht niemals über die Höhe frommen Wunsches und redlichen Strebens hinausgekommen; dass die Parteilidenschaft, seit es eine Freimaurerei giebt, auch ohne religiöse und politische Besprechungen ihre Opfer unter uns gefordert; dass das obrigkeitliche Wohlwollen sich nie nach dem geistigen Inhalte unseres Bundes, sondern nach dem Grade unserer staatsbürgerlichen Bedeutung geregelt hat, ja dass oft der einfältigste Verdacht, eine elende persönliche Rancüne oder eine despotische Laune den Regierenden genügt haben, um die harmlosesten Bauhütten zu schliessen, so lange gegen solche Gewaltstreiche noch kein Kraut im constitutionellen Volksregiment gewachsen war.

Also nicht um eine ungewohnte Veränderung der äusseren Physiognomie unseres historischen Logenlebens können unsere Widersacher besorgt sein, wenn wir die Erweiterung unserer Arbeitskreise im modernen Sinne erstreben, sondern nur um die Vertiefung unserer humanen Gedanken und um die hieraus sich nothwendig ergebenden grösseren Lasten, Opfer und Verantwortlichkeiten jedes Einzelnen.

Das ist die Umwälzung, die sie fürchten: der Uebergang vom einseitigen, mit geschmackvoller Auswahl betriebenen Symbolismus in Worten und Geberden zum vollen Ernst vor keinem Opfer zurückschreckender Arbeit, d. h. Ersatz des abstracten, metaphysischen Logenmenschen durch den concreten bürgerlich vollwichtigen Staatsmenschen!

Wir sind des unfruchtbaren schönseligen, gemüthlich-sentimentalen Räthselspieles satt. Wir sind symbolmüde. Viele Tausende sind es schon vor uns geworden, und ihre Symbolmüdigkeit hat ihnen das ganze Logentreiben verleidet. Sie waren wahrlich nicht die Geringsten unter ihren Brüdern. Sie traten in den Bund, nicht um sich an einer schönen Maskerade in Gedanken und Worten zu ergötzen, sondern um reelle Arbeiten zu verrichten, zum eigenen und der Anderen Wohl. Der Bund wusste nichts mit ihnen anzufangen, und so kehrten sie ihm nach längerer oder kürzerer Wartezeit den Rücken.

Wir sind auch symbolmüde, aber wir fürchten uns nicht und weichen nicht — wir lassen uns auch nicht hinausdrücken. Wir haben uns dem Werke zugeschworen und lassen nicht davon.

Wir wollen, dass die unter dem Schutt des Symbolismus vergrabene Idee unserer reformatorischen Mission rein und kräftig auferstehe und in ihrer überwältigenden Lauterkeit und Schönheit zu dem Volke trete, das nach Erlösung aus dem alltäglichen Jammer, aus dem unwürdigen Gebundensein schmachtet. Wir wollen, dass unser Bund auf unsere Zeit wirke, sie bewege und leite. Aber wie bewegt und leitet man sie? Indem man sich aus ihrem eigensten lebendigen Bereich in imaginäre, metaphysische Höhen flüchtet? Das ist vorüber. Diese Methode gehört der Vergangenheit an. Sie ist heute absolut machtlos, wie uns die tägliche Logenerfahrung zeigt.

Also wie bewegt und leitet man seine Zeit? Indem man sich, im Gewissen stark und durch den Bundesgedanken geweiht und begeistert, herzhafte auf ihr eigenstes Gebiet begibt, sie bei ihren eigenen Handhaben packt, ihren geistigen

Schwerpunkt mit Geschick erfasst — und sich nicht mehr vor religiösen und politischen Discussionen in der Loge fürchtet.

Die mystischen Zeichendeuter, die Rhetoren und Flötenspieler sollen uns am Feierabend an der Tafelloge willkommen sein; da können sie mit tiefsinnigen Sprüchen, mit lieblicher Rede und lustigen Weisen unser Herz erfreuen. In der modernen Arbeitsloge aber haben wir kein Ohr mehr für ihre Künste; hier haben in Zukunft allein die berufenen Experimentatoren des Lebens, die mühegewohnten und schlicht sich äussernden Bauleute das Wort.

Hier gilt es nicht mehr den Sinn angenehm vom Tageslaufe abzulenken und den Geist durch symbolisches Spiel zu erheitern, sondern den Tageslauf zu resümiren, die profanen Bürgersorgen zu heiligen, die grossen Probleme des nächsten Lebens in forschender Rede und Gegenrede, in wissenschaftlich nüchterner Discussion aufzuschliessen, zu erklären. Auch vom vorsitzenden Meister wird ein hohes Maass von praktischer Befähigung und geistiger Elasticität gefordert. Es genügt nicht mehr, dass er mit untadeliger Würde präsidire, sondern dass er in der That und Wahrheit den Bau leite und dabei jene Eigenschaften entfalte, die Friedrich Schiller dem Feldherrn nachrühmen lässt:

„Und eine Lust ist's, wie er alles weckt
Und stärkt und neu belebt um sich herum,
Wie jede Kraft sich ausspricht, jede Gabe
Gleich deutlicher sich wird in seiner Nähe!
Jedwem zieht er seine Kraft hervor,
Die eigenthümliche, und zieht sie gross,
Lässt jeden ganz das bleiben, was er ist;
Er wacht nur drüber, dass er's immer sei
Am rechten Ort“ — —

Dann werden auch jene Mitglieder, die heute nur mit einer gewissen vornehmen Verachtung auf die „hin- und herwogende öffentliche Meinung“ herabsehen und sich in ihrem selbstgefällig kühlen geistigen Aristokratismus unangenehm berührt fühlen, wenn sie von politischen Discussionen in der Loge hören, dann werden auch sie, denke ich, allmählich der besseren Erkenntniss sich erschliessen, dass die heiligsten Menschheitsinteressen ganz anders zu ihrem Rechte gelangen, wenn wir aus dem Nebelreich dogmatischer Abstractionen herabsteigen auf das Feld nüchterner social-politischer Thatsachen, wenn wir nicht mehr mit symbolisch gemünzter Luft in die Wolken hineinbauen, sondern unser Baugebiet da aufsuchen, wo es von Anfang an gelegen und in alle Ewigkeit liegen wird: vor der Thür der Loge, in der Alltäglichkeit des zur Freiheit und zum Lichte sich emporringenden Volksthum, da wo die grossen Phrasen nichts und die tausend kleinen Sorgen im Kampfe um ein humanes Dasein alles sind!

Es gibt keinen anderen Weg zur Erkenntniss der Menschen und der Menschheit, als den der Rückkehr zu den natürlichen, thatsächlichen Verhältnissen, zu den Quellen unserer gesellschaftlichen Existenz. Darum kann die Logenpolitik niemals etwas anderes sein als Experimentalpolitik in dem einzig vernünftigen Sinne, dass sie sich auf das Studium und die Vergleichung der Thatsachen stützt, dass sie die Beobachtung und Forschung in die nächsten Volkskreise trägt, dass sie kein vorgefasstes Dogma, sondern nur jene Gesetze vertritt, welche die historische Erfahrung an die Hand gibt, dass sie einfach der natürlichen Entwicklung, wie sie sich im Charakter der Presse und den besonderen Zügen der Nationalität ausspricht, verständnissvoll und

opferbereit zu Hilfe kommt, dass sie durch eine methodische Cultur die socialen und humanen Beziehungen vermehren und veredeln hilft, dass ihr nichts Menschliches fremd bleibt und nichts Menschliches zu Gunsten einer despotischen Abstraction, zu Gunsten eines Sonderinteresses verwendet wird. Die Logenpolitik kennt keine theoretisch construirte alleinseligmachende Regierungsform; sie präconisirt weder die Monarchie noch die Republik; sie erstrebt die Freimachung der höchst möglichen Summe volksthümlichen Lebens auf allen Gebieten und die Beseitigung der Entwicklungshemmungen auf dem Wege zur vollendeten Humanität.

Also Politik und Religion herzhafte hinein in die Loge, nicht als Politik und Religion, sondern als Humanitätswissenschaft! Zum Theil sind sie ja schon darin, und die Welt ist nicht aus den Angeln gegangen. Denn die Wohlthätigkeitsfragen, resp. die gemeindliche oder staatliche Organisation des Armenwesens, die Schul- und Bildungsfragen und Verwandtes, figuriren sie nicht seit Anbeginn auf der Arbeitstafel der besseren Logen? Und sind diese Fragen nicht zugleich politischer und religiöser Natur? Wir brauchen also den Rahmen nur in der angedeuteten Weise logisch zu erweitern!

Nur in einem einzigen Falle würde auch ich mich mit Händen und Füßen gegen Politik und Religion in der Loge sträuben, in dem Falle nämlich, wenn man unter Politik perfiderweise jene aristokratisch-demagogische Schwarzkunst verstünde, wie Einzelne möglichst Vielen das Leben so unerträglich als möglich machen können, und unter Religion jenes abgefeimte Musikantenstückchen, den scheusslichsten Text durch eine verschmitzt süsse, berückende

Melodie und contrapunktische Harmonisirung reizend und gehörfällig zu umranken, damit man die Teufelei nicht merke

Aber die Loge soll ja gerade jene Schwarzkunst und ihre Zaubermusik zu Schanden machen; sie soll für deren höllische Gifte wirksame Gegengifte bieten und unser gefährdetes Dasein wieder auf eine gesunde Basis stellen! Das soll sie!

Hier liegt die politische Hantirung der freien Männer von gutem Rufe und gutem Willen. Wem Politisiren gleichwerthig ist mit Kannegiessern oder conspirirendem Unfug, der hat hier nichts zu schaffen. Aber auch für die zipfelmützigen Gemüthlichkeitsfanatiker ist in der modernen Loge kein Raum mehr, so wenig als für alle jene Leute, die der Dichter so trefflich charakterisirt:

„Ja, so sind sie! Schreckt

Sie alles gleich, was eine Tiefe hat;

Ist ihnen nirgends wohl, als wo's recht flach ist.“

Ich resümiere: Die Richtung der Logenpolitik sei eine auf die praktisch-soziale Sphäre hin verlängerte Perspective vom wissenschaftlich-humanen Gesichtspunkte aus.



V.

Aben habe ich die Lectüre eines Buches beendet, das heute mehr denn je die Aufmerksamkeit der Freunde und Förderer einer vernünftigen Volkswirtschaft verdient. Kein Buch von gestern oder vorgestern, wenn auch im neuen Gewande, sondern altersgrau, hundertjährig der Zeit seiner Entstehung nach — und doch von jener innerlichen Jugend, die grossen Geisteswerken beschieden.

Es ist dies Adam Smith's „Natur und Ursachen des Volkswohlstandes“ — zwei Bände von über tausend Seiten.

Neu und vortrefflich von dem verdienstvollen Publisten Dr. Wilhelm Loewenthal (dem Verfasser des schönen Buches „Die confessionslose Religion“ *) übersetzt, von dem Berliner Verleger Staude glänzend ausgestattet und zu einem billigen Preise auf den Markt gebracht, würde die Jubiläumsausgabe dieses weltberühmten Werkes, das vor 102 Jahren in einem kleinen Städtchen Schottlands zuerst erschien, Käufer und Leser genug finden, auch wenn kein einziges deutsches Logenblatt von der Publication

*) Es ist der nämliche tüchtige Volksmann, der sich auch auf praktisch-socialen Gebiet, besonders bei der Einführung der Rabatt-Spar-Anstalt in Berlin, ausgezeichnet hat.

Notiz nähme. Autoren und Editoren wären übel daran, wenn sie die grössere oder geringere Wirkung ihrer Publicationen von den empfehlenden Geleitsbriefen in den freimaurerischen Zeitschriften abhängig sehen müssten.

Unsere dirigirenden Kreise haben nichts versäumt, um das Ansehen und die Kraft unserer Bundespresse zu schwächen. Für das sogenannte profane Publikum ist die Letztere so gut wie nicht vorhanden, und für das auserwählte Publikum nach dem Herzen derer, die unseres Bundes Geschicke mit den bekannten unfehlbaren Händen lenken, gelten die unabhängigen, rücksichtslos freisinnigen Brüder Publicisten als inopportune Störenfriede, deren angeblich destructive Tendenzen das brüderliche dolce far niente der traditionellen „Arbeiten“ gefährden und die Brandfackel pietätloser Reformideen in die glückliche Schlafmützenwelt uralter Gebrauchthümer schleudern. Klein ist die Zahl der Werkstätten, die das Wehegeschrei der Byzantiner ignorirten und sich resolut der Führerschaft der fortschrittlichen Presse anvertrauten. Ihre Heerfolge entflammt unsern Muth und lässt uns die Mühsal des Weges vergessen, der zum Ziele energischer Bethätigung unseres Bundeslebens führen wird.

Ein Buch, wie das vorliegende, verlangt seinen Platz in jeder Logenbibliothek. Ehrenhalber müsste es hineingestellt werden, auch wenn alle Brüder es schon auswendig wüssten. Es ist aber anzunehmen, dass sich an den meisten Orten seine Anschaffung noch des Studierens wegen empfiehlt.

Der alte Adam Smith wird ausserhalb der Kreise der Gelehrten mehr gelobt, als gelesen, und seine grundlegenden volkswirtschaftlichen Gedanken sind noch lange nicht zum festen Wissensschatz des Bürgerthums geworden.

Hätte man früher etwas weniger gefrömmelt und etwas mehr Positives gelernt, so wäre uns die schmachvolle sociale und volkswirthschaftliche Confusion in der Gegenwart vielleicht erspart geblieben.

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft!“

Unter den Gesellschafts-Wissenschaften, die täglich mächtiger aufblühen, ragt die Nationalökonomie als der stärkste und solidest entwickelte Zweig hervor; denn in unablässiger Arbeit hat sie eine erstaunliche Zahl von That- sachen gesammelt und gruppirt, die präziser und bestimmter sind, als jene menschlichen Phänome, deren Wesen und Umrisse von der orthodoxen Leidenschaft, von der religiösen Phantasterei fortwährend entstellt werden. Wie lange beharrten die Menschen in der Verblendung über ihre Lage, wie lange verschmähten es die Völker, sich über ihre materielle Situation und deren Folgen klar zu werden! Während der kleinste Kaufmann sein Buch hält und mit Klarheit und Ordnung seine Einzeichnungen führt, blieb dem Bürger das grosse Wirthschaftsbuch des Staates gleichgiltig und die Regierungen trieben was sie mochten.

Was die Regierungen mit dem Volksgut bis zum vorigen, ja, bis herein in das gegenwärtige Jahrhundert, getrieben haben, erzählt uns die Geschichte. Bis zur französischen Revolution lehnten sie mit dem autokratischen „*Tel est notre plaisir*“ jede Verantwortlichkeit cynisch ab. Mit dem Thron im Einverständniss wirthschafteten die Männer der Kirche, deren „Reich nicht von dieser Welt“, und saugten das Volk um die Wette aus und häuften Schätze auf Schätze. Das Volk kannte wohl das alte und neue Testament, Himmel und Hölle — aber von der wirklichen Welt, von der wirklichen Geschichte und ihrem gesetzmässigen

Verlauf wusste es blutwenig; man hatte in Schule und Kirche dafür gesorgt, seinen Kopf mit Legenden und Fabeln, mit Litaneien und Dogmen tüchtig auszumöbeln, so dass für helles, gesundes, nützliches Wissen kein Raum und keine Lust mehr blieb. Das Volk lebte wie im Traume dahin, und zwar in keinem schönen, menschenwürdigen Traume. Nicht vernünftiges Menschenthum, sondern frömmelnde Bestialität war sein Loos. Zu den geistigen kamen naturnothwendig die leiblichen Bettelsuppen. Ei, was für ideale, selige Zustände, solange die materialistische Wissenschaft von Arbeit und Arbeitstheilung, von Angebot und Nachfrage, von Industrie und Weltmarkt, von Production und Consum, von Capital und Rente u. s. w. noch nicht für das Volk erfunden war! Ei, was für ein gottwohlgefälliges Weltregiment, solange die hohe Obrigkeit mit dem Volke wie mit einem ererbten Menschencapital wuchern und fette Blutzinsen mühelos einstreichen konnte! Trieben einige kleine Fürsten die Nutzwirthschaft nicht soweit, dass sie ihre Unterthanen wie Vieh der Stückzahl nach an das Ausland, das Rohmaterial zur Kriegführung brauchte, verkauften?

Das war die „gute alte Zeit“ — und es liegt auf der Hand, dass sie nach nationalökonomischen Erkenntnissen und Verantwortlichkeiten kein Verlangen trug. Die Fürsten des Staates und der Kirche präparirten das Volk für die Ewigkeit, für den Himmel, und die Seligkeit kann man ja geniessen, auch ohne Nationalökonomie studirt zu haben! —

Manches ist veraltet, manche Hypothese hinfällig geworden in dem Smith'schen Werke. Der Bearbeiter hätte den volksthümlichen Werth der neuesten Ausgabe erhöht, wenn er in der Einleitung oder in einem Anhang die Ge-

schichte des Smithianismus bis zu dem modernen Standpunkt unserer vaterländischen Nationalökonomen mit ein paar klaren, kräftigen Linien umrissen hätte. Die englischen Freihandelsagitatoren (Manchestermänner) haben ja die Lehre des Meisters vielfach verdorben und sie zu einer reinen Interessenvertretung des Capitals einseitig zugespitzt, während unsere deutschen Freihändler das Smith'sche System modificirten und selbständig ausbildeten, nicht zu gedenken der vielfachen Befehdung, die dasselbe von Seiten der Communisten, der extremen und utopistischen Socialisten, der Romantiker und Protectionisten erfahren hat. Hierüber wäre ein aufklärendes Wort in der Jubiläumsausgabe sehr wohl am Platze gewesen. Möge der gewandte Dr. Wilhelm Loewenthal sich die Mühe nicht verdriessen lassen, bei der gewiss bald folgenden nächsten Auflage das Versäumte nachzuholen.

Die Grundgedanken, auf denen die Smith'schen Untersuchungen über die Natur und Ursachen des Volkswohlstandes aufbauen, lassen sich in Kürze etwa so fassen:

Arbeitsamkeit und Sparsamkeit sind die Quellen, aus denen jedes Volk die Mittel schöpft, die es für die Befriedigung seiner Bedürfnisse braucht. Von der immer vortheilhafteren Anwendung der Arbeit und der immer zweckmässigeren Verwendung des über den Bedarf Erarbeiteten hängt die Ausdehnungsfähigkeit und Steigerung der Cultur ab. Der grosse Lehrmeister der besten Verwendung von Arbeit und Capital ist aber das Eigeninteresse, das die zu allen Zeiten sich gleichbleibende Menschennatur antreibt zur sorgsamsten Verwendung des Gütervorraths und zur energischsten Ausnützung der Arbeit. Sobald nur jeder frei ist, im gleichberechtigten Wettkampfe um die Güter des Lebens zu werben, so wird durch die Gleichheit der mensch-

lichen Naturanlage und durch die Gleichartigkeit der Motive des wirthschaftlichen Handelns in bestimmter Zeit ein Gleichgewicht der Bedürfnisse und der Güter erzeugt, welches sich selbst erhält — und in ihm besteht eben der Wohlstand der Völker. Jeder befördert zugleich den Vortheil des Ganzen, indem er seinem eigenen Vortheil nachjagt! Die Staats-Regierung hat weiter nichts zu thun, als diesem Kampf der Interessen Freiheit zu gewähren, für eine gute Rechtspflege im Innern und für ausreichenden Schutz gegen fremde Staaten zu sorgen, sowie diejenigen gemeinnützigen Anstalten zu errichten und zu unterhalten, welche das Privatinteresse allein nicht zu schaffen vermag. Besonders nachdrücklich spricht sich Smith aus gegen Ein- und Ausfuhrverbote, gegen Zünfte, Monopole und ähnliche Eingriffe des Staates in die unantastbaren Rechte des Menschen und Bürgers.

Die unbedingten Einseitigkeiten der Smith'schen Lehren gipfeln erstens in der unhaltbaren Hypothese, dass die „Naturkraft“ des privatwirthschaftlichen Selbstinteresses bei voller wirthschaftlicher Freiheit der Individuen mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit zu naturgemässer volkswirthschaftlicher Ordnung führe, zweitens in der auf diese Hypothese gestützten Ablehnung aller Einmischung des Staates in das privatwirthschaftliche Getriebe der freien Concurrenz, und drittens in der Annahme von wirthschaftlichen Gesetzen, welche, erhaben über Raum und Zeit, für alle Völker und Perioden absolute Giltigkeit in Anspruch nehmen können. Wir dürfen aber nicht übersehen, dass dem classischen Nationalöconomen noch nicht jene Fülle von Beobachtungen, von statistischen Nachweisen zur Verfügung stand, wie sie heute dem geringsten Publicisten zu Händen sind. Trotzdem

hat er mit seinem genialen Scharfblicke Dinge gesehen und Gesetze ergründet, die an Präcision nichts zu wünschen übrig lassen. Es gibt fast kein Gebiet der Nationalöconomie, das er nicht mit neuen bedeutenden Entdeckungen bereichert hätte.

Die ethische Unzulänglichkeit der Smith'schen Axiome erklärt sich so, dass seine Untersuchungen über den Volkswohlstand nur ein Bruchstück bilden von einem umfassenden socialpolitischen Werke, das auf desselben Verfassers Moraltheorie folgen sollte. Wir dürften daher wenigstens nicht das vorliegende Werk und die Moraltheorie, die man so gern für ein unbedeutendes Erstlingswerk auszugeben liebt, auseinanderreißen, da Smith die Grundgedanken beider Werke gleichzeitig in sich zur Reife gebracht und die Starrheit des egoistischen Princips des einen durch das Princip der Sympathie des andern zu corrigiren beabsichtigt hat.

Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht verhehlen, dass die scharfe Logik der Vortheils- und Nützlichkeitsmoralisten eine eminent verführerische Kraft besitzt, die besonders in erschlafften, frömmelnden Zeiten dem energischen Kopfe wie ein Fingerzeig in das leichtzugewinnende, weil dem beharrlichen Fleisse von Urbeginn gelobte Land erscheinen muss.

Vom Nutzen wird die Welt regiert! ruft Schiller aus.

Wir stehen hier vor einer uralten Erscheinung. In der Geschichte der Nützlichkeitsmoral können wir ganz gut drei Perioden unterscheiden. In der ersten gründet sich diese Moral ausschliesslich auf das Privatinteresse, wie bei Epikur, dem Engländer Hobbes und im Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts. In der zweiten Periode gewahren wir, wie sie sich auf der Harmonie zwischen Privatinteresse und Gemeininteresse einzurichten sucht; dies ist recht

eigentlich die Glanzzeit des utilitarischen Geistes in England und schliesst mit den famosen Lehren Benthams ab. Die dritte Periode ist die moderne, wo die Utilitätsmoral bis zu jenem Punkte humaner Weitherzigkeit sich entwickelt hat, nichts mehr erstreben zu wollen, als das allgemeine Beste.

In dieser Phase glänzen als grosse Propheten die Namen Stuart Mill, Bain, Bailey, Herbert Spencer. Die weitere Entwicklung ist noch nicht geschichtsfähig geworden. Wenn sie es aber einmal geworden ist, dann werden unsere erstaunten Nachkommen den Namen „Bismarck“ im luxuriösesten Brillantfeuer funkeln sehen; denn der eiserne Kanzler hat die Prätension, mit dem preussisch approbirten „praktischen Christenthum“ und seinen Zöllnern und Sündern eine Utilitätsaera hervorzuzaubern, die nicht nur der nationalen Arbeit die höchstmöglichen Vorthelle sichern, sondern selbst dem lieben Gott und seinen spiritualistischen Sachwaltern auf Erden die Geschäfte in Schwung bringen soll, wie nie zuvor!

Ich bin weit entfernt, die Gefühle jener blinden Bismarckhasser zu theilen, die aus fortschrittlicher Parteilaffenliebe alle Anstrengungen des improvisirten Reichswohlfahrts-Politikers wahllos verlästern. Aber ich fühle mich eben so unvermögend, dem bedeutenden Staatsmann wahllos und gleichsam in Bausch und Bogen zu huldigen. Friedrich Nietzsche hat ganz meine Empfindungen getroffen: „Wie viele möchten mit Bismarck Einer Meinung sein, wenn er selber nur mit sich Einer Meinung wäre, oder auch nur Miene machte, es fürderhin zu sein! Zwar ohne Grundsätze, aber mit Grundtrieben, ein beweglicher Geist im Dienste starker Grundtriebe, und eben deshalb ohne Grundsätze, — das sollte an einem Staatsmann nichts Auffälliges

haben, vielmehr als das Rechte und Naturgemässe gelten; aber leider war es bisher so durchaus nicht deutsch!“ — — Wenn der „Herkules des neunzehnten Jahrhunderts“ in seinem harten, aber genialen Junkerschädel wirklich eine Idee fände, die sich zur Grundlage für den schwankenden Volkswohlstand eignete, würde ich ihm verzeihen, was er in den letzten Zeiten etwa mit seiner unparlamentarischen Regierungs-Keule verbrochen.

Es liegt etwas Tragisches im Leben Bismarck's, das einst gewiss noch einen berufenen Poeten mächtig inspiriren wird. Wilhelm Löwenthal hat es in seinem dramatischen Versuch „Graf Reckenhorst“ bereits angedeutet, wie sich dieses Element der Bismarck'schen Erscheinung für die Schaubühne verwerthen liesse. Ein Stärkerer wird nach ihm kommen und den Versuch zu einem grossen, geschlossenen Kunstwerk erheben, vorausgesetzt, dass Bismarck nicht am Ende seiner Laufbahn mit seiner Wirthschaftsreform so horribel scheitert und den Nationalwohlstand dermassen auf Generationen hinaus blossstellt, dass das Volk seinen Namen nicht mehr anders, denn mit Schaudern hören kann — ähnlich wie es dem gewaltigen Genie des ersten Napoleon in Frankreich ergangen. Jawohl, etwas Tragisches liegt im Leben Bismarck's. Zuerst ein entschiedener Gegner der deutschen Einheit, musste er später deren Schöpfer und Begründer werden; im Kern seines Wesens ein Stockpreusse, der nichts Höheres kennt, als die Bereicherung der hohenzoller'schen Dynastie an Macht, Umfang und Glanz, musste er durch seine innere Politik die Zersetzung des alten Preussenthums herbeiführen und in dem konservativsten Staate mit entschieden protestantischen Traditionen den socialen Radicalismus und den radi-

calen Ultramontanismus entfesseln helfen. Im dynastischen Interesse seines angestammten Königshauses die gottesgnadenthümliche Legitimität als die unanfechtbarste Heilslehre den Völkern von der Tribüne des Parlaments verkündend und vor dem Republicanismus und seinen Irrthümern warnend, muss er sich doch eingestehen, dass er selbst 1866 mit der Vertreibung legitimer Fürsten und dem Umsturz gottesgnadenthümlicher Throne begonnen, seinen Ruhm zu begründen. *Finis Borussiae!* Denn der weltgeschichtliche Moment wurde von ihm nicht ausgenützt, um die deutschen Lande von seinem geträumten Grosspreussen aufschlucken zu lassen, so dass der restirende Particularismus ein mächtiges Ferment bleiben wird, eine neue Gährungsepoche einzuleiten, in welcher Preussen sogut wie die jetzt von ihm gefesselten Kleinstaaten in einem wahren und wahrhaft einigen d. i. einzigen Deutschland verschwinden müssen. Die jetzige Reichsverfassung mit dem bis zum Platzen unverhältnissmässig aufgedunsenen Preussenthum und den um ihre Reservatrechte sich wehrenden Königreichen nebst einem Viertelhundert auf ihre Sonderexistenz erpichter Duodez-Souveräne ist trotz der militärischen, rechtlichen und commerciellen Einigung, trotz des parlamentarischen Apparates, der zwar viel klappert, aber im Grunde doch nur wenig Mehl geben kann, ein so incohärenter, unlogischer Barackenbau, dass es nur des Zusammenspiels stürmischer Umstände bedürfte, um ihn aus den Fugen zu treiben. Die historische Entwicklung schreitet unentmuthigt auf das Vollkommenere, Logischere, Naturgemässere los, und da die deutsche Einheitsidee die Feuerprobe bestanden, wird sie auch die Sturmprobe bestehen und aus dem gegenwärtigen Flickwerk zu einem organischen Glieder-

bau, zu einem logischen Staatswesen, in welchem Form und Inhalt sich vollkommen decken, emporringen. Das heutige „Deutsche Reich“ ist nur eine Durchgangsstation zu dem nicht verpreussten, sondern deutschen „Deutschland“ im grossen Einheitsstil. Das liegt in der Nothwendigkeit der Dinge, und dawider hilft kein Stemmen, von welcher Seite es auch kommen möge.

„Es wär' ein eitel und gefährlich Wagen,
Zu fallen in's bewegte Rad der Zeit;
Geflügelt fort entführen es die Stunden,
Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.“

Der eiserne Kanzler glaubt das Experiment wagen und dem „Rad der Zeit“ dictiren zu können: Bis hierher und nicht weiter! Gewiss, das Schauspiel eines solchen Willens, der den Geist des Jahrhunderts, den Geist der Freiheit und des Fortschritts in die Schranken fordert, ist nicht ohne tragische Grösse

Bismarck hasst im Vollgefühl seines praktischen Genies die Ideologen, wie er die Wissenschaft hasst, wenn sie sich nicht mit seinen Projecten in Uebereinstimmung bringen lässt. Sein Plan ist ihm aller Dinge Maass; sein Beruf dünkt ihm die Erhabenheit nicht nur über die Parteien und die Volksstimmen im Parlament, sondern auch über die Grundsätze der socialen Ethik, über die Argumente der Wissenschaft und Erfahrung. Parteien, Menschen, Ideen gelten ihm nicht mehr, als Schachfiguren in der Hand des Spielers. Nur die einzige Frage beschäftigt ihn: Nützt es meiner höchsten Absicht, dem Kaiser ein gefügiges Militärreich, gefüllte Cassen dem allmächtigen Staate zu schaffen? Nützt der Staatssocialismus der souveränen Staatsgewalt? Dann Staatssocialist ans Werk!

Nützt der Ultramontanismus der Aufrichtung des omnipotenten, sich selbst genugsamen imperialistischen Staatsidols? Dann, Ultramontaner, darfst du eine Viertelstunde handlangern: Bahnfrei! Frieden mit dem Vatican! — Und so von Partei zu Partei. Die abgedankte Partei, die soeben noch ihre volle Schuldigkeit gethan und vom Kanzler gelobt worden, darf herzlich froh sein, wenn sie mit einem blauen Auge davonkommt und nicht noch einen Zettel auf den Rücken geklebt erhält mit der Aufschrift: „Unpatriotisch — reichsfeindlich“. Bismarck scheint in der That sich in den Gedanken eingewöhnt zu haben, dass er drei Wesen in seiner Person in vollkommener Weise repräsentire: den Kanzler, den Kaiser, das Reich. Demnach wäre er eine politisch-mystische Dreieinigkeit, das Alpha und Omega, der alleinseligmachende Inbegriff des christlich germanischen Volksthums. Wenigstens ist das annähernd die Lehre der auf ihn beeidigten, mit allen Weißen sacrosancter Unfehlbarkeit ausgestatteten Presse.

Nur in einer Zeit momentaner Trübung des reinen, klaren Bewusstseins des deutschen Geistes konnte in einer Nation von über vierzig Millionen Seelen diese absolut undeutsche Lehre von der Alleinherrlichkeit eines Einzigen einigen Erfolg haben. Aus dem Enthusiasmus über die diplomatischen und militärischen Siege allein lässt sich die Verzichtleistung auf die ewigen Freiheitsrechte zu Gunsten der Gewalt eines absolutistischen Einzelgehirns nicht genügend erklären. Es muss noch ein anderer Umstand mit in Betracht gezogen werden, der nämlich, dass der glückliche Krieg gegen die Franzosen für die Deutschen eine grosse Zahl schwerer moralischer, socialer und öconomischer Uebel im Gefolge hatte. Denn der gelungenste Kriegszug

trägt, als ein Verbrechen an der Humanität und ihren heiligsten Gesetzen, die Verdammung in sich selbst und rächt sich am Sieger so gut wie am Besiegten. Dieser Satz lässt sich durch die gesamte Weltgeschichte beweisen. Je nun, nach dem grossen, überschwänglich gefeierten Sieg mit den fünf Milliarden und anderem Zubehör erfasste ein dämonischer Schwindelgeist die deutschen Köpfe und führte eine solche Nothlage in öconomischer wie sittlicher Beziehung herbei und ermunterte die im Trüben fischenden Parteien der rothen und schwarzen Umstürzler zu so ausschweifenden Unternehmungen, dass die fröhliche Stimmung plötzlich umschlug und einem unheilvollen Pessimismus Platz machte. Der freiheitliche, geistige und materielle Aufschwung im republicanischen Frankreich fand sein Gegenpiel in den freiheitvernichtenden Ausnahmegesetzen, in den geistverwüstenden Gelüsten der Clerokratie, in dem Geld und Gut verschlingenden Militarismus des kaiserlichen Deutschlands. Das neue Reich, seiner Sünden bewusst, bebte vor Furcht und sah Feinde ringsum, Feinde im eigenen Innern, Feinde im Ausland. Es glaubte seine junge Existenz gefährdet und griff zu den greisenhaftesten Mitteln, sie zu schützen und zu stärken. So wurde die Politik der Reaction überantwortet und die abgelebtesten Ideen aus den Alterthumssammlungen hervorgeholt, galvanisirt und als rettende Mächte auf die Altäre des Vaterlandes gesetzt. Lasset uns anbeten, knieen und aufs Angesicht fallen! commandiren die Oberpriester. Und die verwirrte Nationalgemeinde macht wirklich Miene, anzubeten und niederzuknieen und auf's Angesicht zu fallen. Es fehlt nur noch ein päpstlicher Nuntius am protestantischen Kaiserhof in der „Stadt der Intelligenz“ und die Einföhrung des Syllabus als National-

schulbuch für das „Volk der Dichter und Denker“! Sehr charakteristisch ist auch das Bemühen, den Frieden über die Köpfe der Völker hinweg als eine monarchische Privatangelegenheit durch den Verkehr der drei Kaiserhöfe von Berlin, Petersburg und Wien zu befördern. Das autokratische, von innerer Revolution und Corruption zerfressene, dreiviertelasiatische Russenreich, das buntgewürfelte, incohärente, ewigschwankende, halbasiatische Oesterreich, das nicht einmal seine eigenen Deutschen, seinen culturtüchtigsten Volkstheil vor slavischer und magyarischer Anmassung zu schützen die Kraft und den Willen hat, dieses Russland und dieses Oesterreich als die Verbündeten und Friedensstützen Deutschlands, — die vor zehn Jahren so glühend angesungene „Jungfrau Germania“, die strahlende Fackelträgerin der Civilisation, die wonnevolle Heldin unserer patriotischen Stegreifdichter, heute die Dritte im Bunde solcher Mächte! Und nun umschwänzeln sie noch die ultramontanen Würdenträger mit zudringlichen Geberden und möchten sie ins Kloster locken. Welche Wandlung, o Jungfrau Germania!

Man glaubt zu träumen, wenn man die jetzigen Zustände mit den grandiosen Hoffnungen vergleicht, die man in den siebziger Jahren an den „Sieg der deutschen Cultur“ geknüpft.

Und trotzdem, Deutschland wird auch aus dieser Krisis triumphirend den Weg in eine bessere, schönere Zukunft finden. Wir haben kein Recht, uns einem erschlaffenden trostlosen Pessimismus in die Arme zu werfen. Gut Heil dem Reich, gut Heil dem Kaiser! und tapfer ausgeharrt im grossen Unternehmen der Erneuerung und Einigung unseres zu hohen Zielen berufenen Volksthums.

2
Richtig

Arbeit! Arbeit! Arbeit! Der Geist der Vorfahren, der starken Männer des Rechts und der Freiheit, muss wieder in uns lebendig werden.

„Was ist Dir für ein Ehr,
Wenn rühmst die alten Deutschen sehr,
Wie sie für ihre Freiheit stritten
Und keinen bösen Nachbarn litten,
Und Du achtest nicht der Freiheit Dein,
Kannst kaum in Dei'm Land sicher sein?“

Diese vorwurfsvolle Frage stellte unser biderber Fischart 1573 an seine culturfaul und slavisch gewordenen Zeitgenossen. Wir haben alle Ursach', jeden Morgen beim Aufstehen und jeden Abend beim Niederlegen uns dies Verslein vorzusagen, und unsere Parlamentarier, so sie treue Reichsboten bleiben wollen, thäten gut, es auf ihre Rednerbühne malen zu lassen in schönster Fraktur. Ein deutsches Reich ohne den Geist des deutschen Volkes, die Einheit ohne die Freiheit, Gewalt vor Recht — wer wagt es, eine solche Spottgeburt zu träumen? Seit die Welt steht, wie viele Reiche sind nicht schon gegründet, Kaiser gekrönt und Kanzler dotirt worden! Aber wie wenige haben begriffen, was sie dem Volke und seinen Bedürfnissen, seiner unantastbaren Würde und seinen humanen Idealen schulden? Ist die Geschichte wirklich nur dazu da, damit wir nichts aus ihr lernen?

Nein, wahrhaftig nicht! Das wäre der Unehre zu viel für diese so mächtig erhobene Lehrmeisterin. Wir sind ihrer Lectionen eingedenk und schöpfen aus ihnen die feurigsten Antriebe, damit unsere Freiheitsliebe, diese Mutterempfindung aller staatsbewegenden bürgerlichen Tugenden, nimmermehr erkalte.

Gestern erst hat unser patriotischer Dichter des „Schenkenbuchs“, der treue Fr. Hornfeck, wieder in seine goldenen Saiten gegriffen und mit weithin schallender Bruststimme gesungen:

„Mein gutes Volk, man bläut Dir ein,
Die Freiheit sei nichts nutz,
Rein sei der Himmel nur allein,
Die Erde Koth und Schmutz.

Und dabei merkst Du nimmermehr —
Ein Thor begreift es schier —:
Wenn Etwas an dem Himmel wär',
Liess man die Erde Dir!“

Eine sehr feine Bemerkung, die auch den gröberen Sinnen unserer Zeit- und Reichsgenossen allmählich sich aufdrängt und in immer weiteren Kreisen die sociale Frage weit über die politische stellen lässt. Mit dem Verblassen des Glaubens an das Jenseits, mit dem Verschwinden des Interesses für die Probleme des Himmels und der Hölle, womit die Herrschenden das ganze liebe lange Mittelalter hindurch die Beherrschten so gut zu unterhalten gewusst, gewinnt die sociale Frage erst ihr volles Gewicht. Unser Geist ist concentrirter, unsere Seele kühner, seit wir den beklemmenden Jenseits-Traum abgewälzt, den erkünstelten, auf Fictionen beruhenden Bedürfnissen einer übernatürlichen Erlösung den Scheidebrief ausgefertigt haben und die Zeit herannahen sehen, wo irdische Einrichtungen entstehen müssen, um den gemeinsamen, wahren Bedürfnissen aller Menschen gerecht zu werden, Einrichtungen, welche die alte Kirche und den mit ihr so unendlich verquickten alten Staat in Nacht und Vergessenheit bringen werden. Das leere politische Spiel mit den groben und prächtig schillernden

Machtmitteln, welches zwar die äusseren Erscheinungen der Staaten zu verändern, aber nichts wahrhaft Durchgreifendes zum Heile und der Wohlfahrt der grossen, auf dem Altar des Staates geopfertem Volksmehrheit zu schaffen vermag, wird bald die tüchtigen, arbeitsamen, geist- und gemüthvollen Menschen anekeln; man wird sich von den herrlichen Erfolgen der Diplomaten ebenso unbefriedigt und entschieden abwenden, wie man jetzt schon den miraculösen Phantasie-Erfolgen der Jenseits-Diplomaten, die mit Gott und Teufel die grosse Menschheitssache zu führen vorgaben, den Rücken kehrt.

Die Ziele und Ideale der Völker sind in einer radicalen Wandlung begriffen. Die beste Politik wird ihnen bald nicht mehr diejenige sein, welche thönerne Staatscolosse schafft, die nur mit Milliarden verschlingenden Kriegsmaschinen aufrecht erhalten werden können, sondern jene Politik, welche den Quellen des Wohlstandes nachspürt und für die Erleichterung und Verschönerung des Daseins aller Volksgenossen die mächtigsten Hebel am glücklichsten ansetzt. Kurz gesagt: die politischen Fragen werden in der wahrhaften socialen Frage aufgehen; mit der puren Grossmachts-Politik allein wird man keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervorlocken.

Die sociale Frage kann nur Stück für Stück, Tag für Tag gelöst werden, denn sie ist im Grunde die ewige Menschheitsfrage. Allein man entfernt sich von ihr, statt ihr näher zu kommen, wenn man, wie es jetzt in Deutschland unter Bismarcks Führung geschieht, ihre partielle Lösung acceptirt oder verwirft, je nachdem man darin ein monarchisches, constitutionelles oder republicanisches Moment erblickt oder wittert. Das Unheilvolle des Bismarck'schen

Reformprogramms liegt darin, dass es keine reine Sonderung der Begriffe kennt, sondern die sociale Befriedigung von dem Schaukelspiel des Parteitreibens abhängig werden lässt und zudem die eventuelle Ausführung mit dynastischen Machtfragen, mit den fatalen Resten des feudalen Absolutismus verquickt.

Dass er neuerdings seinen socialpolitischen Reformplänen auch das schon abgetragene und verschossene christliche Mäntelchen über die fleischarmen, eckigen Schultern wirft, wird dereinst dem Culturforscher als der nicht am wenigsten picante Zug in der Maske unserer Zeit erscheinen. Hilfe, was helfen mag. Die christenthümlichen Allüren sind gerade in der Mode und gehören zum geschmackvollen Umgangston, zum preussisch-reichsbürgerlichen Anstand. Man kann keinem Armen bald mehr ein Almosen reichen, ohne das christliche Glaubensbekenntniss dabei herzusagen. Mildthätigkeit, Gerechtigkeit, Grossmuth gelten nicht, wenn sie nicht christenthümlich abgestempelt sind. Christenthum — aber mit bequemer Auswahl! Das christliche Gebot: „Verkaufe Alles, was Du hast, und gieb's den Armen!“ oder das andere: „Thut wohl denen, die Euch hassen, bittet für die, so Euch beleidigen!“ hörte ich noch nicht im Reichstag citiren Das Verzeihen der wirklichen oder vermeintlichen Beleidigungen, so sehr Christus dasselbe auch geboten hat, ist offenbar kein wesentlicher Bestandtheil des „praktischen Christenthums“ im Reiche. Siehe die Serien der Pressverfolgung wegen Bismarck-Beleidigung!

Noch herrlicher macht sich die fromme Praxis, wenn man in ministeriellen Programmreden als Acte exquisiter „christlicher Nächstenliebe“ preisen hört, was sich für den redlichen Sinn einfach als nothwendige Forderung der

elementarsten socialen Gerechtigkeit darstellt. Ich entschädige den Tagelöhner, der sich in meinen Diensten zu todt schindet — „christliche Nächstenliebe“! Ich gebe dem wackeren Manne, der mir aus der Noth geholfen, seinen Vorschuss zurück — „christliche Nächstenliebe“! Ich lasse den alten, treuen, verunglückten Arbeiter nicht wie einen Hund crepiren — „christliche Nächstenliebe“!

Ja, ja, der muss einen curiosen Magen haben, dem durch solchen christenthümlichen Phrasenzusatz die moderne Politik nicht wie himmlisches Manna verdaulich wird!

Sehr richtig bemerkt ein Publicist der Augsb. Allg. Zeitung: „Experimentirt hat man anno 1881 an allem und mit allem, an und mit Völkern und Ländern, an und mit Parteien und Individuen, an und mit Ueberzeugungen und Behauptungen, an und mit Finanzen und Steuern, an und mit Moral und Religion.“

Und was dann, wenn die Völker einmal merken, dass bei diesem ewigen Experimentiren ihre drängendsten Menschheits-Interessen nicht einmal in erster Linie stehen, ihre tiefsten Schmerzen nicht einmal in Betracht kommen? Was dann, wenn die Völker in ihrem auf's Aeusserste gesteigerten Unbehagen einmal den Spiess umkehren und in ehrlich derber Weise, wie's verzweifelter Volksgebrauch, ein wenig mit ihren Experimentatoren experimentiren?

Was dann?

Experiment um Experiment!

Die Logen thäten gut, wenn sie sich das auch einmal überlegten und der Noth der Zeit aufrichtig ihren vollen Arbeitszoll entrichteten.



VI.

Als ein unglücklich geführter Krieg kostet, davon hat unser heutiges deutsches Geschlecht aus eigener Anschauung und Erfahrung keine rechte Vorstellung mehr. Welche Kette von Elend und Ungemach aber selbst der Sieger aus einem glorreich geführten Kampfe mit heim-schleppen muss, das wissen wir nur zu wohl.

Wenn der Fortschritt der Civilisation die Kriegsführung im Ganzen etwas milder gestaltet hat, so sind dafür die Folgen der Siege wie der Niederlagen nur um so verhäng-nissvoller geworden. Die Einbusse an geistigen und mate-riellen Werthen ist auf beiden Seiten gleich schrecklich und in dem Maasse gewachsen, als nicht mehr Söldnerheere berufsmässig sich bekämpfen, sondern ganze Nationen waffenstarrend sich auf den Leib rücken. Es ist die kost-barste Blüthe des Gesamtvolkes, die strotzendste National-kraft, die auf dem blutigen Plane hingeopfert wird. Daher dieser ungeheure Wetteifer unter den modernen Völkern es einander in der Ausrüstung stehender Armeen zuvorthun, durch das höchste Raffinement in der militärischen Ausbil-dung sich gegenseitig den Rang abzulaufen, das barbarische

Kriegshandwerk zu einer Wissenschaft, einer Kunst und einer Industrie zugleich zu erheben.

So ist die Friedenszeit selbst zu einem unerhörten Kampf, zu einer erdrückenden Last, zu einer Ursache der fortgesetzten Plünderung und Brandschatzung des eigenen Nationalvermögens geworden. Welche grauenhaften Summen verschlingen heute unsere Militärbudgets! In Europa allein jährlich zwei bis drei Milliarden baar!

Diese keine Minute rastenden Vorbereitungen, diese ewigen, sich überbietenden Anstrengungen zu definitiver und nie vollkommen zu erreichender Kriegsbereitschaft sind den Regierungen wie den Völkern gleich einem schleichenden Gift in das Blut gegangen und haben im nationalen Körper einen tödtlichen Schwindel, ein glühendes Fieber hervorgerufen, eine Hast und Angst bis in die kleinste Faser des kleinsten Gliedes getragen, dass sich die Nationen förmlich wie Besessene gegenüber stehen, auf jeden Blick lauernd, jede Bewegung in höchster Erregung verfolgend. Die Friedsamsten sind vom Kriegswahn erfasst, vom beständigen Anblick der Waffen und der militärischen Uebungen fascinirt, ihre nervöse Erregung beraubt sie jedes ruhigen Urtheils in politischen Dingen.

Die öffentliche Meinung ist von einer beispiellosen Reizbarkeit geworden. Seit sich nicht mehr absolute Könige mit dem Instrumente innerlich indifferenter Söldnerschaaren auf dem Kampfplatze begegnen, hat die kriegerische Stimmung das natürliche Gefühl der Völker auf die tollsten Abwege geführt.

Heute sind es die Völker, die sich provociren, die sich hassen lernen. Nicht genug, dass sie ihre Haut zu Markte tragen und bis auf den letzten Mann für den Ausgang des

blutigen Handels eintreten müssen, haben sich ihre gegenseitigen Beziehungen selbst nach ausgefochtenem Strauss auf's Hartnäckigste verschlimmert. Die Rachegeanken bohren im Gehirn weiter; die Hoffnung auf eine baldige Heimzahlung der erlittenen Niederlagen spottet jedes Vertrauens und macht den Wunsch des Siegers nach Aussöhnung mit dem geschlagenen Gegner zu Schanden.

Wenn das der Friedenszustand ist, muss da nicht der Krieg selbst, der Krieg bis zur Vernichtung, wie eine Erlösung erscheinen?

Also Krieg und wieder Krieg! Die göttliche Ordnung will es so und befindet sich ganz pudelwohl dabei, versichern unsere christenthümlichen Schlachtgenies; der Himmel ist nie bei besserer Laune, als wenn die Erde vom Völkerblute dampft!

Diejenigen Leute jedoch, die sich aus der frommen Bewunderung einer derartigen göttlichen Ordnung kein erträgliches Bürgerdasein, geschweige denn Renten und Dotationen zu schneiden vermögen, werden in einem Momente schmerzlichen Nachdenkens über Weltlauf und menschliche Bestimmung das Recht haben, von sothaner Ordnung weniger erbaut zu sein und auf Mittel zu sinnen, wie dem kriegerischen Wahnsinn einigermaßen Einhalt gethan werden könne.

Da insonderheit der „kleine Mann“, dessen Existenz und Wohlfahrtsanspruch im Grunde eben doch etwas viel Positiveres bedeuten, als eine rhetorische Figur in den Tiraden eines Ministers, unter allen Volksgenossen am härtesten für den militärischen Taumel der Nation zu büssen hat, da ferner die Zahl des „kleinen Mannes“ Legion und seine Collectivstimme von nicht zu unterschätzender Stärke ist,

mag vielleicht der Augenblick nicht allzuferne sein, wo seine Meinung gebieterisch hervorbricht und sich im Rathe der Nationen Gehör verschafft.

Selbst in dem so reichen Frankreich bemächtigt sich allmählich ein Gefühl des Entsetzens vor dem täglich wachsenden Milliardenaufwand für das Kriegspiel der bürgerlichen Volkskreise. Die Erinnerung an die ungeheure Straf- und Entschädigungssumme, welche die Franzosen nach den Niederlagen des letzten Krieges an Deutschland zahlen mussten, lenkt die Gedanken immer weiterer Volkskreise auf eine ernsthaftere Berechnung der Werthe, welche der Krieg als Einsatz erheischt.

Nach einer Berechnung Larroque's in seinem 1870 in Paris erschienenen Werke „De la Guerre“ wurden Frankreich durch den Aufwand auf Heer und Flotte, sowie auf die Zinsen von Staatsschulden, welche zum weitaus grössten Theile für Kriege oder für Vorbereitung zu solchen contrahirt sind, und durch den Entgang an productiver Thätigkeit der Arbeit und Industrie jährlich nicht weniger als 13 Milliarden 750 Millionen Francs entzogen. Die gleiche Höhe erreicht der in Geld beglichene Schaden, welchen der Krieg mit Deutschland im Jahre 1870—71 an Ausgaben, Kostenentschädigung, Unterhalt der deutschen Truppen, Steuernverlust, Aufwand für Wiederherstellung des Kriegsgeräths, militärische Pensionen, Verlust an Einkünften u. s. w. verursacht hat. Dazu hat Frankreich seit dem Kriege seine Truppen so vermehrt, dass der jetzige Militär-Etat mit 900 Millionen Francs den früheren Etat von 500 Millionen Francs um fast die gleiche Höhe übersteigt. (Vergleiche Rhamon, Völkerrecht und Völkerfriede, S. 20.)

Welche Wohlthaten hätten wir unsern darbenden Ar-

beitern mit den enormen Milliarden erweisen können! hört man in Frankreich rufen; wie viel tausend armen Familien hätte man damit den Wohlstand sichern, wie viele schätzbare Verbesserungen in der Erziehung der Jugend, in der Erleichterung von Handel und Gewerbe bewirken können?

Und kann diese Milliardenschuld überhaupt jemals getilgt werden? Haben wir das fabelhafte Geld, das uns der Sieger abpresste, aus unserer Casse genommen? Keineswegs. Das europäische Börsenpublicum hat für uns bezahlt und hat sich aus unserem Credit eine perpetuelle Rente von circa dreihundert Millionen Francs jährlich gemacht. So sind es denn die Kinder, die für die Sünder ihrer Väter aufkommen und eine Schuldenlast tragen müssen, deren Amortisirung in das Reich der Träume gehört!

In diesem Tone kann man heute schon in Frankreich, dem reichen und revanchelustigen, zahlreiche Stimmen die negativen Wohlthaten des Credits, wenn es sich um den Milliardeneneinsatz beim Kriegsspiel handelt, beklagen hören. Dieser Wendung in den Köpfen müsste erst eine Wendung in den Gefühlen entsprechen, bevor wir daraus sanguinische Hoffnungen für eine baldige Friedensära zwischen Frankreich und Deutschland schöpfen dürften; allein als Symptom der Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Weltzustandes und einer Reaction wider den unseligen Kriegswahn erscheint uns diese Thatsache doch sehr bedeutungsvoll und tröstlich.

Krieg dem Kriege! Erst wenn dieser Kampf ruft alle muthigen Herzen aller Culturvölker gewonnen, ist dem Frieden unter den civilisirtesten Nationen Dauer beschieden.

Weltfriede? höre ich sceptische Träumer fragen.

Wahnvoller, holder Wunsch! Welches gutgeartete Herz theilte ihn nicht! Aber, schluchzen philosophisch diese

Braven, Vernunft und Erfahrung schütteln trauernd das Haupt. Alles in der uns bekannten Welt ist ein Product des Kampfes. Gewiss, gewiss!

Im Reiche des Unbewussten spielt er sich in den Formen eines der blinden Nothwendigkeit stumm gehorchenden Processes ab; wir nennen die unendliche Kette seiner Phasen kurzweg Entwicklung. Es ist der Kampf in der gelindesten Erscheinung, Kampf ohne Leidenschaft, ohne Bitterniss, ohne giftige Waffen, aber immerhin Kampf, keine Secunde lang rastender Kampf.

Anders im Reiche des Bewussten, d. i. des Persönlichen. Mit der Vollkommenheit der Organismen wächst die Wildheit des Kampfes. Das vollkommenste Geschöpf, der Mensch, ist der grausamste, entsetzlichste Kämpfer, und oft der stupideste obendrein.

Die Greuel der Verwüstung, die in unseren Augen die entfesselten Naturgewalten, die wüthenden Elemente auf der Erde anrichten, sind ein Kinderspiel im Vergleiche mit dem Kampfbilde, das die Menschheit bietet. Nicht im Kampfe an sich, sondern in der Weise, wie ihn die Menschen sich gegenseitig aufzwingen, wie sie all ihren Hass, ihren Groll, ihre Galle, ihre bestialischen Instincte hineintragen, wie sie die Vernunft in Unsinn verkehren, wie sie schliesslich ihre eigenen Interessen, deren Sicherstellung und Mehrung der Kampf anfänglich galt, in stupidem Fanatismus selbst vernichten und sich um die wahrhaften Erfolge des blutig errungenen Sieges betrügen, — darin liegt das unaus- tilgbar Tragische der im Streit sich verzehrenden Menschheit.

Die Weltgeschichte ist eine Kriegsgeschichte gewesen von Anfang an und wird es bleiben bis an das Ende aller Dinge. Den Kampf aufheben, heisst die Bedingungen des

Daseins aufheben. Das ist die erste aller Unmöglichkeiten. Der Kampf hat sein unantastbares Recht. Von dieser Wahrheit ist der Menscheng Geist so tief durchdrungen, dass er sie selbst in seiner sublimsten, idealsten Phantasie zum erschütternden Ausdrucke bringt. Wer wüsste das nicht?

Man denke nur an die uralte, verbreitetste Fabel vom Paradies und der ersten Familie; sie endet mit Vertreibung, Mord und ewigem Fluch. Man denke an den erdichteten Himmel; er hallt wieder von dem Kampfe der guten und bösen Engel. Man lese die Schriften des alten Testaments, sie sind die mit blutigen Zeichen geschriebenen Schlachtbulletins aus dem furchtbaren Kampfspiel eines persönlich gedachten Gottes mit seinem auserwählten Volke. Die Erlösungslegende der Christen, die so bestrickend idyllisch beginnt mit der miraculösen Empfängniss einer Jungfrau und ihrer Entbindung im Stalle von Bethlehem mit Glorienschein und Engelsgesang in den Lüften, berichtet schon auf dem zweiten Blatte den scheusslichen bethlehemitischen Kinder-Massenmord und gipfelt in der Blutthat auf Golgatha, wo der Gerechteste der Gerechten am kreuzförmigen Galgen verröchelt. Der sanfte Traum der Frommen von einer ewigen Seligkeit im Anschauen Gottes findet sein unvermeidliches Gegenbild, sein malerisches Pendant, in der ewigen Hölle mit ihren scheusslichen Teufeln und ihren heulenden und zähneklappernden Opfern.

Kurz, die Götterdichtung aller Zeiten und Völker ist nichts anderes, als der himmlische Widerschein des irdischen Kampfes und seiner Wechselfälle. Es geht den Göttern um kein Haar besser, als den Menschen; die hochplacirten Unsterblichen müssen sich ihrer Haut wehren, wie die ge-

meinsten Sterblichen. Ob Dichtung, ob Wahrheit — es ist immer dasselbe Lied und dasselbe alte Leid, nur um ein paar Töne höher oder tiefer. Ob die Menschen nach dem Bilde der Götter geschaffen sind, wie die Gläubigen lehren, oder die Götter nach dem Bilde der Menschen, wie die Ungläubigen meinen, — ist im Grunde belanglos, da sie beide demselben Schicksale, demselben unabänderlichen Gesetze unterworfen sind, das ewigen Kampf dictirt! Kampf! lautet die Losung im Himmel wie auf Erden. Kampf — das ist „des Pudels Kern“

Der Weltfriede ist ein Phantom, an dessen Realisirung nur Schwärmer und Narren glauben können. Jeder Versuch, jede Verbindung, denselben herbeizuführen, hat nur neuen Streit und Hader erzeugt. Selbst der Freimaurerbund, in seiner Idee die friedfertigste Institution, die je ein Menschengehirn erdacht, lehrt uns durch den täglichen Augenschein die Nutzlosigkeit aller Anstrengungen, die auf die Vermeidung des Kampfes gerichtet sind. Ist denn nicht auch unsere Freimaurergeschichte eine fortlaufende Kriegsgeschichte? Müssen wir nicht fortwährend gegen die Feinde zu Felde ziehen, gegen die Feinde von aussen und gegen die Feinde im eigenen Haus, ja gegen die Feinde in der eigenen Brust? Waren nicht die verderblichsten und gefährlichsten Momente unseres Bundeslebens jene, wo wir an der Berechtigung und Pflicht des Kämpfens zweifelten und uns durch schöne Phrasen von unendlicher Liebe und innigstem Zusammenwirken in quietistische Illusionen wiegten? Und datiren nicht unsere besten, reellsten Fortschritte aus der Zeit, wo frische Kampfesgeister unter uns aufstanden und voll Ungestüm die stille, dumpfe Luft in neue Bewegung brachten?

Die stillsten Regionen des Oceans sind bekanntlich den Schifffahrern am gefährlichsten

Nicht im feigen Umgehen, sondern im resoluten Aufnehmen des Kampfes ruht unser Heil. Aber verständigen wir uns:

Nicht, dass wir kämpfen, sondern dass wir anders kämpfen, darin hat sich die Menschheit, hat sich unser Bund von heute von dem von gestern zu unterscheiden. Nicht den Frieden hat uns der kommende Tag zu bringen, sondern den rationelleren Kampf. Es giebt keinen anderen Fortschritt. Nicht dass wir kämpfen, ist unser Unglück, sondern dass wir stupid, reactionär, mittelalterlich, mit einem Worte so kämpfen, — als hätte man das Schiesspulver noch nicht erfunden!

Aber das Schiesspulver ist erfunden seit Jahrhunderten, und es ist die höchste Zeit, dass wir es den mordsüchtigen grossen Kindern aus den Händen nehmen! Der blutige Schiessprügel gehört der verdamnten Barbarei der gottesfürchtigen Vergangenheit an.

„Einst spielt' ich mit Krone, Scepter und Stern —“ singt der sentimental-brutale Peter in „Czaar und Zimmermann“. Einst? Das Liedchen ist heute noch in Kraft. Wohlan, den Leuten, die heute noch so gern mit Krone, Scepter und Stern spielen, die als Kinder schon „das Schwert schwingen“ und sich selig und gottbegnadet vor allen übrigen Mitgliedern der Menschenfamilie dünken, diesen Leuten muss dieses anachronistische Spiel endgiltig und radical verdorben werden! Vermögen sie nicht mit geistigen Waffen sich auf ihrer glänzenden Höhe zu erhalten, so haben sie eben das Recht verwirkt, unter der neuen menschlichen Menschheit auf der Höhe zu sitzen. Das ist klar

wie Sonnenlicht. Vom neuen Menschenrecht zum Völkerrecht, dann zum Weltrecht — das ist die Losung unseres Kampfes. Nicht mehr von Nachbar zu Nachbar, oder von Stamm zu Stamm, sondern von Volk zu Volk, von Erdtheil zu Erdtheil, durch die ganze Menschheit muss das Signal dieses Kampfes gegeben werden. Es handelt sich nicht mehr um Sonderinteressen, sondern um ein einziges grosses Weltinteresse. Die hehre Zukunft des Rechts, der Gerechtigkeit und der Brüderlichkeit kann nur durch die Verständigung, durch die Verabredung und den festen Willen Aller erreicht werden — durch Völker-Assissen!

Ich wiederhole, nicht die unmögliche Verwirklichung eines romantischen Traumes, nicht die Herstellung eines feigen, trägen Weltfriedens im Sinne sentimentaler Bärenhäuterei soll durch die Solidarität aller Völker erstrebt werden, sondern die Abschaffung des barbarischen Brudermords, des organisirten Massentodtschlags, der grauenhaften (von dem greisen Feldmarschall Graf Molke als „göttliche Ordnung“ gepriesene!) Missethat der Völkerkriege; was wir uns vornehmen müssen, ist die Säuberung der Cultur-Arena von Tigern, Hyänen und andern Bestien in Menschengestalt, die auf Vernichtung, Würgerei und Rauferei von Staatswegen dressirt werden; was wir uns vornehmen müssen, ist die Ausrottung jenes ungeheuern Uebels, das wie ein Wurmfrass die besten Kräfte der Menschheit aufzehrt und ihr die Kraft, den Muth und die Freudigkeit nimmt, den herrlichen Kampf der Geister zur Beschleunigung des Culturprocesses, zur Erringung des reichsten Menschheitssegens mit aller Energie zu führen. Im Culturplan steht der Kampf unverrückbar eingezeichnet, aber für die vorgeschriebene Menschheit lautet er auf humanen Wett-Bewerb,

und nicht mehr auf barbarischen Todtschlag um die Wette. Das ist der Unterschied. Die Zeit des Kugelspritzen-Ideals ist abgelaufen.

Diese Friedensbestrebungen passen freilich schlecht zu dem bayonnetgespickten Programm unserer modernen Schlachtendenker. Wir ändern Menschen aber, wiederhole ich mit den Worten des alten Kämpfers Ludwig Pfau, die wir noch genug zu denken haben, auch wenn es keine Schlachten mehr giebt, und die wir daher nicht befürchten, es möchte uns in Ermangelung einer gottseligen Rauferei der Schimmelpilz im Hirn wachsen, wir werden den Tag segnen, wo man keine Feldmarschälle mehr braucht, um den internationalen Augiasstall mit dem Kriegsbesen zu fegen.

Mit dem Schimmelpilz im Hirn und unmännlicher Erschlaffung in den Gliedern hat es gute Wege; damit schreckt man nur bornirte Kasernenphilister. Denn wenn die Völker einmal dem Kriege und seinem barbarischen Werke entsagt, bietet beispielsweise die Durchforschung der dunklen Erdtheile, die Durchschiffung der Oceane, sonderlich der Polarmeere u. s. w. noch Gelegenheit genug, jene heroischen Tugenden zu üben, die man jetzt nur durch die Pflege des Menschenmassenmords, durch die rauhen Uebungen des Feldlagers, durch die angehetzte Mörder-Kaltblütigkeit unterhalten zu müssen vermeint. Culturerschlaifte Völker durch ein Bad in den dampfenden Strömen von Bruderblut curiren zu wollen, kann nur den ausschweifendsten Culturpfuschern noch in den Sinn kommen, und um überschüssige Volkskraft abzuleiten, dazu bedarf es bei wissenschaftlichem und humanem Lebensbetrieb wahrlich keiner kriegerischen Massenabenteuer mehr.

Geradezu toll aber ist der Einfall der gewerbsmässigen

Kriegsenthusiasten, auf die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Kriegsübung als auf die Bedingung gewisser unschätzbbarer Tugenden, die ohne den Krieg verschwinden müssten, sich zu versteifen. Man nennt u. A. die Tugend der persönlichen Aufopferung, der Todesverachtung. Diese Blinden sind also unfähig, den sublimen Heroismus des Mannes der Wissenschaft, der an ein entscheidendes Experiment sein Vermögen und oft sein Leben setzt, die Todesverachtung des Arztes, der zum Heile seiner Menschenbrüder in den Spitälern seine eigene Gesundheit in die Schanze schlägt, um Seuchen und Pestilenz zu bekämpfen, die rührende Aufopferung der Mutter für ihr Kind, die bewusste Untergrabung des Lebens ganzer Arbeiterclassen im fürchterlichen Dienste existenzgefährdender Industrien (Bergwerke, Taucherei, Glasfabrikation u. s. w.) als Tugenden, der höchsten Ruhmeskränze werth, zu erkennen. Nicht zu reden vom Heroismus braver Armuth!

Wer zählt die Legionen derjenigen, die Tag und Nacht unter den Waffen im Kampfe mit der furchtbaren Noth mit Schopenhauer und zugleich mit viel heiligerem Recht, als der Frankfurter Philosoph, von sich sagen dürfen: „Ein glückliches Leben ist unmöglich; das Höchste, was der Mensch erlangen kann, ist ein heroischer Lebenslauf“?

Der Freimaurerei ist in diesem Kampfe um Abschaffung der Kriege eine grosse Rolle zugefallen. Die schweizerische Grossloge „Alpina“, die wie wenige andere über alle Vorbedingungen verfügt, um sich zu einer wahren Hochburg aller modernen Menschheitsbestrebungen aufzubauen, hat bereits Stellung zu dieser Frage genommen, indem sie in ihrer jüngsten Jahresversammlung den Beschluss fasste: „Dass der Verwaltungsrath die den Logen vorgelegte

„Frage über Abschaffung des Krieges auf seinen Tractanden behalten und für Mittel und Wege sorgen solle, um derselben die nöthige Oeffentlichkeit zu geben, auf dass eine allgemeine maurerische und wo möglich eine allgemeine Weltfrage daraus werde.“

In Ausführung dieses nicht genug zu lobenden Beschlusses werden zunächst in dem schweizerischen Logen-Organ unter der Rubrik „Zur Kriegsfrage“ eine Reihe Artikel erscheinen, in welchen über die von den Bauhütten und einzelnen Werkgenossen eingereichten Arbeiten Bericht erstattet und die verschiedenen Ansichten unter allgemeine Gesichtspunkte zusammengefasst und beurtheilt werden sollen. Damit ist vorläufig ein völlig neutraler Boden in der Bundespresse gefunden, wo der Wettkampf der verschiedenen Ideen über die grosse Frage am besten und brüderlichsten eröffnet und durchgefochten werden kann.

Die Befürchtung, dass dadurch neue Trennungen und Spaltungen in der Freimaurerei entstehen könnten, ist so hinfällig, dass sie gar keine ernsthafte Untersuchung aushält. Mit Recht fragt die „Alpina“:

„Kann uns die Kriegsfrage in zwei oder mehrere Lager theilen? Sind wir nicht alle darüber einig, dass der Krieg ein Uebel ist, dem wenigstens entgegenzuwirken wir als Freimaurer verpflichtet sind? Ist die Kriegsfrage überhaupt eine Tages- oder Partei-Frage? Nein, sie ist eine Frage der Jahrhunderte, welche die ganze Menschheit betrifft und darum ohne Scheu auf die freimaurerischen Tractanden gesetzt werden kann. Denn was wollen wir, wenn wir darnach streben, der Menschenschlächtereie und dem Blutvergiessen Einhalt zu thun, anderes, als dem menschlichen Elend zu steuern und dadurch physisch und moralisch einen

Fortschritt für die Menschheit erzielen? Dasselbe bezwecken wir aber auch durch andere Liebeswerke, durch Errichtung von Spitälern, Gründung von Versorgungscassen u. s. w. Mithin reihen sich die Bemühungen, die wir für Abschaffung des Krieges machen können, ganz natürlich an die andern Aufgaben an, die wir uns für unser freimaurerisches Wirken stellen Die Frage ist rein menschlich und muss es bleiben.“

Also das grosse Ziel unverrückt im Auge behalten und öffentlich darauf losgegangen ohne Parteibeklemmung, ohne politische Duckmäuserei!

Wir verhehlen uns keinen Augenblick, dass dies unter den jetzigen staatlichen Verhältnissen leichter gesagt, als gethan ist. Zumal der Bürger eines unserer grossen Militärreiche muss den ganzen Muth seiner innerlichen Unabhängigkeit zusammennehmen, muss mit jedem werdenden Tage an seine Brust klopfen und sich seine über den beschränkten Nationalismus hinausweisenden Menschheitspflichten eindringlich vor die Seele rufen, wenn er seiner Mitwirkung an dem grossen demokratischen Friedenswerke eine erfolgverheissende Richtung weisen will. Ist doch der Fürst selbst, zu dem er pietätsvoll und ehrfürchtig aufblickt, nach dem von der Tradition geheiligten Ausdruck der „oberste Kriegsherr“!

Die Erziehung unserer Könige und Kaiser ist ja immer noch eine vorwiegend militärische; sie kommen sozusagen in der Uniform zur Welt; gespornt und gestiefelt und den Säbel umgeschnallt schreiten sie einher, und in einer Ausrüstung, die nur durch den Gegensatz an die Erscheinung eines „Friedensfürsten“ erinnern kann, zeigen sie sich bei feierlichen Anlässen dem Volke. Der Waffenrock ist ihr

Standeskleid, und der geringste Soldat spricht von seinem Kleid mit Stolz als von dem „Rock des Kaisers.“

Eben um der unbeliebten Demokratisirung, in welcher die Throninhaber eine Gefahr für ihre dynastischen Interessen wittern, vorzubeugen, halten sie mit aller Zähigkeit an ihrer Würde als Kriegsfürsten fest und nehmen die Entscheidung über Krieg und Frieden als ein heiliges Kronrecht in Anspruch. Mögen sie auch in allen Wissenschaften und Künsten des Friedens ihren begabteren Unterthanen gern einen gewissen Vorrang des Geistes einräumen, so behalten sie sich doch in den Wissenschaften und Künsten des Krieges die höchste Competenz vor. Einige haben bekanntlich die königliche Beschäftigung so weit getrieben, dass sie höchst eigenhändig die Schnittmuster für Uniformen zeichneten u. s. w.

Das ganze Hofleben und die an dasselbe grenzenden hochadeligen Lebenskreise haben in unserer, von den drängendsten socialen Reformproblemen erfüllten Zeit noch einen exclusiv militärischen, auf äussere Machtrepräsentation gerichteten Zuschnitt. Wie lange ist es denn her, dass unsere Geburtsaristokratie nur in der militärischen Laufbahn die ihrer einzig würdige Lebensaufgabe erkannte? Wie vergleichsweise blutwenig der deutsche Adel, an der Zahl seiner Mitglieder gemessen und im Gegensatze zu der Aristokratie des Auslandes, besonders Frankreichs, auf den Gebieten des geistigen Lebens geleistet, zeigt unsere Literatur-, Kunst- und Wissenschaftsgeschichte. Der vergraute, mittelalterliche Ritterstolz im Bunde mit den „noblen Passionen“ hat die geistige Productivität unserer Aristokratie jämmerlich lahmgelegt. Die Geschichte legt also die Vermuthung durchaus nicht nahe, dass die hochadelige Umgebung unserer

Höfe diese besonders ideenreich, geistig befreiend und den socialen Reformplänen geneigt zu gestalten vermöchte. Und doch müsste dies der Fall sein, wenn das Königsthum von seiner Einseitigkeit erlöst und inmitten des allgemeinen Umschwungs, in welchem sich die Völker unzweifelhaft befinden, eine gesicherte, segensreiche Stellung haben sollte. So wird es denn, nach dem seitherigen historischen Gang in der Entwicklung der Völker zu schliessen, im günstigsten Verlaufe dahin kommen, dass die Demokratie durch einen stetig geübten gesetzmässigen Druck und ohne alle revolutionäre Gewaltmittel das König- und Kaiserthum mehr und mehr aushöhlt, bis nur noch dessen Symbol übrig bleibt.

So lange wir oberste Kriegsherren und Kriegsfürsten haben, deren Hofwesen sich dagegen verschliesst, zu einem allweisen Concentrationspunkt der immer mächtiger aufwallenden und sich weiter verzweigenden socialen Reformbewegung zu werden, so lange werden dieselben Kriege brauchen, d. h. grausam willkommene Ausnahmezustände, in denen jener langsame, gesetzmässige Druck der demokratischen Gewalten pausirt und der reformatorische Humanitätssinn der Massen durch eine blutige Action nach Aussen zeitweilig unterdrückt und zerstreut wird. Damit characterisirt sich das von Oben herab ausgebildete und geförderte moderne Militärwesen von selbst als ein anachronistisches Werk der barbarischen Vergangenheit inmitten unserer andersartigen Cultur und Gesellschaft und würde nur den Werth eines Hemmschuhes haben, falls die Räder des humanen Völkerfortschritts in eine allzu hurtige Bewegung gerathen könnten. Thut dieser Hemmschuh wirklich noth? Besteht für die Menschheit wirklich die Gefahr, dass sie sich zu rasch — humanisire?!

Ueber das „Mittel zum wirklichen Frieden“ hat sich der hochgesinnte Denker Friedrich Nietzsche in seinem ideenreichen Buche „Der Wanderer und sein Schatten“ jüngst also vernehmen lassen:

„Keine Regierung gibt jetzt zu, dass sie das Heer unterhalte, um gelegentliche Eroberungsgelüste zu befriedigen; sondern der Vertheidigung soll es dienen. Jene Moral, welche die Nothwehr billigt, wird als ihre Fürsprecherin angerufen. Das heisst aber: sich die Moralität und dem Nachbar die Immoralität vorbehalten, weil er angriffs- und eroberungslustig gedacht werden muss, wenn unser Staat nothwendig an die Mittel der Nothwehr denken soll; überdies erklärt man ihn, der genau ebenso wie unser Staat die Angriffslust leugnet und auch seinerseits das Heer vorgeblich nur aus Nothwehrgründen unterhält, durch unsere Erklärung, weshalb wir ein Heer brauchen, für einen Heuchler und listigen Verbrecher, welcher gar zu gern ein harmloses und ungeschicktes Opfer ohne allen Kampf überfallen möchte. So stehen nun alle Staaten jetzt gegen einander: sie setzen die schlechte Gesinnung des Nachbars und die gute Gesinnung bei sich voraus. Diese Voraussetzung ist aber eine Inhumanität, so schlimm und schlimmer, als der Krieg; ja im Grunde ist sie schon die Aufforderung und Ursache zu Kriegen, weil sie, wie gesagt, dem Nachbar die Unmoralität unterschiebt und dadurch feindselige Gesinnung und That zu provociren scheint. Der Lehre von dem Heer als einem Mittel der Nothwehr muss man ebenso gründlich abschwören, als den Eroberungsgelüsten. Und es kommt vielleicht ein grosser Tag, an welchem ein Volk, durch Kriege und Siege, durch die höchste Ausbildung der militärischen Ordnung und Intelligenz ausgezeichnet, und

gewöhnt, diesen Dingen die schwersten Opfer zu bringen, freiwillig ausruft: „wir zerbrechen das Schwert“ — und sein gesamtes Heerwesen bis in seine letzten Fundamente zertrümmert. Sich wehrlos machen, während man der Wehrhafteste war, aus einer Höhe der Empfindung heraus, — das ist das Mittel zum wirklichen Frieden, welcher immer auf einem Frieden der Gesinnung ruhen muss, während der sogenannte bewaffnete Friede, wie er jetzt in allen Ländern einherzieht, der Unfriede der Gesinnung ist, der sich und dem Nachbar nicht traut und halb aus Hass, halb aus Furcht die Waffen nicht ablegt. Lieber zu Grunde gehen, als hassen und fürchten, und zweimal lieber zu Grunde gehen, als sich hassen und fürchten machen, — diess muss einmal auch die oberste Maxime jeder einzelnen staatlichen Gesellschaft werden! Unsern liberalen Volksvertretern fehlt es, wie bekannt, an Zeit zum Nachdenken über die Natur des Menschen, sonst würden sie wissen, dass sie umsonst arbeiten, wenn sie für eine „allmähliche Herabminderung der Militärlast“ arbeiten. Vielmehr: erst wenn diese Art Noth am grössten ist, wird auch die Art Gott am nächsten sein, die hier allein helfen kann. Der Kriegsglorien-Baum kann nur mit Einem Male, durch einen Blitzschlag zerstört werden: der Blitz aber kommt, Ihr wisst es ja, aus der Wolke und aus der Höhe.“ —

Der Herr v. Bühler, das bekannte deutsche Reichstagsmitglied aus Schwaben, denkt nicht ganz so wie dieser Professor der Baseler Universität. Herr von Bühler hat sich mit seinen Anträgen auf „allmähliche Herabminderung der Militärlast“ nicht nur eine parlamentarische Specialität geschaffen, sondern auch als Sendschreiber die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Am 15. Juni 1881 hat er eine

vierundzwanzig Seiten lange Broschüre, „Krieg oder Frieden?“ betitelt, an Leon Gambetta, den damaligen Präsidenten der französischen Abgeordnetenversammlung, in der Form eines offenen Briefes gerichtet. Dieses umfangreiche Schriftstück ist nichts Geringeres, als eine internationale Interpellation des französischen Staatsmanns über dessen intimste Gedanken in der Kriegs- und Friedensfrage. Der schwäbische Briefschreiber behandelt Gambetta als seinen „Hochgeehrten Herrn Kollegen“ und begehrt von ihm vor aller Welt ein rundes Ja oder Nein auf die Frage:

„Wollen Sie, vor die Frage des Kriegs oder Friedens gestellt, die furchtbare Verantwortung einer Zurückweisung der Friedenshand auf sich und Ihre Nation nehmen? Europa verlangt zu wissen, woran es ist, und Viele sind der Meinung, dass ein baldiger rascher Entscheidungskampf einer permanenten Kriegsbedrohung vorzuziehen sei.“ (S. 23.)

Das ist die Spitze, auf welche sich die v. Bühler'sche Schrift, die hinsichtlich der logischen und stilistischen Correctheit viel zu wünschen übrig lässt, hinausarbeitet. Die Fragestellung ist für einen parlamentarisch geschulten Politiker eine überraschend naive. Zudem hat Herr v. Bühler durchaus die erste Regel eines klugen Briefschreibers unbeachtet gelassen: sich stets den Charakter dessen, an den man schreibt, lebhaft gegenwärtig zu halten, um ihn am rechten Punkte zu fassen und auf sein eigenthümliches Wesen den tiefsten Eindruck zu machen. In seiner angestammten Gemüthlichkeit hat er den französischen Staatsmann durch einen idealen Nebel, der die völkerpsychologischen Unterschiede verwischt und das Urtheil irreleitet, gesehen und tapfer darauf los und in's Blaue hineingeschrieben. Das ist in einer so delicaten Sache, zumal wenn

man sie als Deutscher mit den Franzosen von heute bei unbeschränkter Oeffentlichkeit verhandeln will, ein capitaler Fehler.

Gambetta und die gesammte Pariser Presse sind denn auch die Antwort auf die schwäbische Zuschrift schuldig geblieben, — ein Verhalten, das den Kenner des modernen Franzosenthums und der besonderen politischen Natur Gambettas keineswegs überrascht. Immerhin habe ich es für nützlich erachtet, in einem Artikel der Augsb. Allg. Zeitung (22. December 1881) die stumme Taktik des Adressaten und seiner Journale völkerpsychologisch aus dem französischen Nationalcharakter des Weiteren zu erklären. Das fuhr aber Herrn v. Bühler böse in die Nase, und der edle Friedensherold wollte sich nun wenigstens dem Erklärer seines epistolarischen Un- und Missgeschicks gegenüber als ein feiner Politicus von seiner vortheilhaftesten Seite zeigen. Er fing das so an, dass er in einer Entgegnung sui generis (Allg. Zeitung, 1. Januar 1882) mir nicht bloss eine Tendenz unterschob, die mir himmelweit fernegelegen, sondern auch meine Worte in der burlesksten Weise verdrehte und mich unverblümt antideutscher Gesinnung zieh. Natürlich hat es die Redaction nicht unterlassen, dem confusen Humanitätsapostel in einer energischen Anmerkung nach Verdienst und Würden heimzuleuchten.

Moral: Um die friedsame Verständigung zwischen den Culturvölkern zu fördern, dürfen wir nicht müde werden, das Feld von jenen aufdringlichen Zwischentretern sauber zu halten, deren Unwissenheit und Eitelkeit sie nur dazu befähigt, jedes ernste Aufklärungswerk in Verruf zu bringen. Herr v. Bühler diene als warnendes Exempel!



VII.

Wer das hässliche Männchen mit dem schwarzgelben Teint, den langen, ungepflegten Haaren, der mächtigen Brille auf der dicken Nase, mit der abgetragenen, schlecht geschnittenen Kleidung und den bäurischen Manieren nur im Vorbeigehen gesehen, würde sich nicht haben träumen lassen, dass in dieser wenig vortheilhaften Erscheinung nicht nur ein gelehrter Pariser, sondern einer der grössten Gelehrten unseres Jahrhunderts, ein phänomenaler Schriftsteller — und, was unendlich mehr ist, einer der kühnsten, unabhängigsten und heiligsten Geister der Menschheit, kurz ein Mann in der erhabensten Bedeutung des Wortes sich präsentire.

Es ist mir jetzt nicht möglich, das Lebensbild dieses ausserordentlichen Menschen auch nur in den allgemeinsten Umrissen zu zeichnen. Mit äusserlich erfassten Daten wäre auch wenig zu leisten einem Leben gegenüber, das fast ausschliesslich in der Familien- und Schreibstube sich abgespielt — und diese Daten mit einigen beleuchtenden Anekdoten haben ohnehin bereits die Runde durch die Tagespresse gemacht. Im zweiten Bande meiner „Parisiana“ werde ich dagegen den Versuch einer umfassenderen bio-

graphischen Darstellung wagen. Worauf es mir aber bei einer Schilderung des seligen Bruders Emile Littré in der freimaurerischen Presse ganz besonders ankommen würde, das wäre der Hinweis auf das Exemplarische, Vorbildliche im Leben und Denken dieses seltenen Werkgenossen, dessen Thaten ihm eine sociale Unsterblichkeit sichern, schöner, beneidenswerther und heilvoller, als alle Unsterblichkeiten und Seligkeiten zusammen, welche von patentirten Himmelsgelehrten den egoistischen, um eine ewige Personalexistenz besorgten Gläubigen so billig versprochen werden.

Wer bei diesem Athleten des Geistes und Charakters, bei diesem Heiligen der Wissenschaft und der Forschung eine Stütze für überirdische Träume, ein Argument für transcendente Fiktionen suchen wollte, der würde sich vergeblich bemühen.

Wer aber bei ihm lernen will, wie man arbeitet, forscht, prüft, sich in Geduld und Entsagung übt, das Rechte thut ohne zeitlichen oder ewigen Lohnesanspruch, Milde und Liebe gegen seine Mitlebenden übt, furchtlos und treu bei der unter tausend Schmerzen selbst erstrittenen Wahrheit beharrt; wer bei ihm erfahren will, wie man bei der resoluteiten Abstraction von jedwedem kirchlichen Dogma, beim consequentesten Verlassen jedweder Hypothese, und würde sie von Millionen für baare Wahrheit genommen und von den Reichen und Mächtigen der Erde als Grundpfeiler der moralischen Ordnung protegirt, dennoch ein Mann von Ehre und Rechtschaffenheit, ein Freimaurer im hellleuchtendsten Sinne des Wortes sein kann, — der hat den rechten Mann gefunden.

Ich kann es unseren jüngeren Werkgenossen — und an sie wende ich mich, so oft ich die Feder ansetze —

nicht dringend genug ans Herz legen, das Leben und Vorbild dieses Meisters zu erwägen, so oft sie in ihrer Logenlaufbahn vor die Entscheidung gestellt werden, ob sie mit der lyrischen Phrase, mit der conventionellen Träumerei, mit dem schönseligen Hypothesenglauben, mit der optimistischen Lüge — oder ob sie mit der strengen Logik der Thatsachen, mit der exacten Forschung, mit der nimmerrastenden positiven Arbeit, mit der mannhaften Verzichtleistung auf alles Unerwiesene, Erkünstelte und Gemachte ihren Weg bis ans Ende verfolgen wollen.

Ist Littré die Wahrheit? die Unfehlbarkeit? das einzige Muster?

Gewiss nicht.

Aber er hat uns gezeigt, er hat es uns bis in sein achtzigstes Jahr vorgelebt, wie man zu jenem Maass von Wahrheit gelangt, das heute unsere wissenschaftlichen Mittel ermöglichen, er hat uns die positive Methode, die exacte Formel gegeben, womit wir unsern Geist vor groben Irrthümern schützen und das Instrument unseres Denkens immer mehr verfeinern und unsere Wahrnehmung und unser Urtheil vor Fehlern bewahren können. Er ist nicht das einzige Muster, aber eins der grossartigsten, umfassendsten — und zugleich das anziehendste, weil liebenswürdigste und bescheidenste von allen, die uns unser grosses Jahrhundert der wissenschaftlichen und socialen Arbeit lebendig unter die Augen gerückt hat.

Littré ist das Haupt der positivistischen Schule in Frankreich gewesen. Er hat die Philosophie August Comte's gereinigt, geklärt, weitergefördert, popularisirt und damit eine geistige Bewegung hervorgerufen, die sich allmählich allen Gebieten des Denkens und Lebens mitgetheilt hat, und

deren gewaltiger Einfluss auf die Nation sich noch nicht überschauen lässt. Nun mag man sich zu dieser Philosophie stellen, wie man wolle, mag man aus Temperament und Schulgewöhnung ihr mehr oder weniger geneigt sein, aber das Eine kann kein Einsichtiger und Unbefangener leugnen, ihre Grundlage und ihre Verfahrungsweise sind wissenschaftlich unanfechtbar und gewähren das erreichbar höchste Maass thatsächlicher Sicherheit; sie entspricht dem Entwicklungsgang der Menschheit zu immer reinerer Erkenntniss, zur Beherrschung der Natur und Verbesserung der socialen Gestaltungen.

Ihr entschiedener Werth liegt weniger in ihrer Doctrin, in der Summa von Lehrsätzen, die sie zum Weisheitsschatze der Menschheit beigesteuert, als vielmehr in dem kritischen Rüstzeug, das sie den ehrlich und furchtlos nach Erkenntniss Strebenden in die Hand gelegt hat.

Littré war durch seine phänomenale Gelehrsamkeit — phänomenal hinsichtlich des Umfangs wie der Gründlichkeit — durch seine colossale Assimilationskraft, durch seine scrupulöse Gewissenhaftigkeit, durch die absolute Selbstlosigkeit seines Charakters wie kein Anderer dazu geeignet, die Erbschaft August Comte's anzutreten, zu sichten, zu läutern, zu vermehren und dem Positivismus unter den streitenden Geistesrichtungen des Tages eine zukunftsreiche Stellung zu begründen.

Was will der Comte-Littré'sche Positivismus? Er will zunächst, dass unser nach Wahrheit dürstender Geist sich an das Erfahrungsmässige, Ausgemachte, Feststehende halte, als an dem einzig festen Ankergrund alles Wissens von der Welt und der Menschheit; er will die Frage nach den letzten Ursachen, nach dem Dasein Gottes, der Seele Un-

sterblichkeit und allem, was sich unserem erfahrungsmässigen und beweisfähigen Erkennen entzieht, links liegen lassen und unsere Zeit und Kraft und Stimmung nicht mit dem ewig resultatlosen speculativen Verfahren vergeuden; er will die Sittlichkeit und Zufriedenheit der Vernunftwesen nicht auf den Flugsand metaphysischen Hypothesenkrams aufbauen, sondern auf die naturalistisch zu begründende Forderung der socialen Pflichterfüllung, der Toleranz, der Gerechtigkeit, des Friedens, der Heiligung der Arbeit und der Selbstverleugnung.

Also keine Spur von dem conventionellen idealen Sinn?

Wenn Idealismus nur im rhetorischen Heldenthum, im metaphysischen Phrasenwerk besteht, nein! Wenn aber Character und Lebenswandel in ihrer Reinheit und Schönheit ein Recht an den Namen Idealismus begründen, so möchte ich den sehen, der sich Idealist genug dünkete, um dem positiven Littré diesen Titel abzuerkennen!

Das ist schliesslich denn doch die einzige Probe — und Littré hat sie bis an sein Ende bestanden. —

Worte sind Schall und Rauch. Die That, das Leben, das, was Einer durch Arbeit und Tüchtigkeit vor sich bringt von Stunde zu Stunde, von Jahr zu Jahr zum Besten Aller — das entscheidet.

Hic Rhodus, hic salta! Da übe deine Künste, zungenfertiger Moralist von des Idealismus Gnaden!

Ueber das ordensmässige Freimaurerthum Littré's sind nur wenige Worte zu sagen. Ein Geist und ein Arbeiter, wie er, hatte weder Licht, noch Anregung, noch ceremonielle Weihe in der traditionellen Loge zu suchen. Er suchte sie auch nicht. Aber als die lichtfeindlichen Umtriebe der Pfaffen und reactionären Aristokraten und ihrer schamlosen

Sacristane und Lakaien und Büttel gar zu arg wurden und besonders der Bischof Dupanloup von Orleans seine erbärmlichen Anklagen wider die Logenmänner immer fanatischer wiederkaute und in Hirtenbriefen und Broschüren über das ganze Land spie, da konnte der fünfundsiebzigjährige Littré nicht mehr an sich halten. Er protestirte in seiner Weise: durch eine feierliche That. Am 8. Juli 1875 liess er sich im Verein mit Jules Ferry, dem nachmaligen Minister des Unterrichts und Präsidenten des Conseils, und dem ausgezeichneten Linguisten Chavée in die verfluchte und verhöhlte Freimaurerbrüderschaft aufnehmen. Die Beschreibung dieser imposanten Handlung ist seiner Zeit in einer besonderen officiellen Broschüre erschienen, ich habe also nicht darauf zurückzukommen. Nur das will ich bemerken, dass in dem Büchlein auch die Aufnahmerede Littré's über die Frage „Quels sont les devoirs de l'homme envers Dieu?“ enthalten ist, ein Abriss der positivistischen Philosophie, wie er herrlicher und erhebender nicht gedacht werden kann, eine meisterhafte Variation des deutschen Verses: „Lasst unsern Herrgott aus dem Spiel!“*)

Aber die dunklen Männer der ultramontanen Kirche erspähten ihre Stunde, um der Geschichte ihrer Bekehrungsscandale in extremis einen brutalen Fall mehr anzufügen. Littré, der Sohn einer Protestantin und eines Freidenkers, war ungetauft. Als der achtzigjährige Greis von langer Krankheit erschöpft, vom Schmerz gebrochen, mit dem Tode rang, da spritzte eine „fromme Hand“ — wie man sagt, seine eigene Frau, eine kreuzbrave Person, aber blind-

*) Bibliothèque franc-maçonique. Initiation des frères Littré Ferry et Chavée. Paris 1875.

gläubige Katholikin — das Taufwasser über seine Stirn, und die Kirche reclamirte ihre Beute! Wohlan, der Cadaver ist ihr geworden, aber der Geist und das Leben Littré's, seine Lehre und sein Vorbild bleiben das heilige Vermächtniss der freien Männer für und für und werden fortwirken auf die fernsten Geschlechter! Heil uns und Friede ihm!

Ich wiederhole mir heute sein schönes, schlichtes Wort: „Aimer, connaître, savoir, et, à mesure que nous avançons dans la vie, cultiver le souvenir de ceux que nous avons perdu, tel est le fondement de notre existence morale et de notre fidélité permanente.“ Ich gehöre zu denjenigen, die den Act des Sterbens an sich für die gleichgiltigste und bedeutungsloseste Sache von der Welt halten und darum auch den angeblichen Bekehrungen auf dem Todtenbett nicht den geringsten moralischen Werth oder gar irgend eine Beweiskraft für irgend eine behauptete Wahrheit zuerkennen. Auch die sogenannten „letzten Worte“, womit der sentimentale, gehirnerweichte Lebensdilettantismus oft ein so widerwärtiges Spiel treibt, sind für mich nicht bedeutungsvoller, als jeder andere Gedanken Ausdruck. Bekanntlich sind die meisten dieser „letzten Worte“ historisch hervorragender Persönlichkeiten apokryph oder von geschickten Sentenzenschmiedern umgeformt und fein ciselirt. Ob z. B. Goethe zuletzt „Mehr Licht!“ oder „Mehr Luft!“ ausgerufen habe, darüber sind seine Biographen nie einig gewesen.

Es ist leicht einzusehen, warum das Verhalten des absterbenden Menschen keine geistige, auf die Schätzung seines Lebens rückwirkende Kraft haben kann. Der feierlich düstere Apparat des Abschiednehmens, womit die Fa-

milie das Sterbebett zu umgeben pflegt, das Ungewohnte und Unerprobte des einzigen Auflösungs Vorgangs für den Sterbenden selbst, die physischen Schmerzen, die in raschem Wechsel sich folgenden gemüthlichen Erregungen und Abspannungen, diese und ähnliche Umstände zusammen schaffen für den stärksten Geist eine verwirrende, vernebelnde Atmosphäre. Das sterbende Thier im Walde verkriecht sich; der sterbende Mensch hat nicht diese Wohlthat: er ist ein Schauspiel für andere Menschen. Und da soll seine Bekehrung, sein letztes Wort eine sein ganzes Vorleben verändernde oder wenigstens in eine andere Beleuchtung rückende Kraft haben?

Die ausschlaggebende Bedeutung unseres Lebens hat nichts mit den Reden und Handlungen auf dem Sterbebette gemein; sie muss dort gesucht werden, wo wir im Vollbesitze und im Gleichgewichte unseres Geistes unsere charactervollsten Daseinsthaten vollbracht haben. Nicht der Greis, noch weniger der Sterbende, sondern der Mann in der Vollkraft seiner Jahre, in der inneren Unabhängigkeit seines Denkens und Empfindens und Strebens gibt uns das Bild und den allein zulässigen Maassstab seines eigengearteten und bedeutungsvollen Menschenthums. Man sehe sich also vor!



VIII.

Ich habe mir jüngst die Frage vorgelegt: haben wir Freimaurer denn überhaupt noch eine spezifische Bundesarbeit?

Gewiss haben wir noch eine solche, grandios, herrlich und entzückend einfach zugleich, — aber Wenige begreifen sie, die Wenigsten wollen und treiben sie. Mehr noch: was wir in dem verzopften, stationären Geheimverein, Loge genannt, treiben, ist meist das gerade Gegenteil von dem, was wir treiben und zu erreichen trachten sollten; wir stehen uns selbst im Wege, wir ironisiren unsere Aufgabe, statt sie zu lösen. Das ist unsere Verdammung!

Das wenig geistreiche Wortspiel, das ein mystisch angesäuselter Logenschriftsteller in Umlauf gebracht hat: „Die Freimaurerei hat kein Geheimniss, aber sie ist ein Geheimniss“, enthält eine grausame Wahrheit. Die Freimaurerei ist ein Geheimniss — für die Logenbrüder, denen der Sinn für ihre eigentliche Aufgabe abhanden gekommen, oder um in der Ritualsprache zu reden, denen das echte Meisterwort verloren gegangen.

Die Literatur, der sicherste Ausdruck des geistigen Vermögens einer Gesellschaft, spiegelt diesen Zustand voll-

ständig wieder. Welch eine geistige Confusion, welch eine herzbrechende Mittelmässigkeit, welch eine fade Wortmacherei, der man die innere Haltlosigkeit und Verlegenheit auf zehn Schritte ansieht, in unserem freimaurerischen Schriftwesen! Nur die rückwärts gewandte Geschichtschreibung hat einige Werke von bleibendem Werth hervorgebracht, während die erbaulichen Tractätchenfabrikanten und Katechismuserklärer mit einer Hochfluth lyrisch verwässerter Prosa ohne Saft und Kraft unsere Zeitschriften und den Büchermarkt überschwemmen. Sehen wir von einigen glücklichen Erzeugnissen berufener Poeten, wie Feodor Loewe, Ritterhaus ab, so bleibt auch in der modernen Verskunst der Loge nichts übrig, was werth wäre, auf den nächsten Tag gerettet zu werden. Die Philosophie und die Künste finden bei uns keine Anregung mehr zu einer grossen schöpferischen That. Ich wüsste nicht, auf welchem Gebiete der literarischen und künstlerischen Gestaltungsthätigkeit die Loge seit einem halben Jahrhundert eine grosse Erscheinung hervorgerufen oder auch nur begünstigt und protegirt hätte. Und gehen wir weiter zurück: finden wir da nicht, dass selbst ein Lessing und ein Krause, die einzigen Originaldenker ersten Ranges, die zwei höchsten Weltweisen, die unser Bund in Deutschland aufzuweisen, finden wir da nicht, sage ich, dass selbst sie ihre unsterblichen freimaurerischen Schriftwerke dem herrschenden Logengeist zum Trotz — und zum Verdruss hervorgebracht und nichts weniger als Aufmunterung und Anerkennung bei ihren zeitgenössischen Brüdern dafür gefunden haben?

Die Loge verhält sich zur Freimaurerei, wie die protestantische Kirche zur Reformation. An ihrer Quelle war sie die vollsaftige Leistung eines ausserordentlichen Ge-

dankens, einer überwältigenden Idee der Freiheit und des Fortschritts, aber im zeitlichen Verlauf der übrigen geistigen und socialen Schrankenbrüche ist sie stehengeblieben, hat mit den mächtigen Culturfactoren der Neuzeit die Fühlung verloren, weil sie sich in eine Verfassung schnürte und auf einen Buchstaben-Ritualismus schwor, welcher je länger desto mehr zu einem Instrument der Reaction verhärten und in der Hand ehr- und herrschsüchtiger Kleingeister für das Ansehen und die Bedeutung der Freimaurerei selbst verhängnissvoll werden musste.

richtig

Hierin haben wir die Erklärung dafür zu suchen, warum die Loge die starken Köpfe, die schöpferischen Geister, die kühnen Kritiker mit Misstrauen beobachtet und sich möglichst vom Leibe hält und, wenn sie zudringlich werden, mit Ausschluss und Verfolgung bedroht, während sie den conservativen Mittelmässigkeiten Kränze flicht und ein warmes Nest in ihrem Schosse bereitet.

Daraus erklärt sich ferner, wie aus einer so gesunden, herrlichen Wurzel das absurde Coterie- und Sectenwesen gleich giftigem Unkraut hervorschiessen und unsern weltweiten Bund in der widerwärtigsten Weise überwuchern konnte. Fürwahr, wenn es mit rechten Dingen zugegangen wäre, d. h. wenn die Logenordnung von Anfang an der logischen Ausgestaltung der freimaurerischen Idee Raum und Schutz gewährt hätte, so müsste uns heute das traurige Schauspiel erspart sein, einen Bund, dessen Wesen Einheit, Verbrüderung, Weltverständigung bedeutet, in leidenschaftlich sich befehdende oder trutzig sich ignorirende Parteien und Systeme zerklüftet zu sehen.

Endlich erklärt sich aus dem geschichtlichen Process des engbrüstigen Logenthums die Nöthigung des Sprach-

gebrauchs, den Ausdruck „Freimaurer ohne Schurz“ zu erfinden, um durch ein leichtes Wortband diejenigen Männer an uns zu fesseln oder wenigstens als zu unserer Familienverwandtschaft gehörend zu bezeichnen, welche im höchsten Sinne für die Interessen der Freimaurerei wirken, ohne sich entschliessen zu können, durch den Eintritt in eine Loge zu regelrechten Bundesmitgliedern zu werden.

Es scheint, dass man sich bis jetzt noch keine Rechenschaft darüber gegeben habe, welcher schwere Vorwurf mit dem Ausdruck „Freimaurer ohne Schurz“ gegen unser herkömmliches Logenthum erhoben wird.

Was hat die ausgezeichneten Männer, die wir mit dem ehrenden Titel „Freimaurer ohne Schurz“ schmücken, denn eigentlich abgehalten, die Logenmitgliedschaft zu erwerben? Eine unüberwindliche Vereinsscheu? Das ist kaum anzunehmen in einer Zeit, wo das Vereinswesen sich einer Blüthe und Achtung erfreut, wie vielleicht nie zuvor. Fast jeder Mann von einiger Bedeutung und öffentlichem Ansehen gehört heute einem, wenn nicht mehreren Vereinen zugleich an. Es ist dies geradezu eine Bedingung seiner socialen Wirksamkeit, seines persönlichen Einflusses. Die Scherzrede ist bekannt, wonach die angeblich Vereinsscheuen einer Stadt zusammengetreten sind, um sich zu vereinigen unter dem Banner des Vereins der „Vereinslosen“.

Oder sollten diese ausgezeichneten Männer noch keine Zeit und Gelegenheit gehabt haben, über die Vortrefflichkeit freimaurerischer Institutionen sich zu unterrichten? Diese Lücke in ihren socialen Einsichten können wir um so weniger voraussetzen, da, wie Lessing treffend sagt, man ebensowohl durch eigenes Nachdenken auf die Freimaurerei verfallen kann, als man durch Anleitung darauf

geführt wird — und an solcher Anleitung ist heutzutage ganz gewiss kein Mangel, seit sich die Tagespresse daran gewöhnt hat, auch mit den wichtigeren Ereignissen des Logenlebens sich zu beschäftigen. Die weitverbreitete Leipziger „Illustrierte Zeitung“ z. B. unterhält an hervorragender Stelle eine ständige Rubrik für freimaurerische Chronik. Zudem macht ein Theil der Geistlichkeit und ihrer Schreibknechte unaufhörlich für unsere Bestrebungen Reclame in Kanzelreden, Hirtenbriefen, Broschüren, Tageblättern und anderen Vehikeln der luxuriös organisirten kirchlichen Publicität. Man richtet uns in allen möglichen Saucen zu, man stellt uns in allen erdenklichen Beleuchtungen aus. Der Freimaurer ohne Schurz hat um so weniger Recht, uns zu ignoriren, als die Anfechtungen, die wir erfahren, anonym auch ihn treffen und naturgemäss seine Sympathien für uns steigern müssen, sonst verdiente er ja auch gar nicht den Ehrentitel, den wir ihm beilegen. Warum bekennt er sich nicht offen zu uns, warum lässt er sich nicht in unsere Logen aufnehmen, um die sociale Kraft unserer gemeinsamen Ideale verstärken zu helfen? Setzt er nicht sein Wissen, seine Kunst, sein organisatorisches Feuer, sein diplomatisches Talent, seine praktische Energie daran, damit die Weisheit, Gerechtigkeit und Harmonie der menschlichen Zustände auf Erden immer vollkommener werden? Sollte ihm dabei die Bedeutung des Spruches „Viribus unitis“ nicht aufgegangen sein? Oder sollte er die Abneigung gegen das Bündlerthum so weit treiben, um mit Hoffmann von Fallersleben auszurufen:

„Bist du redlich von Gesinnung
Und beseelt von Muth und Kraft,
Brauchst du keine Zunft und Innung,
Nicht Verein noch Bruderschaft!“

Nein, was den „Freimaurer ohne Schurz“ in den allermeisten Fällen abhält, sich den Schurz zu erwerben, ist nicht die Scheu vor dem Bündlerthum an sich, sondern vor dem Geheimbündlerthum, vor dem hierarchischen Gradwesen, vor dem mystischen Formalismus, vor der symbolischen Vielrednerei und der Geringfügigkeit der wirklichen Leistungen, vor dem frömmelnden Theismus, der vor dem blossen Namen Gottes schon den Hut zu ziehen verlangt, vor der geistigen Oede und Langeweile im ewigen Kreislauf der nämlichen Gedanken und Redewendungen, wie der unendlichen Variationen des nämlichen abgedroschenen Motivs, vor der Pedanterie, erst jahrelang den Figuranten der unteren Grade spielen zu müssen, bevor durch die Erhebung in den Meistergrad und durch neue Geldzuschüsse die volle Ausübung der Mitgliedsrechte erworben wird, — kurz vor all den Besonderheiten, die den reifen, unabhängigen Geist unseres im grossen, öffentlichen Stil reichster Welterfahrung, exacter Forschung und humanitärer Arbeit sans phrase sich auslebenden Jahrhunderts theils unverständlich, theils widerwärtig sind.

Es gibt zwar einige Logensysteme, die dem veränderten Stimmungsgehalt der Zeitgenossen Rechnung getragen und verschiedene, für die Sache der Freimaurerei höchst vortheilhafte Reformen durchgeführt haben, allein das sind Ausnahmen, welche leider nur die Regel von dem hartnäckigen Beharren und Weitervegetiren im altväterischen Formencultus bestätigen.

Wer erlöst die moderne Loge aus dieser geistigen Verdampfung, aus der intellectuellen Isolirung, aus der socialen Verkümmernug?

Wer sorgt dafür, dass das Alte und Abgelebte hin-

weggefegt werde und reiner Raum geschafft für die fruchtbaren Ideen der wissenschaftlich begriffenen Humanität, damit die Logen sich zu freien, fröhlichen Genossenschaften entfalten, wo die Besten, die Begabtesten, die Energischsten jedes Volkes und jedes Standes sich brüderlich versammeln, um in Rath und That die ewigen Urbilder der Freimaurerei dem Leben zu vermitteln?

Wer? Kein Einzelner! Nur durch die glückliche Vereinigung tüchtiger Intelligenzen und durch ein fruchtbares Zusammenwirken von individuellem Enthusiasmus und socialer Nothwendigkeit kann jene Summe von reformatorischer Kraft und Rücksichtslosigkeit entbunden werden, welche hinreicht, die gesprengte Einheit zwischen Idee und Form der Freimaurerei auf dem ewig sichern Fundamente des Humanismus wieder herzustellen und das Logenwesen in jene Bahn zu leiten, die unserm ganzen Jahrhundert — aller Reaction zum Trotz! — den grossen siegreichen Zug verleiht, in die Bahn der Wissenschaft, der Forschung, der Freiheit und der Gerechtigkeit! Denn wir haben eine specifische Bundesarbeit, sobald wir wieder ein Bund der Vernünftigen für die Vernunft, ein Bund der Freien für die Freiheit geworden sind!



IX.

Das ist eine von den merkwürdigen Schriften, die in geknebelten, absurden, auf allgemeine Volksversimplung und Gemüthsverdüsterung hinarbeitenden Zeitläufen erscheinen: Die Ideale des Materialismus. Lyrische Philosophie von Armand Pensier.*)

Es ist ein geheimnissvolles Blatt intimster Geistes- und Herzensgeschichte. Die gemeine Neugierde wird nichts damit anzufangen wissen, ebensowenig jene lärmende und herrliche Majorität von Gebildeten, welche ihre Weltweisheit aus obrigkeitlich approbirten Schulbüchern und wohlgesinnten Zeitungen schöpfen und in allem Uebrigen so dumm und absprechend sind, als hätten sie dem Papste die Unfehlbarkeit abgepachtet. Den gelehrten Zunftmeistern aber muss „der lyrische Philosoph“ erst recht ein Gräuel sein, umsomehr, da er zum gemassregelten Dr. Dühring hält und — Verse macht wie Einer, der nie andere als süsse Götterspeise genossen.

Ich weiss nicht, was unsere landläufige Kritik zu dem Büchlein gesagt; aber bei der profunden Wissenschaftlichkeit

*) Leipzig bei Carl Reissner.

und Unparteilichkeit die dieselbe auszuzeichnen pflegen, möchte ich darauf schwören, dass sie ihre gediegensten Albernheiten an dasselbe verschwendet hat. Wo hätte jemals eine originelle Erscheinung des Geisteslebens bei ihr liebevolles Verständniss und vorurtheilsfreie Würdigung gefunden?

Wenn ich in einem Blatte, das wie kein zweites den richtigen, edel verstandenen Gesamtinteressen der Freimaurerei d. i. der königlichen Kunst, zu dienen bestrebt ist, zuerst die Aufmerksamkeit auf dieses merkwürdige Büchlein gelenkt habe, so geschah es in der Hoffnung, es möchte sich doch der eine oder andere höherstrebende Bruderkreis finden, der den geistigen Phänomen des Menschheitslebens hinlänglich Beachtung und liebevolles Nachdenken widmet, um den Herzensergüssen eines materialistischen Idealisten eine belehrende Seite abzugewinnen. Armand Pensier ist offenbar ein Pseudonym. Der deutsche Kopf, der hinter dieser französisch anmuthenden Maske dichtet und denkt, ist von originellster Begabniss, von eigenthümlichstem Wuchs — und es war wohl keine übertriebene Vorsicht, wenn er sich nicht mit seinem Gesicht und Namen unter das lebenswürdige, von heimtückischer Denuncirungswuth leicht angekränkelte Publicum von heute gemischt hat. Wer so unverholen sein Herz auf der Zunge trägt und in so classisch nackter Form erzählt, wie sich in seinem Hirne so ganz anders die Welt spiegle, als in dem Haupte der Rechtgläubigen und Auserwählten und Wohlgefälligen, und wie in seinem Gemüthe Wünsche lauern ganz absonderlicher Art, der schwebt in beständiger Gefahr, der herrschenden Gemeingültigkeit zum Opfer zu fallen. Nur dem Reinen ist alles rein.



Das Büchlein hebt also an: „Mit fünfzehn Jahren war ich jesugläubig, mit achtzehn Jahren atheistisch, mit zwanzig Jahren Materialist. Eine Lüge zuerst, dann eine Bekehrung und dann eine Religion. Die heiligste Lüge, in die man mich eingeweiht und die es vielleicht je gegeben, war das Glück meiner Kindheit. Es war gross genug, um mich das andere einer innigen Freundschaft, eines Findens und Bindens vergessen zu machen. Ich entsinne mich noch sehr gut des Abends, wo ich fest entschlossen war, all' meine Bekannte nicht nur aus meinem Umgang, sondern aus meinem Herzen zu verweisen, weil ich sie unfrohm wusste: man überredete mich aber, ich könne sie bekehren“

Auf Seite 75 die Verse:

„Aus dem Schachte tiefster Schmerzen
Seien Schätze noch gewonnen,
Göttlich sei, was so begonnen —
Gluth, nicht Lust, im vollen Herzen,
Hebe Glück, das ohne Wonnen,
Aus dem Schachte tiefster Schmerzen.“

Auf Seite 79:

„Es liegt über all' dem Lande
Wie eine dumpfe Wolke, wie düstre Umhüllung,
Der Träume spottet die träge Erfüllung,
Ein Bergstrom verrinnt im Sande.“

Auf Seite 103:

„Es war ein melancholischer Augenblick, als der erste Mensch bemerkte, dass er allein sei. Die Melancholie im Paradiese! Und sie machte Epoche, Jehova schuf das Weib, und dieses die Austreibung aus Eden. Wir wissen nicht, was wir zu thun, wenn wir uns Gesellschaft wünschen; sie ist unvereinbar mit dem Stande der Unschuld“

Endlich auf Seite 119:

„Es giebt nämlich in den Herzen grosser Menschen und aller überhaupt einen Gedanken, den sie erst noch denken werden, der sie nicht glücklich machen wird, aber mehr, nämlich gut, und wenn man ihnen sagt, dass man um ihr Geheimniss wisse, werden unsere Herzen sich Brüder nennen“

Damit ist die Weise und Stimmung des Verfassers, den ich mir jung und schön gestaltet, aber von tiefer und schmerzreicher Seelenerfahrung denke, einigermaassen characterisirt. Die zwanzig Capitel der Schrift bilden kein System, keine in Paragraphen geschraubte philosophische Heilordnung, — nichts weniger als das. Es sind sozusagen lyrisch-philosophische Phantasiestücke, in welcher bald die schöngeistige Analyse philosophischer Stimmungen, bald die novellistische Träumerei à la Jean Paul, nur etwas wollüstiger, die Tonart und den Rhythmus der einzelnen Theile bestimmen.

Das Ganze ist nicht auf kaltem Wege gemacht; es ist aus heissem Herzensboden hervorgewachsen gleich einer geisterhaften Blume von bizarrer Form und fremdem Parfum; es ist das Product einer glühenden schriftstellerischen Zeugung, für die man in der Zeit der empfindungsarmen Mache und der calculirenden Buch-Industrie kaum mehr Verständniss finden wird. Ich stelle mir den Verfasser vor, wie er mit einem tiefen, tiefen Seufzer, gleich einem unterdrückten Erlösungsschrei, sein Manuscript vollendet, die Feder fortgeschleudert und lange, vielleicht nie mehr zu einem ähnlichen Unterfangen berührt hat. Es muss ihm gewesen sein, als hätte er ein süßes, wunderbares Verbrechen begangen, für das es keine Wiederholung geben darf.

Es ist mir im Grunde gleichgültig, wie sich andere zu dem Inhalte des seltsamen Büchleins stellen. Ich halte keine grossen Stücke auf unser heutiges belletristisches Lesepublikum. Die Geheimnisse der Feinkunst des genussreichen Lesens, die Traditionen der geistigen Gourmandise gehen durch die plebejische Verschlingung roher Journalmaassen, wie sie unser gegenwärtiges Leben selbst in den besten Ständen practicirt, mehr und mehr verloren. Ich bejammere diese Veränderung nicht, ich constatire sie bloss.

Das Pensier'sche Büchlein wird wenig Leser finden, noch weniger geeignete Leser. Wie sich aber ein einigermaßen aufgeweckter, unbefangener Geist zu dem Inhalte auch stellen möge, dem Zauber des Ausdrucks wird er manche angenehme Ueberraschung danken. Ein spürnasiger Kritiker, der beim Blättern eines neuen Buches nur auf Besonderheiten ausgeht, hat mir gesagt, dass der Verfasser unzweifelhaft der classischen Freundschaftstheorie der göttlichen Griechen huldige. Das mag er mit Herrn Pensier ausmachen. Ich will nur noch ein paar Bemerkungen machen, die weder den Verfasser noch den Kritiker angehen. Also: Die classische Freundschaftstheorie (eigentlich war sie nur Praxis!) hat sowenig meine Sympathien, als sie das innerlich hohle, romantisch aufgepinselte Brüderschaftsideal der schönrednerischen, geheimnissvoll schmunzelnden Freimaurerei hat. Die Liebe (ich nehme das Wort in seinem starken Sinne) unter Männern ist entweder eine sentimentale Comödie oder eine conventionelle Lüge. Die Bruderliebelei der freimaurerischen Phrasenhelden ist ein unwürdiger Humbug. Die griechische Männerliebe ist Krankhaftigkeit oder Laster oder beides zugleich. Eine rechtschaffene, opferbereite, treue Freundschaft ist das Höchste und Edelste,

zu dem sich männlicher Sinn emporzuläutern vermag. Nun giebt es Gefühlsgecken, die alle Register ihrer seelischen Windorgel ziehen und im Schiller'schen Pomposo-Stil einander vormusiciren:

„Der Freundschaft arme Flamme füllt eines Posa Herz nicht aus!“

Zum Teufel, so beweibt Euch, schwört auf Allah, geht unter die polygamen Türken!

Aber auch das genügt nicht. Um solche Talmi-Posa-Herzen auszufüllen, dazu bedarf es verliebter Urwälder-Brände, erotischer Vesuv-Ausbrüche, des ganzen Neronischen Roms in Flammen, der Brunst der gesammten doppelgeschlechtlichen Menschheit und des mohamedanischen Himmels obendrein!

Gewiss, es giebt auch auf dem Gebiete der Liebe Probleme zu lösen, von welchen sich der verlederte, dickschädelige Tugendtölpel nichts träumen lässt, und so lange sie nicht gelöst sind, werden wir aus den sinn- und gefühlverwirrenden Zweideutigkeiten nicht herauskommen. Echte Freundschaft und echte Liebe freilich werden immer eindeutig bleiben, und der wohltemperirte Durchschnittsmensch in geordneten bürgerlichen Verhältnissen wird bei normaler Arbeit nicht leicht auf sogenannte „unnatürliche“ Befriedigung seiner Triebe verfallen. Vererbung, Erziehung, Art der Beschäftigung, geistige Richtung, sociale Atmosphäre, das sind lauter Factoren, welche auch die Aeusserungen des Geschlechtslebens beeinflussen. Je näher der Mensch der gemässigten Zone bei der Natur geblieben, desto schlichter und kräftiger werden seine Sitten sein. In heissen Ländern haben die Reisenden andere Erfahrungen gemacht; der Orientale ist in Nordafrika z. B., je culturwilder, desto raffinirter in der Ausschweifung. Unter allen

Himmelsstrichen ist die Krankheit auch im Liebesleben tausendgestaltig, während die Gesundheit ein und dieselbe ist. Vom Genie, das in hoherregter Anspannung der Phantasie ewige Geisteswerke zeugt, wird nur der Dummkopf eine nüchterne Liebesmoral erwarten. Eine gewisse Libertinage ist das fatale Erbtheil aller wahrhaft künstlerischen Naturen; die Explosion der Sinne ist eine constante Begleiterscheinung der sublimen Reizung der Geisteskräfte im Zeugungstaumel idealer Schöpfungen. Die intimen Capitel der Kunstgeschichte liefern uns dafür die hinlänglichen Beweise. Einen Heine, einen Goethe, einen Liszt, einen Wagner u. s. w. mit der kurzen Elle der Catechismustugend, die gerade für den nächstbesten Wurstler oder Pomadefabrikanten oder Hosenhändler wohlthätig ausreicht, messen zu wollen, wäre bodenlose Anmassung und lächerliche Thorheit zugleich. Das Genie ist die einzige wahre Souveränität, die ihre Heiligkeit und Unverletzlichkeit in sich selbst trägt und für ihre Tugenden wie Untugenden die jeder Kritik spottende Formel brauchen darf: Von Gottes Gnaden!

Uebrigens sehe jeder wie er's treibe und strecke sich nach seiner Decke, ob Genie, ob Lump.

„Tous les goûts sont dans la nature“, versichert der grossherzig laxen Franzose und versucht damit jeder Lüstelei ein naturalistisch-moralisches Legitimationspapierchen vorzukleben. Wem genügt's? Wer ist so heidenmässig tolerant? So göttlich unbefangen?

Die Toleranz findet ihre Schranke an der Reinerhaltung des öffentlichen Gemeinwesens und am Fortschritt zur Alleinherrschaft berufener starker Mannesgesinnung. Der ausschweifende Liebescultus sucht die Nacht und bringt

die Nacht — auch in die Geister. Unter den Blumen seines erschlaffenden Pfühls lauern die Schlangen der Reaction.

Darum eingestimmt, Freunde und Werkgenossen, in den Weckruf des Dichters:

„Frisch auf, wer an's ewige Licht noch glaubt,
Ihr Schläfer, die Rosen der Liebe vom Haupt
Und ein flammendes Schwert um die Lenden!“

Wir wohnen im kühlen Breitengrade des „categorischen Imperativs“ und haben hohe sittliche Culturgüter der Menschheit zu hüten. Lassen wir den Arabern ihr geiles „Anamalis fobil“, lassen wir den Bewohnern des „dunklen Erdtheils“ ihre tropisch-bestialische Lustgier. Die armen Neger! Sie haben nichts vor der Civilisation zu verantworten; sie sind im Geiste so nackt wie am Leibe. An den Ufern des Senegal ist keine „Kritik der reinen Vernunft“ philosophirt, kein „Faust“ gedichtet worden. Wenn im afrikanischen Frühling die Safterneuerung wie ein Lavastrom durch Mensch, Vieh und Pflanze fluthet, Himmel und Erde wie in einem einzigen Gluthkuss verschmelzen, die Blumen wahnsinnig betäubende Düfte gleich süssen Giftdämpfen ausströmen, dann fällt das arme Menscheenvieh dem hysterischen Lusttaumel willenlos zum Raube, seine Augen glühen wie eine Feuersbrunst, sein Blut kocht und siedet, in seinen Ohren sausen ganze Tamtam-Orchester, sein bisschen Gehirn rast Liebe und Blut und Tod! Da fehlen alle natürlichen Bedingungen zu einer starken, freien Geistescultur. Aber sintemal wir Nordländer so glücklich sind, sie zu besitzen, so müssen wir uns gegen ihre Corruptur wehren. Die sogenannte Emancipation des Fleisches, die in der romantisch-revolutionären Literatur

eine so herausfordernde Rolle spielte, enthält einen gesunden reformatorischen Kern. Das edle, vollmenschliche Gleichgewicht kann nämlich erst dann gefunden werden, wenn das Fleisch, d. i. die sinnliche Seite der Menschennatur, aus dem Schmutz und Schutt der supernaturalistischen Wahn-dogmen hervorgezogen und wieder in die natürliche Würde eingesetzt wird. Geist und Fleisch im schönen, harmonischen Bunde geben erst den ganzen Menschen, den starken Träger und Schützer des Fortschritts zu immer grösserer Fülle humaner Freiheit, Weisheit und Schönheit. Die sinnlose Ausschweifung einerseits und die prüde Spiritualisirung andererseits — sie rüsten der clericalen und cäsaristischen Reaction das Bett und die Küche; sie erzeugen unreine Luft und schlechtes Culturwetter.

Ich glaube aber, dass dereinst im Reifealter der Schönheit und Weisheit, wenn die letzten grossen Freiheitsschlachten geschlagen und gewonnen sind, und Kopf und Herz so nahe bei einanderwohnen, als sie sich jetzt ferne stehen, den Menschen noch sehr viel Freude vorbehalten ist.



X.

Es ist ein Festtag für den literarischen Beobachter unserer Logenwelt, wenn er ein neues Werk von J. G. Findel den gesinnungsverwandten Brüdern ankündigen darf. Wäre unser freimaurerisches Schriftthum noch so umfassend und noch so reich, und drängte sich eine schöne und glänzende Production an die andere, wie im sprossenden Lenze Blüthe an Blüthe; ein neues Findel'sches Buch bliebe trotzdem eine Erscheinung von ganz besonderem Werthe, ein literarisches Ereigniss von überlegener Bedeutung.

Findel's Name ist nicht nur der gefeiertsten und populärsten einer in der freimaurerischen Weltliteratur, er resümiert auch vollkommener, als irgend ein anderer, eine ganze Epoche freimaurerischer Forschungen und Reformen, fortschrittlicher Kämpfe und Siege in der deutschen Bundespresse. Am 19. October 1881 sind es fünfundzwanzig Jahre gewesen, dass Br. Findel in der ehrwürdigen Loge „Eleusis zur Verschwiegenheit“ in Bayreuth das Licht der Geweihten empfangen. Aber sein herrliches Kämpfertemperament hat es nicht geduldet, dass aus dem „Verschwiegenen“ ein — Verschweiger geworden!

Fünfundzwanzig der besten Jahre seines reichbegabten

Mannesdaseins hat er als unermüdlicher Publicist in den öffentlichen Dienst unserer heiligen Bundessache gestellt. Mit seiner „Bauhütte“, deren autoritätsvolle Stimme ein lebhaftes Echo in den fernsten mauerischen Zonen weckt und aller Concurrrenz und allen feindseligen Widersprüchen zum Trotz bis heute die angesehenste freimaurerische Wochenschrift deutscher Zunge geblieben ist und noch lange bleiben wird; mit seinem grossen Geschichtswerk, das der Forschung und der Erneuerung unseres Bundesgeistes gleich mächtig gedient und durch Uebersetzungen in die europäischen Hauptsprachen der Ausbreitung solider freimaurerischer Kenntnisse einen nachhaltigen Impuls gegeben hat; mit einer grossen Zahl von Gelegenheitsschriften, wie insbesondere mit seinem geschätzten Handbuche „Geist und Form“, das sich eines täglich wachsenden Leserkreises erfreut, — mit allen diesen Werken hat Br. Findel einen Einfluss auf den Entwicklungsgang der modernen Freimaurerei gewonnen, wie sich dessen kaum ein Zweiter unter den mitlebenden deutschen Logen-Publicisten wird rühmen dürfen.

Findel's Name wird in der Literatur unseres Weltbundes seinen hellen, muthigen Klang bewahren bis in die fernsten Zeiten, und sein Characterbild wird zu den tüchtigsten und anfeuerndsten zählen in unserer Geschichte.

Aber noch ist sein segensreiches Wirken nicht abgeschlossen. Noch steht er in der vordersten Reihe der thätigsten Arbeiter. Den Jubeltag seines glücklich abgearbeiteten ersten Vierteljahrhunderts feiert er, wie ihn eben nur die Helden der Arbeit zu feiern verstehen: durch die Darbietung eines neuen Werkes zu Nutz und Frommen der Bundesgenossen!

Ich hatte das Glück, von den ersten Capiteln Einsicht zu nehmen, bevor der Buchhandel der Schrift sich bemächtigte — und ich kann versichern, dass „Die Grundsätze der Freimaurerei im Völkerleben“ (dies der Titel, der an Präcision gewiss nichts zu wünschen übrig lässt) eine echte und gerechte Zeugung aus Findels strammem Geiste sind. Da ist die nämliche Weite der Horizonte, die nämliche Festigkeit des hoch über der Parteien Gunst oder Hass emporragenden Standpunktes des wahren Humanisten, die nämliche Innigkeit und Fülle der Sprache, die sich zuweilen in der Erschöpfung des tief erfassten Ueberzeugungs-Gehaltes nicht genug thun kann und darum selbst längere, aber den theilnahmsvollen Leser nie ermüdende Wiederholungen sich gestattet; kurz, da ist alles, was wir an den früheren Werken des Autors schätzen und lieben gelernt und was ihnen ihre eigenartige, sympathische Physiognomie verleiht.

„Es soll in bescheidenem Rahmen gewissermassen eine innere Geschichte der Freimaurerei sein und meinem Geschichtswerke und dem Handbuche zur Ergänzung dienen“, schrieb mir der Verfasser in seiner schlichten Weise, die aller Ostentation und allem Reclamenwesen so abhold.

Neben der enthusiastischen Aufnahme, welche die ungezählten Freunde und Gesinnungsgenossen dem Findel'schen Jubiläums-Buche unzweifelhaft bereiten werden, wird es natürlich auch nicht an hämischen Nörgeleien von Seite der ehrgeizigen Kleingeister, an ängstlichen Ach- und Weh-rufen der furchtsamen Kleinmeister fehlen; denn bei dem bewussten „conservativen Hauche“, der jetzt durch die deutschen Lande geht und die gläubigen Köpfe gar selig hin und her bewegt, wie der Wind ein Mohnfeld, wird die

Aengstlichkeit zur Manneszier und die „wohlgesinnte“ Verlästerung eine gar feine und wirksame Waffe, im Kampfe um Geltung und Ansehen nach Oben sich sattelfest zu machen. Und Findel ist ein Demokrat von reinstem Wasser, und indem er die Einflüsse unserer Bundesprincipien auf das Völkerleben nachzuweisen und bis zur Evidenz klarzustellen sucht, beabsichtigt er nichts Geringeres, als die Freimaurerei selbst zu demokratisiren und ihren blauen Adelssaft bis in die untersten Volksschichten zu leiten!

Ist das nicht fürchterlich? Ei, freilich! So wird denn alles, was aus irgend einem Grunde, irgend einem heimlichen Privatinteresse auf Conservatismus approbirten Stils und auf Krähwinkel schwört, mobil machen, um dem feindlichen Werke des freien, demokratischen Schriftstellers mit den wirksamsten Geschossen zu begegnen.

Und die Moral von der bösen Geschichte? Der Sieg einer also angefochtenen guten Sache wird um so entscheidender sein und — im vorliegenden Falle — dem Findel'schen Jubiläums-Buche eine desto glänzendere Zukunft verbürgen. Also losgelegt! Heraus mit dem ehrabschneiderischen Wort, das Euch sonst das Herz abdrückt; denunciirt doch das philosophische Buch als ein rothes Pamphlet und den Verfasser als einen demokratischen Krakehler!

Oder umgekehrt. Hat Findel nicht den Vermerk „ein geschichtsphilosophisches Erbauungsbuch“ als Untertitel auf sein Buch gesetzt? Eine herrliche Idee! Schnell die Taktik geändert und mitleidig achselzuckend geflüstert, so leis — dass man es möglichst weit hört: „Der Fuchs wird alt und hinfällig — seht, wie er den Schwanz einzieht und frommen Erbauungssinn heuchelt — er kriecht

zu Kreuz, eins, zwei, drei — morgen ist er nur noch ein falliter Antisemit, übermorgen ein verlachter Bismarckianer — es ist kein ehrliches Haar mehr an ihm — die Abonnenten schicken seine Blätter zurück — ein Cadaver, mit dem sich Niemand mehr compromittiren will — —“ Die Gedankenlosigkeit spitzt die Ohren und mauschelt: Ah, jetzt verstehen wir!

Es ist schmerzlich zu sagen, aber es muss gesagt werden im Interesse der wahrhaftigen Geschichtschreibung unseres freimaurerischen Vereinslebens in Deutschland: einer windigen, aber unermüdlich mit vollen Backen blasenden Minorität von Logenbrüdern ist es dank einer planmässigen und selbstsüchtigen Verhetzung gelungen, den eminenten Publicisten Findel aus der Vorstandschaft des „Vereins deutscher Freimaurer“ zu verdrängen, seine ausgezeichnete Wochenschrift als Vereinsorgan unmöglich zu machen und in weiteren Kreisen die giftige Saat des Misstrauens in die Reinheit der Findel'schen Reformabsichten auszustreuen. Keine Unterstellung war perfid, keine halbverschleierte Andeutung hämisch genug, um nicht von diesen Industrierittern des Geistes der Liebe als willkommene Waffe gegen Findel gekehrt zu werden — hinterrücks natürlich, um dem Angegriffenen die Möglichkeit wirksamer Vertheidigung abzuschneiden. Wenige Freimaurer unter den angesehensten in Deutschland haben soviel Opfer an Zeit, Kraft und Geld ihrer politisch-socialen Ueberzeugung in und ausser der Loge gebracht, wie er; seine umfassende, unermüdliche schriftstellerische Thätigkeit, die ihn in jedem andern Lande mit grossen, freien volksthümlichen Institutionen zu hohem Rang und materiellem Besitz verholfen haben würde, hat ihm nicht mehr eingebracht, als was zu seiner und seiner kinder-

gesegneten Familie Nahrung und Nothdurft gehört. Das Alles aber hat die verlederten Seelen seiner Hetzer nicht gerührt. Ihre Gemüthsrohheit kennt nur einen Trieb: den verdienstvollen, ganz in der Hingabe an seine ideale Sache aufgehenden Kameraden zu verdrängen und sich an seinen Platz zu setzen, um dessen von ihm unbeachtet gebliebenen Vortheile für sich auszubeuten.

Das ist ein Zug unseres deutschen Logenthums, den der spätere Geschichtsschreiber unseres Gesellschaftslebens mit breiterem Pinsel ausmalen wird. Mir genügt es, ihn angedeutet und vor dem Uebersehenwerden geschützt zu haben.

„Brüder, gält' es Gut und Blut:
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!“

Amen. —



XI.

Nur diejenigen, welche auf das Unbedingte in allen Erkenntnissen dringen, nicht bedenkend, dass der unruhigste und verschlagenste Speculationsgeist zuletzt in der Praxis mit dem Relativen wohl oder übel sich abfinden muss; nur diejenigen, welche aus absonderndem theoretischen und absonderlichem moralischen Rigorismus in allen Dingen mit dem Kopfe durch die Wand wollen, glauben etwas recht Feines vollbracht zu haben, wenn sie die grobe Theilung der strebenden Menschheit in Realisten und Idealisten zum Maassstabe der ethischen Schätzung ihrer Nachbarn erheben. Gewiss, die „innere Gemüthsform“ (wie Schiller sich ausdrückt) bewirkt einen Antagonismus unter den Menschen, wie er radicaler nicht gedacht werden kann, aber doch nur im Zustande einer niederen Bildung. Denn in dem Maasse wie die allgemeine Bildung sich hebt, schreitet auch das veredelnde Werk des Ausgleichs, der Versöhnung der gemüthlichen Gegensätze vorwärts. Höchste Bildung ist höchste Menschenverständigung und führt jener idealen Gerechtigkeit zu, welche weniger mit der Schärfe des Schwerts, als vielmehr mit einer activen Duldung, deren Muster erst noch zu schaffen ist, die künftige Gesellschaft

höchst entwickelter Individuen im harmonischen Gleichgewicht erhalten wird.

Unsere heutige sociale Bildung steht noch auf der Stufe der groben Scheidung in Realisten und Idealisten, als ob die Gemüthsformen so streng ausgeprägt wären, dass man bei der Masse mit diesem plumpen Massstab operiren könnte.

Nur einige phänomenale Naturen von welthistorischer Bedeutung haben diesen Gegensatz rein und zweifelsohne zur Erscheinung gebracht.

In Socrates, in Christus und noch zwei oder drei anderen Ausnahmenaturen tritt für unseren Sinn der Idealismus als reine Grundform ihres Gemüthswesens auf. Bei allen übrigen Menschen, die sich unserer Beobachtung und Analyse darbieten, finden wir eine Mischung der Formen, deren Stärkegrade oft in unendlichen, nicht mehr fixirbaren Nüancen verlaufen. Reine Realisten und reine Idealisten sind Phänomene, mehr noch, Abnormitäten im Typus der Gesamtmenschheit.

Das „Reinmenschliche“ stellt sich nur in der besten Mischung des Wesens beider dar, in einer höheren Einheit also, in welcher Idealismus und Realismus ohne Rest aufgegangen.

Wann dieser letzte und höchste Typus, der vollendete, reine Mensch, der humanen Zeugung gelingen wird — und ob er je gelingen wird, darüber sind die Gelehrten wie die Ungelehrten noch nicht einig. Wer's abwarten kann, warte es ab!

Heute stehen wir noch vor dem Schauspiele der Trennung, der schablonenhaften Hartnäckigkeit in dem Auseinanderreißen des zur practischen Bundeseinigkeit Be-

stimmten. So ist jener schlimme Zustand geworden, der stärkere Unterschiede unter den Menschen aufrichtete, als es der zufällige Streit der Interessen je vermocht hätte; der, wie Schiller schon geklagt, dem Künstler und Dichter unseres Jahrhunderts (oder unbestimmter, weil im Grunde unbestimmbar: unserer Kulturepoche) alle Hoffnung benimmt, „allgemein zu gefallen und zu rühren, was doch seine Aufgabe ist; der es dem Philosophen, auch wenn er alles gethan, unmöglich macht, allgemein zu überzeugen, was doch der Begriff einer Philosophie mit sich bringt; der es endlich dem Menschen im praktischen Leben niemals vergönnen wird, seine Handlungsweise allgemein gebilligt zu sehen, — kurz, welcher Schuld ist, dass kein Werk des Geistes und keine Handlung des Herzens bei einer Classe ein entscheidendes Glück machen kann, ohne eben dadurch bei einer andern sich einen Verdammungsspruch zuzuziehen“

Allein, da dieser Gegensatz mit seinen Schmerzen und Dummheiten eine augenscheinlich nothwendige Begleiterscheinung unserer Cultur ist, so ist es unnütz, darüber zu lamentiren. Je nach der Beschaffenheit und Energie der persönlichen Eigenart ergreift man Partei, macht man sein Recht geltend, treibt man sein Lebenswerk mit mehr oder weniger Erfolg, kämpft oder resignirt. Gegen das Unabänderliche kommt kein Sterblicher auf. Das Dasein vollzieht sich nach ehernen Gesetzen — ob du ein Held oder ein Lump sein willst, das allein kannst du mit dem „Gott“ in deiner eigenen Brust ausmachen. Hier schlummert der letzte Rest deiner Freiheit.

Auch mit der Liebe allein lässt sich wenig ausrichten, und die tägliche Welterfahrung straft alle die schönen

Sprüche Lügen, welche von den gefeiertsten Utopisten ausgestreut worden sind. Die phänomenalen Idealisten der Geschichte, welche auf dieser Grundveste eine neue Gesellschaft zu errichten gedachten, haben das bitter an sich selbst erfahren. Sie sind alle elend gescheitert an Gift, Galgen oder gemeiner Noth. Siehe Socrates, Christus und Carl Christian Friedrich Krause, Doctor der Philosophie und Mathematik, um nur diese drei zu nennen!

Ihr reiner, abgezogener Idealismus war ihr Unglück, und wenn die Gunst der Umstände ihre Idee hat wirksam werden lassen unter den Menschen, so geschah dies erst unter der Bedingung einer stark realistischen Legirung. Man vergleiche doch das historische Christenthum mit dem ursprünglichen Wesen Christi!

Es wäre sehr einseitig, hier über Missbildung schreien zu wollen. Es ist Alles mit rechten Dingen zugegangen, selbst der sogenannte fromme Betrug hat seine Legitimationspapiere in der Tasche, und es ist aus der idealen Sache geworden, was unter dem Banne der gegebenen Verhältnisse aus ihr werden musste.

Schlimmer, als seinen idealistischen Vorfahren, ist es dem armen Doctor Krause ergangen. Das auserwählte Volk der Deutschen hat an ihm, wenn wir dem Zeitpunkt seines Erscheinens in der Culturgeschichte Rechnung tragen, bei weitem übler gehandelt, als das auserwählte Volk der Griechen und das auserwählte Volk der Juden an ihren respectiven Heroen des Idealismus. Item, die Völker, ob mehr oder weniger anserwählt, machen stets von dem Recht des Stärkeren den ausgiebigsten Gebrauch, und die brutale Majorität kennt nirgend Erbarmen mit dem anders gearteten Einzelnen. Zudem, ich wiederhole es, ist der absolute

Idealist, am Durchschnittsmenschen der Masse gemessen, eine Abnormität. In barbarischen Zeiten liess man bekanntlich schon physische Abnormitäten, sobald sie sich zu Individuen auszuwachsen drohten, kaltblütig verhungern; in civilisirten Zeiten ist man den geistigen Abnormitäten gegenüber, die nicht in die approbirte Schablone des intellectuellen Normalwuchses passen und trotzdem nicht nur das Recht ihrer Sonderexistenz beanspruchen, sondern auch auf ihre Umgebung bestimmend durch Lehre und Beispiel wirken wollen, nicht weniger barbarisch gesinnt.

Mit dem griechischen Schierlingsbecher und dem jüdischen Kreuzgalgen verglichen, erscheint jedoch die deutsche Hinrichtungs-Procedur, die man an dem grössten idealistischen Originaldenker der Nation geübt, von der plumpsten Grausamkeit. Und seine Ideen, die der gemordete Heilige in unsterblichen Schriften niedergelegt? Nur wenige Eingeweihte haben sie tief in ihren Geist und in ihr Herz gegraben, aber im Schosse der Nation selbst haben sie nicht die Brutwärme gefunden, um zu einem fröhlichen, fruchtbaren Leben zu erblühen; gleich verdammten Schatten huschen sie durch die Lehrbücher der staatlichen Schulphilosophen.

Alfred Cless,*) der, wie er selbst gesteht, durch einen puren Zeitungszufall zu dem Studium des Krause'schen Buches „das Urbild der Menschheit“ angeregt worden, schreibt schmerzlich bewegt, nachdem er den tiefen Eindruck geschildert, welchen die Erhabenheit der Krause'schen Gedanken, die innigrührenden Empfindungen und zugleich die ausserordentlich schöne sprachliche Form auf ihn ge-

*) Das Ideal der Menschheit. Nach Krause's Schrift „Das Urbild der Menschheit“ von Alfred Cless. Stuttgart, Karl Krabbe. 1881.

macht: „Hierbei musste ich daran denken, dass diese Gedanken voll Wahrheit, Tiefe und Schönheit wahrlich einen grösseren Kreis von Lesern, ja den ganzen Kreis von Menschen, soweit dieselben nach Bildung des Geistes und Gemüths trachten, im höchsten Grad verdienen; es schien mir unbegreiflich, dass dies Buch dem grossen gebildeten Publikum, männlichen und weiblichen, bis heute noch thatsächlich unbekannt ist, trotzdem dass Krause in den in seinem Buche ausgesprochenen Lehren, in der Tiefe, in der er gedacht, empfunden und geredet, vor allem aber in der Tiefe seiner Empfindung der weltversöhnenden Liebe, man darf beinahe sagen wie Christus erscheint“

Und nun machte sich Alfred Cless, der, nach der etwas schwerfälligen Weise seines Ausdrucks zu schliessen, kein Schriftsteller von Profession ist, mit Begeisterung an das erneute Studium des köstlichen Buches, las mit der Feder in der Hand, zog die herrlichsten Stellen aus, schied die specifisch schulgelehrten Wendungen und weniger praktischen Ausführungen von dem reinen Golde lautester Weisheit — und ehe er sich dessen versehen, hatte er einen vortrefflichen, allgemein verständlichen Auszug aus dem umfangreichen Werke gewonnen. Hatte er sich damit genug gethan? Wollte er den gehobenen Schatz zu eigenem Genusse eifersüchtig verschliessen? Keineswegs. Das Herz war ihm weiter geworden, sein Auge leuchtete vor Entzücken: er wollte auch andere Seelen zum Genusse und zur Erbauung laden. Auf's Neue griff er zur Feder und sich innigst an das Original des Meisters anschliessend, liess er die aphoristische Form fahren, um dem Auszuge die systematische Kraft eines einheitlichen Ganzen zu sichern.

Dank dieser liebevollen Bemühung des wackeren Mannes besitzen wir nunmehr auf kaum hundert Druckseiten das bequemste Lesebuch der Krause'schen Menschheitsphilosophie, eine kleine Bibel von unschätzbarem Werthe, ein reizendes Vademecum für die stillen Wanderstunden des Geistes. Auf keinem Familientisch, in keiner Volksbibliothek sollte das Cless'sche Büchlein fehlen; jede Loge sollte es ihren Mitgliedern bei der Aufnahme in den Bund als weihevolltes Angebinde in die Hand drücken, und die deutschen Unterrichtsminister könnten sich auch einmal ein unbezweifeltes Verdienst erwerben, wenn sie das „Urbild der Menschheit“ in dieser Fassung den jungen Generationen als Schulprämie mit auf den Lebensweg gäben.

Aber wo gerathe ich hin? Die Unterrichtsminister! — die Logenbrüder! — die Schullaureaten! Ich ertappe mich da auf einer schönen Schwärmerei.

Eben schreibt mir der Verleger, der Absatz sei ein unglaublich geringer. Ich habe wieder einmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht — und thue Busse.

Immerhin! Alfred Cless verdient neben den Namen eines v. Leonhardi, eines Hohlfeld, eines Busch, eines Procksch und anderer Bewahrer und Verbreiter der Krause'schen Lehre mit Auszeichnung genannt zu werden.

Wahrhaft Grosses geht nie verloren im Haushalt des Weltgeistes. Der Gedanke tröstet und richtet auf. So werden auch Krause's heilige und erhebende Ideen eine unvergängliche Stätte finden, von wo aus sie für die Erneuerung und Höherbildung der Menschheit fortwirken werden. Dagegen wird sein System als das eines absoluten Idealisten ohnmächtig bleiben gegenüber den historischen Nöthigungen des realistischen Weltverlaufes. „Leicht bei

einander wohnen die Gedanken; doch hart im Raume stossen sich die Sachen.“

Sehe ich zu schwarz? Mögen die Systematiker doch die Probe machen! Die Thatsachen entscheiden.

Krause kam zu den Seinen, und die Seinen nahmen ihn nicht auf — genau wie es im Evangelium Christi prophezeit steht. Und doch sind die Logen, die ihn im blinden Eifer von der Schwelle gejagt, um nicht in ihrem duseligen Geheimkram gestört zu werden, in erster Linie als jene Keimpunkte zu denken, aus welchen der ideale Weltbaum Krause's, der Menschheitsbund erwachsen soll. Immer der nämliche widerwärtig tolle Vers, den das praktische Leben auf die erhabensten Ideale reimt.

Trotzdem ist an dem Menschheitsbunde, dem mächtigsten und heilvollsten Gedanken des socialen Idealisten, unverbrüchlich festzuhalten; denn die ganze, bis jetzt übersehbare humane Entwicklung müsste lügen, wenn sie sich nicht als Hinarbeit auf jenes fernleuchtende Ziel bei'm Wort nehmen liesse.

Hören wir Krause nach dem Cless'schen Auszuge selbst:
„Alle Menschen sollen, im Menschheitsbunde innig
„vereint, ihre Selbstständigkeit behaupten und sie harmonisch
„ausbilden, die Gegensätze ihres Wesens nicht austilgen,
„sondern allgestaltig erfüllen, und so in einen Menschen,
„unter steten neubelebenden Einflüssen Gottes, der Vernunft
„und der Natur, zusammenleben. In diesem Bunde kehren
„die Menschen, als einzelne Menschen, zurück in jene
„ewige Weseneinheit, worin sie ursprünglich stehen; in ihm,
„als in dem Ganzbunde ihres Lebens, feiert die Mensch-
„heit ihre ewige Ureinheit im zeitewigen Leben ihrer In-
„dividuen. Das Streben des Menschheitsbundes umfasst

„das Leibliche, das Geistige und das Göttliche im Menschen
„gleichförmig. Er vereint alle Menschen auf dem ganzen
„Gebiete ihrer geistigen, leiblichen und göttlichen Gemein-
„schaft, rein als Menschen, als ganze Menschen, als Glieder
„der Allmenschheit, ganz, an Geist und Gemüth, an Neigung
„und an Willen, dass sie ihr Leben, als Ein Ganzleben,
„im Geiste der Allmenschheit leben. In diesem Bunde
„wird sich die Menschheit als ganze Person, und dadurch
„in allen ihren Gliedern, ihrer selbst ganz und völlig be-
„wusst, mündig und frei.“

Und wie selbstlos resignirt und doch zugleich wie stolz, glaubens- und vertrauensvoll spricht sich das Herz des edlen Idealisten in folgenden schwungvoll schwellenden Sätzen aus:

„Obgleich der Menschheitsbund unter den Menschen
„erst spät, nur nach und nach aus mehreren zerstreuten
„Keimen erwachsend, zu bestimmter Gestalt und zu eigen-
„thümlichem Leben gelangt, so erkennt er doch in seinem
„ersten Werden, sowie in seiner höchsten Reife alle Men-
„schen, von dem ersten bis zum letzten Paar als wesent-
„liche Theile und Organe Einer Menschheit, ja als seine
„eigenen, ihn vorbereitenden Mitglieder an. Und sind auch
„Tausende von Millionen Menschen vor seinem selbststän-
„digen Entstehen gestorben, so wirkten doch auch sie ihres
„Theils an dem Lebensbau der Menschheit, so bereiteten
„doch auch sie sein Erstehen und seine Wirksamkeit vor;
„— sie brachten in unvollkommenen Zuständen
„dieser Menschheit in einer verhängnissvollen Ge-
„genwart ihr höheres Dasein und Leben zum ehr-
„würdigen Opfer dar für eine heilvollere Zukunft.“

Wer sieht bei diesen Schlussworten nicht das edle,

bleiche Leidensbild Krause's selbst erstehen, das begeisterte Dulderantlitz der lichten Sonnenhöhe zugewendet, von einer Marterstation zur andern die müden Füße lenkend, gefolgt von seinem treuen Weibe und zwölf hilflosen Kindern, nicht rastend, bis er in „verhängnissvoller Gegenwart sein höheres Dasein und Leben zum ehrwürdigen Opfer dargebracht für eine heilvollere Zukunft?“

Und die Auch-Idealisten der Logen wiesen ihm die Thür und lohnten ihm mit Hass und Verfolgung, und die Auch-Idealisten der deutschen Facultäten verschlossen ihm die Hochschulen, und die Auch-Idealisten in den deutschen Regierungskammern erliessen Ausweisungsdecrete wider ihn

Am 27. September 1832 starb er, einundfünfzigjährig, in München an einem Schlagfluss. Fünf seiner Schüler und ein junger Gelehrter trugen seinen Leichnam auf den Friedhof; dem armseligen Sarge folgten ausser einem Geistlichen und — einem Bekannten nur seine weinenden Kinder.

Fünf Wochen vor seinem Tode schrieb der körperlich Gebrochene noch:

„Die grosse Hitze“ der letzten Wochen hat mich sehr „angegriffen, doch bin ich, Gott sei Dank! noch in Arbeit „wie seither gewöhnlich. Freilich, meine Kraft ist gegen „sonst schwach, aber rein gottgeweiht und gottergeben. „Der Minister ist jetzt noch nicht wieder hier, aber den „24. August soll er wieder hier sein, dann will ich zu ihm „gehen und mündlich und schriftlich meine Dienste noch- „mals, aber zum letzten Male, anbieten. Ich verspreche „mir gar nichts; es ist auch vielleicht besser, dass ich nicht „in einen Staatsdienst komme, sondern nach wie vor Gott „frei und unter Kummer und Leiden diene. Schon seit

„sechs Monaten bin ich hinsichtlich meines etwa noch übrigen
„Lebens auf dieser Erde ohne alle Hoffnung, und bin, in
„gänzlicher Verzichtung auf alles Aeussere, bereit, innerlich
„rein und wesentreu zu bleiben und zu leben und zu wir-
„ken. Die Quälerei um das Wenige, was für das äussere
„Leben nöthig ist, ist mir in den letzten Monaten sehr er-
„mattend gewesen. Das wird wohl nun durch den Tod
„besser werden Auf dieser Erde scheint in der
„nächsten Zeit Gewalt und Bosheit den Scheinsieg davon-
„zutragen, wenn nicht Gottes erbarmende Liebe jetzt helfend
„und rettend einwirkt. Dies wird geschehen, wenn es so
„weise und gut ist So lange ich lebe, werde ich
„in meinem göttlichen Berufe treu arbeiten.“

Und in einem andern Briefe:

„Ich bin ohne Hass, Zorn und Widerwillen gegen
„meine Verfolger, und ich bitte Gott um Liebe, um jene
„unzerstörbare Liebe, wie sie meine Jugend verschönte und
„beseligte.“ *)

Und Ihr, meine Brüder? Und Du, mein Volk? Ist
Euch nicht bei der hundertjährigen Geburtstagsfeier des zu
Tode gehetzten grössten deutschen Idealisten die Scham-
röthe bis an die Stirn gestiegen? —

Ein kleines Häuflein Krauseaner ist zusammengetreten,
um dem Meister in seinem Geburtsorte ein Denkmal zu
errichten. Am 6. Mai 1881, am hundertjährigen Geburts-
tage Krause's, wurde in Eisenberg bei Altenburg der von
Freimaurern gestiftete Obelisk mit dem Brustbilde des Ge-
feierten enthüllt; Professor Encken aus Jena hielt die Fest-
rede. Ich weiss nicht, welche Inschrift in den Granit ge-

*) Siehe: Karl Christian Friedrich Krause. Ein Lebensbild,
nach seinen Briefen dargestellt von A. Procksch. Leipzig 1880.

meisselt wurde, jedenfalls die nicht, die am ehrlichsten gelautes hätte:

„Zum warnenden Exempel für künftige Idealisten.“

Beim Barte Eduard's von Hartmann! Trotz des Jammers und Wehklagens, das die frommen Gemüther in Deutschland (und was zählt sich nicht alles selbstschmeichelnd und um des guten Tones willen zu den frommen Gemüthern?) über die zunehmende Pest des Materialismus von früh bis spät ausstossen: wenn heute wieder ein Idealist vom Schlage Krause's unter uns aufstände, er würde nach der nämlichen bewährten Methode zu Grunde gerichtet werden, um für das Pfennigbrod, das man ihm im Leben versagte, für etliche tausend Mark Denkmal-Stein nach seinem Tode auf den Leib zu bekommen. Vielleicht ist er schon da, der todtgeweihte Schwärmer, denkt und hungert in einem idealen Dachstübchen und ahnt nicht, was ihm Entsetzliches bevorsteht. Gott ist allgütig, lehrt der Herr Pfarrer, und die Menschen seien nach seinem Bilde geschaffen

Nein und abermals nein! Ich darf mit diesem bitter pessimistischen Wort die Betrachtung dieses erhabenen Marterbildes nicht abschliessen. Krause, der unverstandene, verlachte, verhöhnte, verfolgte, gemordete Krause, konnte er nicht wie Christus ausrufen: „Ich habe die Welt überwunden“? Jowohl, das konnte er; denn sein Geist und sein Herz sind Sieger geblieben in dem furchtbaren Kampfe. Und wenn wir heute die Blicke zurücklenken auf jene erbärmliche, unselige Zeit und unser Herz brechen möchte vor Zorn und Wehmuth, so ist es Krause selbst, der uns wieder aufrichtet und neuen Muth und neues Vertrauen gewinnen lässt mit seinem göttlichen Jubelruf:

„Die Liebe trägt den Sieg davon!“



XII.

Eine Judenhetze im heiligen Russenreich, dem infernalischen Versuchsfeld autokratischer Volksniedertretung — nichts begreiflicher und saisongemässer im Zeitalter des Nihilismus. Kaum der Mann im Monde würde sich darüber wundern, wenn die Kunde zu ihm dränge, geschweige wir gebildeten Europäer, die wir anfangen, alles zu begreifen!

Aber eine deutsche Judenhetze?

Wie schändlich klingt nicht schon das Wort, und wie viel schändlicher ist nicht erst die Sache, die es bezeichnet!

Eine deutsche Judenhetze!

Der reine Mund des civilisirten Menschen scheut sich, es auszusprechen; die Feder des Humanisten sträubt sich, es niederzuschreiben. Dem gebildeten Ohre klingt es wie Heulen und Hohngelächter wahnsinniger, blutleczender Kannibalen; die Klangfigur übersetzt sich dem Auge in grinsende, zähnefletschende, geifernde Fratzen. Worte und Sache decken sich in der Vorstellung absoluter Brutalität, vollendeter Abscheulichkeit, bodenloser Verrohung, erbärmlichster Geschmacklosigkeit.

Deutsche Judenhetze!

Nothzucht, Elternschändung, Todtschlag, Mordbrennerei und ähnliche Bestialitäten des verkommenen, von jeder menschlichen Würde und Empfindung verlassenen „homo sapiens“ sind im Grunde nichts Aergeres. Besteht ein Unterschied zwischen diesen Verbrechen, so liegt er nur in den Nüancen. Die grässliche Wirkung auf ein edles Gemüth bleibt die gleiche, wie der Verdammungsspruch vor dem Richterstuhle des lauterer Gewissens der gleiche bleiben muss. Der bewusste Judenhetzer steht auf einer Linie des sittlichen Verhaltens mit dem Brudermörder, dem Blutschänder, dem Erzhallunken prima Qualität, gleichgiltig, ob Mord und Schändung und Erzhallunkerei gewaltsam, am hellen Tage — oder subtil, versteckt, auf dem langwierigeren, aber ebenso sicheren Wege socialen Raffinements verübt werden. Die Absicht genügt zur Feststellung des Delicts; Instrument und Methode der Ausführung ändern in nichts die Fluchwürdigkeit des Vorsatzes. Nicht blos die sinnfällige That, schon die geistige Wurzel giebt den Ausschlag.

O, ich weiss wohl, man wird diesen Standpunkt für einen unhaltbaren, diese Anschauungen für übertriebene, paradoxe auszudeuten wissen. Nichts leichter! Man wird sich in den Kreisen unserer byzantinischen Buchstabenversimplung sogar auf den christlichen Katechismus berufen, dessen Gesetztafel auch mit keiner Silbe befiehlt: Du sollst keinen Juden hetzen! Unsere Gelehrsamkeits-Jesuiten werden sogar aus dem Zusammenhang der unsterblichen Werke unserer deutschen Geistesheroen Luther, Herder, Goethe, Fichte, Kant, Schopenhauer, einzelne Sätze herausreissen und sie wie eine classische Sanction der Judenhetzerei interpretiren. Warum auch nicht? Das Kunststück ist billig.

Man kann noch mehr thun. Man kann auf die anachronistische Rechtspflege irgend eines verlumpten Polizeistaates — auf dem Hundstern pochen und sich mit dem Ausrufe gelungener Schurkenbeweissführung in die Brust werfen! Der Jude ist als Jude vogelfrei!

Sogar noch mehr. Man kann sich auf die Praxis irgend eines engeren Vaterländchens berufen: Siehe da, wir hetzen zur grösseren Ehre Gottes, wir hetzen aus vaterländischem point d'honneur — und der Polizeispiess kehrt sich nicht wider uns, also sind wir im Recht! Was nicht geahndet wird, ist straffrei, mithin erlaubt und gut. Hepp, hepp!

Und auch damit ist die Serie der tollhäuslerischen Rechtfertigungen noch nicht erschöpft. Man kann sich auf Hofprediger, Professoren und Doctoren berufen, die sich als christlich-germanische Oberhetzer gar gewaltig hervorgethan, ohne dass ihnen die hohe oder niedrige Obrigkeit auch nur ein Haar gekrümmt. Warum hat man diese geilen Judenhetzer in Amt und Würden belassen? Offenbar, weil man sich nicht an ihrem Treiben stösst, weil man es in — weiser Absicht vielleicht stillschweigend billigt. Ergo!

Und in der That, das nichtsnutzige Völklein der lückenhaften, verschimmelten Buchstaben-Sittlichkeit kann sich auf authentische Texte versteifen, kann das Schweigen und Durchdiefingersehen von gewisser Seite zu seinem Wohlgefallen deuten und belfern: Wir treiben ein löblich Werk — hepp, hepp!

Mommsen und Döllinger haben im Namen der deutschen Wissenschaft, Daniel Sanders und Gustav Maier im Namen des gesunden Menschenverstandes, Gerhard von Amyntor im Namen des guten ethischen Geschmacks, Kalt-

hoff im Namen des freien Christenthums, Andere im Namen anderer idealen Mächte gegen die Unternehmungen der Hetzbande öffentlich in Schrift und Wort protestirt. Einer allein ist stumm und zurückhaltend geblieben, von dem man sich's hätte am wenigsten versehen sollen

Ich frage mich: Wo ist der Vater des Vaterlandes, der milde, erhabene Heldengreis, der seine majestätische Stirn einmal in drohende Falten legte, der unmuthsvoll seine weissen Locken schüttelte, aus dessen Augen zornige Blitze schossen angesichts des ruchlosen Attentats auf die Würde und Erhabenheit der Nationalehre, der deutschen Volkscultur, der humanen Ideale? Warum wird es an der wirksamsten, höchsten und autoritätsvollsten Stelle nicht gesprochen, das erlösende und zugleich bannende Wort, das mit einem Athemzuge die widerwärtigen Unholde zur Ruhe wiese? Der treue Bürger hat ein Recht zu dieser Frage.

Ich spreche nicht von dem Kanzler, dem grossen Zöllner. Der Schutz der idealen Nationalgüter gehört, wie's scheint, nicht zu seinen Reichssorgen. Er geht auf, immer wie's scheint, im Schutz der materiellen nationalen Arbeit. Er kann nicht Allen Alles sein. Er ist auch nur ein Mensch sozusagen, dessen Leistungsfähigkeit beschränkt ist

Deutsche Judenhetze!

Ein jammervolles Schauspiel, eine Schmach, die erst unsere Söhne und Enkel ganz erfassen und empfinden, ein Vergessen, das uns die späteren Geschichtschreiber mit voller Entrüstung heimzahlen werden, ein Schandfleck auf dem glänzenden Schilde des kriegerisch ruhmreichen Neudeutschlands, das der Welt in feierlicher, ewig denkwürdiger Stunde gelobt, auch die idealen Güter in Schutz und Schirm nehmen zu wollen. Es giebt kein höchstes Gut ausser der

Humanität, ausser dem Adel menschenbrüderlicher, toleranter Gesinnung. Zumal für die Männer des Menschheitsbundes, für die Freimaurer (zu denen bekanntlich auch der deutsche Kaiser gehört) ist kein Ideal — keines! — ohne die Wahhaftigkeit allumfassender Liebe und Duldung haltbar.

Freisinn ist Hochsinn. Er verurtheilt das frevelhafte Unterfangen des Glaubenspöbels, durch rohe Agitation und freche Gewaltthat, durch Lästern und Hetzen gesellschaftliche Fragen lösen zu wollen.

Auch die Wissenschaft hetzt nicht. Sie mahnt zu einträchtiger, verständnissvoller Arbeit im Sinne der Entwicklungsgesetze, sie weist den Zusammenhang zwischen Ursachen und Wirkungen nach, sie misst jedem sein Maass von Verantwortlichkeit im socialen Processe zu.

Auch das gebildete Specifisch-Germanische, soweit es im reichsländischen Volksthum noch unvermischt zur Erscheinung kommt, drängt nicht zu feindseliger Hetzerei gegen andere Rassen. Es hat vielmehr von je seine ideale Befriedigung darin gesucht, vermittelnd und versöhnend über die Erde zu schreiten und seine eigenthümlichen Gaben zur Sänftigung der menschlichen Sitten, zu gemüthvoller Vertiefung und Harmonisirung der Culturfortschritte, zur ruhigen Ausgleichung der Civilisationscontraste geltend zu machen. Es hat das Apostolat echter Humanität am höchsten gestellt.

„Diesen Kuss der ganzen Welt!“
hat sein berufenster und weihevollster Dichter Schiller, ein Vollblutgermane, gesungen.

Die heutigen Judenhetzer im preussisch-deutschen Reiche sind vollständig aus der germanischen Art geschlagen. Trotz ihres flegelhaften Prahlers mit Germanen- und Christen-

thum sind sie doch nur windige Scheindeutsche, wie sie oberfaule Scheinchristen sind. Und mögen sie sich mit academischen Titeln und officiellen Würden brüsten, ihr Geist hat keinen lebendigen Theil an deutscher Wissenschaft, an religiöser Volkscultur. Sie sind Barbaren von der Sohle bis zum Scheitel. Ihre Maske täuscht Niemand mehr.

Vor dem Richterstuhl des sich seiner Würde und seiner Mission bewussten Germanenthums ist der Stab über ihr schändliches Werk gebrochen.

Nachsichtslos müssen sie von dem Bunde des freien Menschen- und Weltbürgerthums, von der Vereinigung der Freimaurer verdammt werden. Es genügt nicht, dass unsere Meister und Aufseher darüber wachen, dass kein Judenheter den Schwellen unserer Loge nahe, es ist auch unsererseits dafür zu sorgen, dass dem unsaubern Treiben Einhalt geschehe, bevor es epidemisch um sich greift und weitere Volkskreise vergiftet und entehrt. Jene Logenbünde Preussens aber, welche aus Respect vor verkehrten Traditionen oder aus blinder Buchstabengläubigkeit den Semiten bisher principiell die Aufnahme in den Bruderkreis verweigern zu müssen glaubten, sind sich selbst und dem beleidigten Gefühl unseres erhabenen, allumfassenden Bundeslebens die Genugthuung schuldig, jene übelberufene Schranke in der Zeit der Judenhetze keine Minute länger bestehen zu lassen! Die exclusiv christenthümliche Freimaurerei ist ein Nonsens! Der freie jüdische Mann von gutem Ruf ist tüchtiger und geschickter zum freimaurerischen Werke, als irgend ein noch so unbescholtener Christenthümer. Seit das kirchlich organisirte und verballhornte Christenthum bei allen gläubigen Völkern Europa's das Gefühl des Wahren,

Schönen und Guten gefälscht hat; seit die christlichen Wunderhüter und Geheimnissprediger durch ihre Dogmen von ewigen Belohnungen und Bestrafungen im Jenseits die menschliche Bestimmung im Diesseits verwirrt und auf den Kopf gestellt haben, sind neben den Freidenkern die Juden die Einzigen, welche in dieser Verwirrung der Geister und der Gewissen die ewigen Rechte und Pflichten der Arbeit, der Intelligenz, der Liebe und aller irdischen Tugenden zu bewahren gewusst. Sie sind fast die einzige wahrhaft fortschrittliche Rasse unseres Erdballs, durchdrängt mit demokratischem Geiste, allzeit vorwärtsstrebend, nimmer rastend, alle Entdeckungen des wissenschaftlichen Befreiungswerkes nützend und das Geschäft treibend mit unvergleichlicher Hingabe, mit beispiellosem Fleisse.

Das Geschäft treibend — hierin liegt vielleicht die geheime Wurzel des blödsinnigen Grolls wider die Männer aus Israel. Die Religions- und Rassenfrage wird nur jesuitisch perfid vorgeschoben. Denn soweit hat die geistige Erleuchtung auch die zurückgebliebensten, düstersten Köpfe gestreift, dass sie nicht mehr in Raserei verfallen, wenn sie eine andersgeformte Nase sehen oder einen anders klingenden Glaubensartikel hören. Ob Einer den Weg zum Seelenheil hinter dem Schweife des Pferdes Mohameds sucht, oder schnurgerade durch die Nabelhöhle Buddha's, oder in der Barke des messianischen Fischers am galiläischen See, oder zwischen den Zeilen der Augsburgerischen Confession — das rührt am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts selbst den interessirtesten Himmelsbürger nicht mehr allzusehr; entweder ist er seines jenseitigen Vortheils absolut sicher, dann lacht er schadenfroh ins Fäustchen über die Irrenden, die sich vom Teufel der falschen Lehre

foppen lassen, oder er ist selbst von der Blässe des zweifelnden Gedankens angekränkt, dann theilt er in religiösen Dingen den sceptischen Gleichmuth der Weltkinder und stürzt sich in keine fanatischen Unkosten um eines Phantoms willen. Also nicht sowohl der Jude als andersgearteter Rassen- und Religionstypus fordert heute die Leidenschaft heraus und stachelt zu bestialischen Wuthausbrüchen, sondern der Jude als florirender Geschäftsmensch, als glücklicher Händler, als reicher Besitzer, der ist es, der dem weniger begünstigten christlich-germanischen Concurrenten im Lichte steht und dessen Gemüth in Harnisch bringt. Nicht weil der Jude beschnitten ist, weil er sich mit dem Hute auf dem Kopfe in der Synagoge göttlich thut, weil sein Sabbathleuchter sieben Arme hat, weil er sich zum Gebete Riemen umschnallt, weil er als Ausgewählter mit dem Donnergotte vom Sinai, dem furchtbaren Jehovah, auf Du und Du steht und was dergleichen schöne Sachen mehr sind, entflammt den christlich-germanischen Hass, sondern weil der Jude ein Virtuos des Erwerbs, ein Tausendsassa in der geistigen Anbequemung, ein Hexenmeister des intellectuellen und socialen Aufschwungs ist. Das kann der Anbeter des silbernen Schweins dem Anbeter des goldenen Kalbs nicht verzeihen!

Der Jude ist im Besitz des Geldes, einer immensen geistigen und industriellen Potenz — das ist sein Verbrechen. Und man fragt gar nicht mehr, wie er in den Besitz desselben gelangt ist, ob er es ererbt, erarbeitet, erspart, especulirt hat: als Jude hat er es den Christen gestohlen. Das ist so einfach, nichtwahr? Und die liebe christliche Unschuld spricht das mit so verblüffender Sicherheit aus und thut, als ob der Christ, wenn er sich bereichern will,

nicht genau dieselben Mittel anwendete, deren der Jude sich bedient, und diese Mittel sind keine andere als die Intelligenz, der Fleiss, die Beharrlichkeit, die Sparsamkeit, die Kühnheit, die Erfindungsgabe, der Credit, die Speculation. Auch daran denkt die christliche Unschuld nicht, dass die Handlungen des Juden wie die des Christen durch die nämlichen Gesetze beschränkt sind, der nämlichen Controle und Jurisdiction unterliegen, ohne Privilegien, ohne polizeiliche und gerichtliche Ausnahmen. Aber wozu denken? Hetzen heisst die Losung! Hepp, Hepp! Gelobt sei Jesus Christus, Amen!

Die Hervorkehrung der Religionsfrage hat die christenthümelnden Antisemiten oft in die pikantesten Widersprüche mit den Grundlehren ihres eigenen religiösen Bekenntnisses verwickelt. Wie soll der echte und gerechte Antisemit noch daran denken, dass das Judenthum der Welt den edelsten Musteridealisten — Jesus, den reinsten Denker — Spinoza, das grossartigste Buch — die Bibel, das wirksamste Sittengesetz — den mosaischen Dekalog, geschenkt hat? Er denkt an viel Näherliegendes nicht mehr und blamirt sich tapfer — zur grösseren Ehre seines christlich-germanischen Nationalgottes.

Aber horch! Es ist Sonntag Morgen. Dies ist der „Tag des Herrn.“ Die alten Kirchenglocken kommen in Schwung und erheben ein mächtiges Getön weit durch die deutschen Lande. Was ist los? Wem zu Ehren dieser feierliche Lärm, dieses Gebrumm und Getön der kirchlichen Schallwerkzeuge? Es gilt einem — Juden, der vor zweitausend Jahren in der Hauptstadt seines Landes gekreuzigt wurde, weil er von sich ausgesagt: ich bin Gottes Sohn und der Juden König! Diese uralte jüdische Kreuzgeschichte

ist es, die am „Tage des Herrn“ noch im heutigen Deutschland ausgeläutet wird.

Am „Tage des Herrn“ nun ist der antisemitische Hofprediger in seiner schwarzen Diensttracht mit den weissen Bäffchen ganz Salbung, ganz Liebe und Güte, sein Mund trieft vom Honigseim der erlösenden Versöhnungslehre. Er steigt gemessenen Schrittes auf die Kanzel und predigt zum Entzücken aller rührseligen Seelen die Grundwahrheiten, das „reine, lautere Wort“ des Evangeliums: „Liebet Eure Feinde, thut wohl denen, so Euch hassen, bittet für die, so Euch beleidigen und verfolgen u. s. w.“

Am Montag legt er seine schwarze Diensttracht mit den weissen Bäffchen ab, knöpft sich in den profanen Gehrock und eilt in die Versammlung der Antisemiten-Liga, um gegen die „Feinde des Volks und der christlichen Lehre“ in der wildesten Weise zu donnern und Feuer und Schwefel vom Himmel auf das Haupt der „fremden Eindringlinge“ herabzurufen.

Nach dieser furiosen Gastrolle im biergeruch- und rauchdunstgeschwängerten Versammlungslocal schwingt er sich wieder in die reine Atmosphäre der christlichen Kanzel empor und liest seinen gläubigen Zuhörern gar eindringlich den Text: „Ihr sollt Euch nicht Schätze auf Erden sammeln, die Rost und Motten fressen; Einer ist Euer Schatz, der im Himmel ist —“ „Gehe hin und verkaufe Alles, was Du hast und gib's den Armen, so wirst Du einen Schatz im Himmel haben“ — u. s. w.

Dann, rechtsumgeschwenkt! erscheint derselbe erdentrückte Himmelsschatzanpreiser wieder in seiner brillanten Antisemiten-Versammlung mit einer fulminanten Standrede gegen die Juden: „Sie sind es, die unserm christlichen

Volke seine mühsam gesammelten Schätze rauben, sie sind es, die unsere frommen Landleute um Hab und Gut bringen!“

Hierauf neue Verwandlung. Am nächsten Sonntag wird mit dem grössten Ernst von der Welt gepredigt: „Selig sind die geistig Armen, denn das Himmelreich ist ihr!“ In die Auslegung dieses evangelischen Paradoxons wird dann eine Reihe hämischer Angriffe auf die „ungläubige Wissenschaft“, auf die „moderne Forschung“ und andere gelehrte Sündenböcke anmuthig verflochten und die gläubige Heerde mit flehender Stimme vor den „gleissnerischen Trugbildern der Vernunft“, vor den „seelenverderbenden Irrthümern der weltlichen Weisheit, die doch nur Thorheit vor Gott“ u. s. w. gewarnt.

Im nächsten Athemzug macht derselbige gottselige Warner der Gemeinde in der Antisemiten-Liga den Juden den herbsten Vorwurf daraus, dass sie mit unerhörtem Raffinement sich „die Schätze moderner Erkenntniss zu Nutzen machen“, dass sie ihre Kinder in „die besten Schulen schicken“, dass sie sich an die „höchsten Lehrämter im Staate herandrängen“!

Der christlichen Gemeinde wird von der Kanzel herab eingeschärft: „Sorget nicht für den andern Morgen! — Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns begnügen!“

Trägt nun diese herzlich einfältige Bibellehre ihre bitteren Früchte, so heisst es: „daran sind die Juden schuld, dass es mit dem Wohlstand unseres Volkes abwärts geht, dass der Landmann und der kleine Handwerker kaum mehr als ihre Nahrung und Kleidung erübrigen, und es ist höchste Zeit, dass diesem scheusslichen Zustande ein Ziel gesetzt werde.“

O Comödie der Doppelzüngigkeit, des haarsträubenden Widersinns! Sinn und Recht hat der Kampf des Menschen mit dem Menschen schlechtweg, denn es ist der naturgesetzliche „Kampf um das Dasein“, der nicht auf einen Austrag des Handels in einem imaginären Jenseits warten kann, denn das Diesseits ist ihm aller Dinge Maass, und wer hier verliert, dem zahlt in alle Ewigkeit kein Himmels-gott den Einsatz mehr heraus. Aber die ordinirten Vertreter des weltverachtenden, alle irdischen Sorgen verdammen, nur auf himmlische Schätze verweisenden Christenthums, das in einem authentischen Kernliede zu seinem Gotte singt:

„Gib, dass ich hier Alles nur achte für Koth

„Und Jesum gewinne, diess Eine ist noth —“

die Vertreter dieser Heilslehre im irdischen Interessenkampf als Hetzer und Schürer, als Anstifter und Führer der Antisemitenbewegung zu sehen und dazu im Namen der Religion, das gehört zum Tollsten — und Schamlosesten der an Tollheiten und Schamlosigkeiten gewiss nicht armen Kirchengeschichte. Und die sich am rücksichtslosesten in dieser Katzbalgerei um irdischen „Koth“ gebärden, die sich am stärksten hervorthun in der Rauferei um Geld und Besitz und Ansehen und Einfluss in diesem fluchbeladenen „Jammerthal“, das sind die protestantischen Mucker, die strengen Lutheraner, die sonst auf jeden Buchstaben, jedes Tüpfelchen ihres Wittenberger „Gottesmannes“ zu schwören pflegen, desselbigen Dr. Martinus Luther, der in seinen erstaunlichen Schriften der Welt folgende, von strammster Rechtgläubigkeit dictirte Sätze hinterlassen hat:

„Der Christ muss sich, ohne den geringsten Wider-

„stand zu versuchen, geduldig drücken und schinden
„lassen. Weltliche Dinge gehen ihn nicht an; er lässt
„vielmehr rauben, nehmen, drücken, schinden, schaben,
„pressen und toben, wer da will, denn er ist ein
„Märtyrer auf Erden.“

Ich, von meinem nicht-katholischen und nicht-lutherischen, sondern unabhängig menschlichen Standpunkte aus, sage: der Christ, der sich solches gefallen lässt, ist ein Esel. Und ich habe mein unantastbares Recht dazu. Aber der gläubige Christ, der an seines Meisters Wort und Testament gebundene Protestant und Lutheraner? Darf er seinen Gott, seinen Christus, seinen Luther desavouiren, ohne den schmachlichsten Treubruch zu begehen? Oder ist es gerade das, was man beschönigend „practisches Christenthum“ nennt?

Es ist ein ganz vergebliches Unterfangen, die Kirchenleute beim Wort zu nehmen und sie dahin bringen zu wollen, dass sie bei der Stange bleiben und schwarz als schwarz und weiss als weiss bekennen. Wem dieses Kunststück gelänge —

„Füchse auch spanne derselbe ins Joch und melke den Geisbock!“

Von dem vielen hirnverbrannten Zeug, das man von der Kanzel herab, in den antisemitischen Clubs und Schmierblättern in dieser gebenedeiten Zeit der Judenhetze dem „Volk der Dichter und Denker“ vorzusetzen sich erlaubte, mag ein gebildeter und welterfahrener Mann überhaupt kein Aufhebens mehr machen. Die Geschichte ist zu blödsinnig und zu ekelhaft. Der gute Geschmack sträubt sich dagegen. Man muss sich in Geduld fassen und abwarten, bis sich die schmutzige Fluth wieder verlaufen hat.

Nur einen Punkt will ich noch kurz berühren. Man hat die Nase in den Talmud gesteckt und herausgerochen, dass es die Juden als ein gottgefälliges Werk erachteten, den Nichtjuden gehörig zu übervorthen und ihm allen möglichen Schaden zuzufügen, dass die Juden überhaupt die Intoleranz gegen den Fremden als eine preisenswerthe Tugend feierten. Wenn dem also wäre, so liesse sich meines Bedünkens daraus nur folgern, dass eine gewisse Moral eben nicht bloss das Privilegium des Jesuitismus und des Muckerthums ist.

Hingegen lehrt uns das alte Testament — eine Quelle, die mindestens ebensoviel Ansehen verdient, als der verwickelte, kunterbunte Talmud, da sie den Christen ja als göttliche Offenbarung gilt — dass es bei dem palästinischen Judentum, trotz der eifrigen Verfolgung des fremden Götzen dienstes, doch bereits eine sehr ehrenwerthe Achtung Andersgläubiger gegeben hat. Wir lesen dort z. B. „Den Edomiter sollst Du nicht für Greuel halten; er ist Dein Bruder; den Aegypter sollst Du auch nicht für Greuel halten, denn Du bist ein Fremdling in seinem Lande gewesen.“ Dass die Juden mit fremden Völkern Frieden, Freundschaft und Bündnisse hielten, dürfen wir aus der Handlungsweise ihrer berühmten Könige David und Salomon schliessen. Die Fremden wurden im Lande nicht nur geduldet, sie genossen Rechtsschutz solange sie Reisende oder Gäste waren: „Denn der Herr, Euer Gott, ist ein Gott aller Götter er schaffet Recht den Wittwen und Waisen und hat die Fremdlinge lieb, dass er ihnen Speise und Trank gebe; darum sollt Ihr auch die Fremdlinge lieben, denn Ihr seid auch Fremdlinge gewesen im Aegyptenland!“

Und nun vergleichen wir damit das allerchristlichste Mittelalter! „Das von den altgermanischen Völkern heilig gehaltene Gastrecht war zur Mythe geworden; die christlichen Fürsten und Herren scheuten sich nicht, die ungeladen und ungeleitet in ihr Gebiet kommenden Fremden zu plündern, zu ergreifen und gefangen zu halten. Und leider waren es meist die Herren, welche allem Menschenrecht Hohn sprachen; denn die Anschauung des Volkes war versöhnlich geblieben, sie gönnte dem ehrlichen Reisenden die nothwendige Speise für sich und Futter für sein Pferd. Aber die bewehrten Herren und Ritter drohten dem friedlichen Fremdling: Rauben ist keine Schande, das thun die Besten im Lande! Neben dem Landraub stand in noch giftigerer Blüthe der Seeraub; wehe dem verschlagenen Seefahrer, den die tückischen Wogen verschonend an ein christliches Land warfen! Misshandlung, Ermordung oder Slaventhum war sein Loos . . .“ (Siehe „Völkerrecht und Völkerfriede“ von Dr. S. Rhamon, Leipzig 1881. S. 14.)

Wie schön und stimmungsvoll passten die heutigen Judenhetzer in diese mittelalterliche Landschaft! Die frommen Schelme sind ein paar Jahrhunderte zu spät gekommen — das ist aber auch Alles, was sich zu ihrer Entschuldigung sagen lässt!

Ich weiss sehr wohl, dass unsere Judenhetzer sich modernisiren und sich eine actuelle Bedeutung für die Interessen-Förderung des in ihren Hirngespinnsten noch bestehenden christlichen Staates beilegen möchten. Aber wer wäre noch so naiv, sich von diesen mittelalterlichen Marodeurs das neue deutsche Reich als einen christlichen Staat aufreden zu lassen? Unser Reich ist ein Rechtsstaat. Das

ist zwar noch nicht der Gipfel aller staatlichen Vollkommenheit, weit gefehlt! aber es ist doch mehr, als der christliche Staat, jene schauerlich-abgeschmackte Verquickung von religiöser Confessionalität mit der reinbürgerlichen und weltlichen Staatsidee, jene Spottgeburt aus christlicher Mystik und polizeilicher Allmacht und dynastischem Geschäftssinn! Der christliche Staat war da, die blutigsten Blätter der Geschichte sind dess Zeuge, aber mit dem letzten Scheiterhaufen war seine Autorität verbraucht und mit dem letzten Hexenprocess waren seine unheilvollen Acten geschlossen. Er ist todt und begraben, und die Flüche der von ihm zu Tod gemarterten Millionen unglücklicher Menschen halten seine Gruft versiegelt. Alle Judenheter Deutschlands zusammen haben nicht die Kraft, dieses Siegel zu brechen und den Cadaver in das Dasein der Lebendigen zurückzuzerren. Das christliche Taufwasser thut's fürwahr nicht mehr allein, um einen christlichen Staat zu bevölkern und über Wasser zu erhalten, seitdem die zeitbewegenden Ideen über jeden Confessionalismus, auch den christlichen, hinweggeschritten sind. Oder wäre das in Wahrheit noch ein christlicher Staat, in dessen Bereich Millionen der besten Bürger unter dem Panier der freien Wissenschaft gegen die letzten Bollwerke des Dogmatismus sturmlaufen, ein christlicher Staat, in dessen Parlamenten der kirchliche Liberalismus bis hinauf zur vollen Emancipation von jedwedem Dogmenglauben seinen ungeschmälerten Uebersetzungsausdruck genießt, ein christlicher Staat, in dessen Schulen die Philosophie und Religionsgeschichte aller Völker von Urbeginn bis auf den heutigen Tag von staatlich besoldeten Lehrern der Volksjugend eingeprägt wird, ein christlicher Staat, in dessen Museen die Kunst des Heiden-

thums Triumphe über Triumphe feiert, ein christlicher Staat, unter dessen Ordnungsgewalt der Jesuit über die Grenze marschiren muss, während der friedsame Gottesleugner unangefochten seine Hantirung treiben und nach seiner Façon selig werden darf, ein christlicher Staat, in dessen Volkszählungstabellen der confessionslos sich bekennende Bürger seine amtlich vorgezeichnete statistische Rubrik findet? Nun fürwahr, wenn die Gläubigen in einem solchen Staatswesen den Begriff des christlichen Staates verwirklicht finden, sind sie genügsam und leicht zu befriedigende Leute und ihre Logik erscheint im heitersten Lichte; wenn sie aber für das unumstössliche Zeugniß der historischen Thatfachen das ausreichende Verständniß besitzen, so werden sie zugeben, dass das deutsche Reich mit einem christlichen Staat genau soviel gemein hat, wie das Einmaleins mit der Trinitätslehre, dass das deutsche Reich auch nicht den leisesten Schein von Recht oder Macht besitzt, seinen freien Bürgern sowenig eine religiöse Meinung oder Gesinnung vorzuschreiben, als es sich in unsere künstlerischen, literarischen oder wissenschaftlichen Ueberzeugungen eindringen darf, und dass es ein aussichtsloses Beginnen ist, an diesem weltgeschichtlichen Stand der Dinge mit ebenso absurden als schmachvollen Mitteln à la Stöcker und Genossen rütteln zu wollen.

Die heiseren Hepp-Hepp-Rufe der fromm-reactionärrischen Epileptiker sind das letzte Echo des längst ausgesungenen Liedes vom christlichen Staate.

Erziehung zur Freiheit! Das ist das einzige Mittel, um das Volksleben definitiv auf eine höhere Stufe, in eine reinere Atmosphäre zu erheben, damit Recht und Gerechtigkeit allerorts walte im Lande.

Wir haben es gesehen, wie wenig es dem wahren

Fortschritte frommt, kirchliche Ausnahme Gesetze zu erlassen und den grossen, herrlichen Kampf um die Cultur auf das Gebiet polizeilicher Chicanen hinüberzuspielen. Der kleine preussische Culturkampf hat geendet, wie er enden musste, als eine widerwärtige Katzbalgerei, bei der die Cultur nichts zu suchen hatte und die Regierung mit einem blauen Auge zum Rückzug blinzeln musste. Es nützt nichts, die widerhaarigen Bischöfe und Bischofsknechte einzuspunden, ihre Temporalien zu sperren, steifnackige protestantische Prediger als Schulaufseher zu entsetzen. Die Schule selbst muss radical von der Kirche abgetrennt, das Cultusbudget in ein Culturbudget umgewandelt und der Schule zugewendet werden. Die volle Gewissens- und Religionsfreiheit ist keine Wahrheit, solange der Staat den Steuerzahlern das Geld unterschiedslos aus der Tasche nimmt und den Schweiss der Juden, der Freidenker, der atheistischen Gelehrten und Künstler, kurz aller Unkirchlichen bestimmten Kirchen und Culten zuwendet.

Ferner muss das Volk selbst aus dem Dunkel und den Banden des culturfeindlichen Kirchenthums, gleichviel welcher Confessionalität, in die befreiende, liebliche, menschenwürdige Helle der Geistescultur geführt, es muss an die frische, reinigende Luft der Bildung und Erkenntniss gesetzt werden. Denn was heute die Kirchen bieten und kraft ihres mystischen Wesens leisten, ist ausnahmslos culturwidrig, wissenschaftsfeindlich, reactionär. Niemand soll seinem kirchlichen Bekenntniss gewaltsam entzogen oder auf Schleichwegen entfremdet werden. Das versteht sich ganz von selbst. Die innere Welt der gläubig dichtenden und träumenden Phantasie behält ihr Recht auf die Freiheit. Es wäre barbarisch, den Alten, Schwachen, Kranken, die

auf ihren Traum halten, die Freude zu verkümmern. Aber das freie Urtheil der Laienmasse, der Volksmehrheit, der Gesunden, Starken, Begabten muss durch einen energischen elementarwissenschaftlichen, weltlichen Unterricht ermöglicht und die staatsbürgerliche Erziehung von jeder kirchlichen Einmischung sauber gehalten werden. Die Geschichte zeugt unwiderleglich dafür, dass die Kirchenmänner das Privilegium der Volkserziehung zur Volksverdummung missbraucht haben, missbrauchen mussten. Sie konnten gar nicht anders. Der feierliche Ton der Unfehlbarkeit einer einzelnen, immer gleich eingelernten und angewöhnten, in Schule, Haus und Kirche maschinenmässig wiedergehörten Lehrform, der Ausschluss jeder Anschaulichkeit, jedes sinnfälligen, überzeugenden Experiments schädigt die Denkfreiheit, bald auch die Denklust und zuletzt die Denkfähigkeit. In allen Ländern, wo die Clerisei frei mit der Jugendbildung schalten und walten konnte, in Frankreich, Italien, Spanien, bemerken wir eine herzbrechende Verdummung und Demoralisirung der Massen. Wenn die Kirchenlehre mit ihren wunderbaren Heilswahrheiten sittlichend und veredelnd wirkt, warum sind dann die gläubigsten Völker immer zugleich die verkommensten und elendesten gewesen? Und Rom selbst, das Jahrhunderte lang den Stellvertreter Christi mit dem ganzen Apparat seiner Inspiration und Heiligung unangefochten in seiner Mitte hatte, warum ist es unter der Herrschaft der Päpste zu einem Sünden- und Lasterpfuhl ohne Gleichen geworden?

Und auch die protestantische Kirche hat ihr erzieherisches Renommée verwirkt, seit sie stationär geworden und das Rechte, das Gute, das Wahrhaftige nicht mehr um seiner selbst willen, sondern mit steter Rücksicht auf das kirch-

ch Zweckmässige, auf das theologisch und confessionell Nützliche cultivirt. Der einzelne Geistliche kann hiefür kaum verantwortlich gemacht werden. Er arbeitet im Joche eines Principis, eines hierarchischen Systems. Er ist nur das Rädchen einer Maschine, die stärker ist, als er. Er ist der Knecht seiner Obern, und wenn er nicht gehorcht, so jagen sie ihn aus dem Dienste. Der arme protestantische Geistliche hat Weib und Kind und kann seine Stellung nicht riskiren. Die Theologie ist ihm die Milchkuh, die sein Haus mit Butter versorgt; der gehorsame, bekenntnisseifrige Kirchendienst ist ihm der Acker, worauf sein und der Seinigen Brod wächst. Er ist also auch nur ein Sklave der Situation und kann keine freien, geistig unabhängigen Männer mehr erziehen.

Die heutige Gesellschaft aber braucht freie Männer, die festen Schrittes und hellen Auges über diese Erde hinwandeln, unverrückt das hohe Humanitätsziel in ihrem Sinnen und Denken tragend, unermüdlich für Wahrheit und Tugend strebend, wirkend und schaffend, um das allgemeine Beste, Freiheit und Brüderlichkeit zu fördern.

Die heutige Gesellschaft braucht unabhängige Charactere, denen das Arbeiten höher steht, als das Beten, die wissenschaftliche Erkenntniss höher, als bekenntnismässiges Glauben, der freie Gedanke höher, als der confessionelle Wortfetisch, die sociale Solidarität höher, als eine himmlische Gemeinde eingebildeter Heiligen, die Selbsthilfe höher, als ein trügerischer Wunderact, die Wirklichkeit des Diesseits höher, als eine jenseitige Phantasiewelt, der Menschendienst in hingebender Liebe höher, als die egoistische Hofdienerei eines sich selbst genugsamen Gottes.

Da aber die heutige Gesellschaft solche Männer braucht,

so muss sie sich solche Männer erziehen um jeden Preis und jene Institutionen beseitigen, die sie daran hindern. Wozu die ewig vergebliche Sisypbosarbeit? —

Wer ernsthaft das Ziel will, muss auch die Mittel und Wege wollen, die zum Ziel führen. Nicht wahr? Aber hier liegt der Hund begraben.

Der Staat will sich der Clerisei erwehren — und liefert ihr die Volksschule aus und garantirt ihr ein ungehörliches Maass von Einfluss auf die mittleren und höheren Schulen. Wie ist dieser enorme Widerspruch zu erklären? Einfach so: der Staat fürchtet sich vor der Clerisei und ihrer hierarchischen Macht, er fürchtet sich aber auch vor der Wissenschaft und der Freiheit. Daher sein diplomatisches Laviren, sein administratives Schaukelspiel zwischen beiden. So lange der Staat selbst noch mit einem Fuss im Mysticismus des dynastischen Gottesgnadenthums hängt und nicht wagt, sich mit beiden Füßen auf den Boden der Wissenschaft, der Wahrheit und des Volksthum's resolut zu stellen, so lange er noch als etwas Apartes, nicht von Unten, sondern von Oben Stammendes über dem Volke schweben will, so lange kann er der Geistlichkeit als einer Art heiliger Gensdarmerie nicht entrathen, so lange sind seine „Culturkämpfe“ egoistische Cabinetskriege, so lange wird die Schule jene Organisation nicht erhalten, die ihr nur der freie Culturstaat geben kann.



XIII.

In Paris hatte sich vor zwei Jahren ein literarisches Bureau gebildet, dem die Herren Kohn (in der Presse Paul d'Abrest) und Elsner vorstanden, um das deutsche Publicum mit Uebersetzungen aus der französischen Romanliteratur zu versorgen. Natürlich um einem dringenden Bedürfniss abzuhelpfen! Das nächste Bedürfniss der Unternehmer lag aber darin, durch Ueberschwemmung des deutschen Literaturmarktes mit billig erstandener Uebersetzungswaare ein lucratives Geschäft zu machen. Dass sie damit die ohnehin schlecht gestellten deutschen Literaturproduzenten empfindlich schädigen mussten, fiel den Speculanten nicht schwer auf das Gewissen. Sie sagten sich: das deutsche Publikum verwendet zwar zehnmal mehr auf Bier und Cigarren, als auf Lectüre, aber wenn es einmal kauft, so bevorzugt es immer noch den famosen Article de Paris. Merkwürdigerweise hatten sie sich aber doch verrechnet. Die Verleger bissen nicht an und die Zeitungsherausgeber auch nicht. Ein wahres Wunder! Das Pariser literarische Bureau, das so liebeich für Deutschland sorgen wollte, ging wieder nach ein paar resultatlosen Versuchen aus dem Leim.

Einer der Ersten, für dessen Arbeiten auf dem deutschen

Markte (zunächst im Feuilleton der Tagespresse) Absatz gesucht werden sollte, war der Romancier Robert Halt, und „Le Dieu Octave“ hiess die romantische Geschichte, mit der er um die Gunst des germanischen Lesers werben wollte. Die Wahl des Werkes war keine glückliche. Wer ist dieser Dieu Octave? Ein eitler, haltloser Geck von einem mittelmässigen Literaten, der am Grössenwahn zu Grunde geht und das Glück einer biedereren Familie aus der Provence fatalerweise mit zerstört. Während die eingeflochtenen Schilderungen aus dem bürgerlichen Kleinleben in einer südfranzösischen Stadt uns warm und innig anmuthen, vermögen wir uns für den Helden selbst mit knapper Noth nur so weit zu interessiren, dass wir dem Erzähler bis zu Ende folgen. Es fehlt ihm an der naturalistischen Kraft, das windige, widerwärtige Subject uns aufzuzwingen und zum Träger neuer humaner Einsichten für die beherzten Leser zu gestalten. Dazu kommt noch ein gewisses Schwanken in der Stimmung des Autors selbst, das in Verbindung mit einigen anderen Syptomen im Leser den Verdacht erweckt, dem Autor sei es am Ende gar nicht um die Geschichte selbst zu thun, sondern nur um die Gelegenheit, einigen mehr oder weniger bekannten Pariser Literaturgrössen unter der Maske des Romans gehörig die Leviten zu geigen. Oberflächliche Leser sind jedenfalls geneigt, verführt durch die nicht besonders geschickt eingestreute Polemik gegen Emile Zola und seine Schule, im Dieu Octave eine Persiflage des Naturalismus zu sehen.

Um sich von der eigenartigen Begabung Robert Halt's eine zutreffende Vorstellung zu machen, muss man auf seinen ersten und, wie mich dünkt, besten Roman zurückgreifen: „Une Cure du Docteur Pontalais“. Dieses Werk

erschien bereits 1865, ist aber von einer Gediegenheit und Frische, als wär's soeben erst in strahlender Waffenrüstung dem Haupte des Dichters entsprungen. Das ist ein stolzes Kampfbuch, dessen Blätter umrahmt sind von zierlichen Guirlanden gemüthreicher Dichtung. Der Autor hat sich ein ungeheures Problem gestellt: einen frommen, ehrlichen, überzeugten Priester der katholischen Kirche, der bei seinem Vorgesetzten als die reinste Blüthe clericaler Zuchtwahl und bei der Gemeinde als ein wunderthätiger Heiliger in höchstem Ansehen steht, durch die Macht der Beobachtung und Forschung aus der clericalen Haut zu treiben und in einen werkthätigen, freigesinnten, modernen Bürger zu verwandeln. Der Autor hat sich die Aufgabe so schwer, als nur immer möglich, gemacht, um den Sieg mit dem Aufgebot aller Kraft des Geistes und Gemüthes zu erfechten. Der junge Priester Aubert zieht aus, um im vollsten Vertrauen auf die Güte seiner Religion den jungen Naturforscher Pontalais zum kirchlichen Dogma zu bekehren, und siehe da, der unternehmende Cleriker findet den Weg zur Kirche selbst nicht mehr zurück. Diese Wandlung geht mit einer erstaunlichen Logik — und was für den Roman die Hauptsache, mit einer ergreifenden Wahrhaftigkeit in der Verfolgung des naturalistischen Alltagsverlaufs der kämpfenden Parteigruppen vor sich. Die einzelnen Typen der Priester wie der Laien sind Musterleistungen sorgfältigen Menschenstudiums.

Das Buch schlug seiner Zeit wie ein Donnerwetter in die clericale Wirthschaft. Die Censur schnitt ein bitterböses Gesicht. Die Pfaffen wütheten, und der Verfasser hatte seine liebe Noth, um sich einen drohenden Pressprocess wegen — Kirchenschändung vom Halse zu halten.

Nichtsdestoweniger vergingen volle fünfzehn Jahre, bevor eine neue Auflage nöthig wurde. Dieses Buch hätte ich gern übersetzt gesehen. Auch in Logenbibliotheken würde es sich heute noch recht gut ausnehmen. Es ist eines von den wenigen belletristischen Werken, die actuell und beherzigenswerth bleiben, so lange die aufgeklärte Bürgerschaft mit der widerwärtigen Anmaassung der dunklen Sacristeiklique um das Recht des freien Gewissens ringen muss. Aber das kümmerliche Loos, das von dem bücherkaufenden Publicum dem Halt'schen Romane bereitet wurde, ist ein schlimmes Zeichen für das Verhalten des französischen Geistes in der Religionsfrage.

Indessen erwirbt sich der ergraute Verfasser (geboren 1829 in Montpellier) mit der Feder des Journalisten das Brod, das ihm der Roman — nicht gebracht hat. Klägliche Verblendung des Volks!

Ein Kritiker hat den braven Mann so characterisirt: *C'est un esprit qui a du coeur*. Das ist freilich genug, um selbst in Frankreich verkannt zu bleiben. Was das bücherkaufende Publikum gesündigt, wird vom Literaturhistoriker wieder gesühnt werden. Es ist dies zwar nur ein Act posthumer und idealer Gerechtigkeit, der dem Verfasser, von den Sorgen um die Existenz zu Tode gehetzt, keinerlei materielle Genugthuung wird gewähren können; allein im Reiche dichterischen Schaffens ist es ein Lohn, keinem anderen vergleichbar, nach dem Tode Ansehen zu gewinnen in dem reinen Reiche der Ideen, Recht zu behalten in der streitenden und siegenden Gemeinde der Geister. Alles gezählt und gewogen, ist eine baare Million die helle Lumperei gegen diesen Triumph, der dem schriftstellerischen Denker und Künstler lächelt.

Robert Halt's Priesterroman ist darum literarhistorisch so bedeutungsvoll, weil er zu den wenigen Kunstwerken gehört, die, mit clericalen Stoffen sich befassend, sich streng innerhalb der Linie der Weltwirklichkeit, der wahrhaftigen Beobachtung, der getreuen und überzeugenden Wiedergabe des reellen Lebens halten und jede tendenziöse Ueberschreitung derselben, gleichgültig nach welcher Seite, mit sicherem Tacte vermeiden. Ein solcher Roman nach dem Leben, oder, wie wir heute sagen: ein naturalistischer Roman, erfordert nicht nur eine feine geistige Schulung, einen hochentwickelten Sinn für die complicirte Erscheinungswelt, sondern auch eine ausserordentliche künstlerische Begabung und technische Durchbildung. Ein Phantasiebild vom Cleriker zu entwerfen und dramatisch in die geistlichweltlichen Geschäfts-Beziehungen des Kirchenthums zu versetzen, ist fürwahr keine Hexerei; soviel Erfindungsgabe besitzt der erste beste Roman-Manufacturist. Seien sie schneeweiss wie Engel, mit himmelblauen Augen und rosigem Gemüthe oder pechschwarz wie Teufel, mit dunklem Dämonenblick und fanatischem Eingeweide geschildert, das Bild ist unwahr, ist eine lächerliche Caricatur der priesterlichen Wirklichkeit. Wir verlangen auch im Priesterrock des Romans weder Engel, noch Teufel, noch sonstige befiederte oder gehörnte Phantasie-Wechselbälge, sondern wirkliche Menschen mit wirklichen Gefühlen und Leidenschaften zu sehen, aus echtem Stoffe, weder vergrößert noch verfeinert, und in glaubwürdiger Lebensgrösse, nicht ins Heldenhafte, Riesige ausgereckt im Guten wie im Schlechten, im Anziehenden wie im Abstossenden. Das ist die wahrhaftige Kunst, und sie ist unendlich schwer und unendlich selten. Vom ungläubigen Voltaire bis herab zum gläubiggewordenen,

fanatisch religiösen Paul Féval hat die französische Schriftstellerei sich mit dem Leben des Priesters und seiner Kirche beschäftigt und eine Unsumme von Erzählungen und Romanen den tonsurirten Menschenkindern mit dem grotesken dreifachen Gelübde und dem Talmi-Heiligenschein gewidmet, aber, ganz abgesehen von dem moralischen Werth und der Tendenz dieser Dichtungen, wie wenige vermögen vor der literarisch-künstlerischen Prüfung bestehen und auch nur in bescheidenem Umfange den Ansprüchen genügen, die wir heute an ein beachtenswerthes Kunstwerk stellen? Höchstens, dass drei bis vier wirklich werthvolle Leistungen aus diesem Plunder hervorragen, den eine hundertjährige Schreiberei angehäuft. Robert Halt's „Cure du Docteur Pontalais“ ist eine von diesen Leistungen, vielleicht die glänzendste sogar. Seine Schilderung des umgekehrten Weges von Damaskus, die Bekehrung eines clerical gedrillten Geistes vom Glauben zum Wissen, vom mechanischen Priesterhandwerk zur freien Ausübung der wahrhaft erlösenden Menschheits-Mission, ist von einer bewundernswürdigen Kraft und Wahrheit. Neunundneunzig Variationen sind schon über dieses Thema phantasirt worden, eine toller und unglaublicher, als die andere — Robert Halt ist in der französischen Literatur der Erste, der es nach allen Regeln des Generalbasses, wie ihn das Leben lehrt, zu einer streng durchgeführten Fuge verarbeitet hat. Er hat den rechten Ton getroffen.

Das französische Publikum, oder sagen wir specieller: die Pariser Welt — denn sie giebt ja in geistigen Dingen für ganz Frankreich den Ton an, der sich dann je nach dem Character der einzelnen Volksstämme in den Provinzen etwas mehr nach der Höhe oder Tiefe modificirt —

hat den Geschmack und die Denkweise des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht hinlänglich überwunden, um sich mit den nüchternen, aber weitaus wirksameren Argumenten der modernen Wissenschaft auseinanderzusetzen und zu befreunden. Zuviel Esprit und zu wenig exactes Wissen! Der Esprit ist vortrefflich zum Vorpostengefecht, zur Verwirrung des Feindes, zur gegenseitigen Erheiterung nach dem Siege; das Haupttreffen jedoch kann nur mit den Waffen der exacten Wissenschaft geliefert werden. Das Wissen des neunzehnten Jahrhunderts ist gewaltiger und majestätischer, als aller Esprit der vorausgegangenen Jahrhunderte zusammen. Das Wissen ist überdies eminent sittlich, während der Esprit indifferent ist. Dieses innige Ineinssein von Wissenschaft und Sittlichkeit bildet den unermesslichen Vorzug des neunzehnten Jahrhunderts vor dem achtzehnten. Das achtzehnte Jahrhundert z. B. hatte der Möncherei und Klosterwirthschaft nichts Einschneidenderes entgegensetzen, als die sentimentalischen Rechte der Liebe, der officiell geregelten Wollust des Ehelebens; der Esprit kam mit seinem leichten Geschütz nicht über das eheliche Himmelbett hinaus: Alcoven contra Klosterzelle! Das neunzehnte Jahrhundert hingegen führt den gesammten wissenschaftlich begriffenen socialen Pflichtenkörper ins Feuer, stellt der Nonne die Mutter, dem Mönch den Bürger und Arbeiter, der Klostersterilität das Kind, dem fictiven Martyrium der Zelle die aufopfernde Hingabe des Einzelnen an das sociale Wohlbefinden Aller, den wirklichen Kampf um das Dasein entgegen! Und so in allen Punkten.

Und darum schlug das Buch, wie ich bereits erwähnt, gleich einem Donnerwetter in die Bischofspaläste und in die kirchlichen Hinterstübchen; denn zwischen den

Blättern schoss die Wahrheit hervor gleich zuckenden Blitzen.

Dem Publikum, soweit es noch lebendigen Verkehr mit der Kirche unterhält, war die Geschichte zu ernst und zu gefährlich; es hielt sich die Ohren zu und wandte die Augen ab, um sich in seinen frommen Träumen nicht stören zu lassen. Dem andern Publikum aber, das nur noch mit einem oder gar keinem Fuss in der Kirchenpraxis steht, war die Geschichte gleichfalls zu ernst, jedoch nur in dem Sinne, dass der Dichter seine wahrhaftige Darbietung nicht mit Witzen und Spässen und andern Frivolitäten durchsetzt hat, sondern sich darauf versteift, ein würdiges, reinmenschliches Interesse für Menschen und Dinge vorauszusetzen, die für den französischen Durchschnittsleser den Gipfel der Langeweile bilden, wenn sie nicht in einer scharfsatyrischen oder sonstwie den Gaumen reizenden Sauce servirt werden.

Das scheint mir überhaupt ein charakteristischer Zug im romanischen Volksgeiste zu sein — wenigstens habe ich während meines zehnjährigen Aufenthalts unter Romanen diese Beobachtung wiederholt gemacht — dass mit dem Glauben an die kirchlichen Lehren und Einrichtungen zugleich das Interesse am Leben und Treiben des Priesterstandes schwindet. Diese Lauheit und Gleichgültigkeit gehört mit zu den Ursachen, warum aller zunehmenden Glaubenslosigkeit zum Trotz der hierarchische Druck auf das Volksleben, der geheime clericale Einfluss in allen Fragen der staatlich geordneten Erziehung und Bildung in den romanischen Ländern ihre alte Stärke bewahren. Der überzeugungslose Bildungsphilister thut sich auf seine Eman- cipation von den Kirchensatzungen, auf seine über die

religiöse Fabelwelt thurmhoch erhabene Aufklärung unendlich viel zu gut, er bramarbasirt mit seiner Confessionslosigkeit am Stammtisch, declarirt sie wohl auch feierlich in der officiellen Volkszählungstabelle, kurz, er gerirt sich als vollendeter Freidenker. Der clericalen Agitation gönnt er den weitesten Spielraum, über die religiöse Bewegung zuckt er die Achsel, — das sind ja für ihn alles nur langweilige Possen. Zudem gehört es zu seinem Freiheitsbegriff à la Jules Simon, der Clerisei im Kampfe ums Dasein die Ellenbogen so frei als möglich zu lassen; mehr noch, Weib und Kind, die ja schwach und unmündig sind, liefert er selbst dem Clerus aus, denn ihnen schadet die kirchliche Disciplin nichts, im Gegentheil, sie erleichtert das Hausregiment des aufgeklärten Eheherrn . . . An der modernen Kirchengeschichte interessirt ihn nur die kriminalistische Seite, die freilich in den romanischen Ländern pikant genug ist, die chronique scandaleuse der Sacristei und der Congregations-Schule, und wenn er ja einmal ein „geistliches“ Dichtwerk in die Hand nimmt, so muss es ihn durch seine schlüpfrigen Qualitäten gelockt haben. In Paris erlebt z. B. die „*Réligieuse*“ von Diderot immer noch neue Auflagen, und die „*Bible Farce*“, die „*Bible amusante*“ oder die „*Légendes des Saints pour rire*“ und ähnliche traurige Tollhäuslerwerke anticlericaler Winkelschreiber, deren Geist nur von der schmutzigsten Atzung lebt, finden eine reissende Abnahme. Der Plagiator Leo Taxil, der Herausgeber der „*Bibliothèque anticléricale*“, hat sich mit solchem Zeug in kurzer Zeit ein Vermögen erworben. Diese Sorte von Literatur ist es, die in der Masse der Glaubenslosen der Nachfrage begegnet und ein gewisses Interesse an der Nachtseite des cölibatären Priesterstandes rege erhält.

Es liegt auf der Hand, dass ein gewissenhafter Schriftsteller wie Robert Halt mit seinem reinen, edelmenschlichen Priesterroman in einer so gearteten Gesellschaft keinen bedeutenden Erfolg zu erringen vermag. Um so schlimmer für sie!

„Tuons-les par le rire!“ lautet heute noch der Schlachtruf der anticlericalen Publicisten in Frankreich. Die guten Leute scheinen aber gar nicht zu merken, dass diejenigen, die sie nun schon seit Jahrhunderten mit so komischem Vernichtungseifer todtlachen, sich des besten Daseins erfreuen. In solchem Streite ist eben mit dem Lachen nichts ausgerichtet und wäre es das beste, energischste Lachen von der Welt. Ich fürchte sehr, wenn es lustig so weiter geht, werden die witzigen Lacher von heute nicht auf der Seite derer sein, die — zuletzt lachen.

Es ist ja unbestreitbar und wird von jedem intimerem Kenner Frankreichs zugestanden, dass es unter der französischen Clerisei die schamlosesten, geilsten, habsüchtigsten, verschmitzttesten, dümmsten, burleskesten, gefrässigsten, tölpelhaftesten Exemplare gibt, die, zu einer artigen Sammlung, einer Sorte von clericaler Menschengausstellung vereinigt, eines der merkwürdigsten Schauspiele für den Curiositätenliebhaber und zugleich die seltenste Gelegenheit zu den überraschendsten Beobachtungen für den anthropologischen und sittengeschichtlichen Forscher bieten würden. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, dass die moralischen und socialen Abnormitäten, wie überall, nur die Ausnahmen bilden, den Bodensatz des Standes sozusagen, und dass es die entscheidende, weil im Lebensprocess allein ins Gewicht fallende Mehrheit der französischen Cleriker übersehen und sie ihrer wirksamen Agitation ungezügelt

überlassen heisst, wenn man sich aus frivoler Bornirtheit nur an jene hält und an ihnen mit der Feder des Satyrikers oder dem Griffel des Carikaturisten seine billige Kunst übt. Nicht die Narren und Verirrten unter den Clerikern sind dem Fortschritt und der Freiheit und dem Frieden der Völker gefährlich, sondern die correcten, consequenten, ganz in ihrer theokratischen Mission aufgehenden Köpfe, die mit bewundernswerthem Geschick die ihnen zugetheilte Rolle bis ans Ende spielen und die niemals ihre Partie verloren geben, seien die Chancen auch noch so ungünstig. Es ist eine bekannte Thatsache, dass die französische Kirche, besonders in den früheren Jahrhunderten, ganz unglaublich vollkommene Typen unter ihrer Priesterschaft anweisen kann, Geistliche, die alles in sich vereinigen, was die Volksseele an Gläubigkeit, Geist, Feuer, Redlichkeit aufzubringen vermag, mit einem Wort: die idealsten Gegner, die sich ein Freigeist nur wünschen kann. Mit der Wandlung des Papstthums in Jesuitismus und der Unterjochung der nationalen Geistlichkeit unter die Tyrannis der Curie ging die Reinheit in die Brüche und das Beste, was sich zu halten vermochte bis zu dieser Stunde, geht kaum mehr über eine äusserliche Correctheit hinaus. Charaktere wie einen Pascal, einen Fenelon würde man in der heutigen französischen Geistlichkeit vergeblich suchen. Sie können in der verrömelten Kirchenluft nicht mehr gedeihen.

Paul Bert, der berühmte Professor und Gambetta'sche Unterrichts- und Cultus-Minister, hat das tiefsinnige Wort gesprochen: „Wir müssen dem französischen Volke eine neue Seele schaffen.“

Damit kann nichts anderes gemeint sein, als dass durch

eine veränderte, ausschliesslich auf die wissenschaftlichen Ergebnisse des civilisirten Weltlebens gegründete Erziehung und Unterweisung der Jugend der Volksgeist allmählich aus der kirchlichen Umgarnung befreit und auf das freie und allein fruchtbare Feld der geistigen Freiheit gestellt werden muss. Der Priester muss aus der weltlichen Schule verbannt werden; es ist ein Verbrechen an dem jungen Volksgehirn, ihm ein religiöses Lehrsystem mit den ungeheuerlichsten Dogmen und Legenden und Mirakelgeschichten gewaltsam und methodisch aufzuzwingen. Wie reimt sich diese Vergewaltigung mit der Gewissensfreiheit? Wie reimt es sich mit dem gesunden Menschenverstande, die clericale Seuche bei den Erwachsenen bekämpfen zu wollen, nachdem man das clericale Pestgift der Jugend auf den Schulbänken nach allen Regeln der Kunst hat einimpfen lassen? Man soll den Schwachen, die nicht marschiren können, die Krücke nicht nehmen, sagt Diderot. Sehr gut. Aber die jungen Beine mit Gewalt lähmen und den Kindern Krücken unter die Achsel binden? Eine neue Seele dem französischen Volke!

Wenn die dritte Republik das zu Stande brächte, welch' ein Gewinn für die Menschheit! Welch' ein Beispiel für die übrigen Völker!

Die Macht der Hierarchie, dieser schmachlichsten und schlimmsten Form der Tyrannei, ist erst dann gebrochen, wenn der Glaube an die sogenannten „übernatürlichen Thatsachen“ von der gebildeten Volksmehrheit ebenso entschieden abgelehnt wird, wie der Glaube an Hexen und Gespenster und Zauberer.

Wer den Priester für seine Seele nöthig hat, mag ihn rufen lassen und aus seiner Tasche honoriren, wie er den

Arzt für die Nöthen des Leibes rufen lässt und aus seiner Tasche honorirt. Der Priester soll in seiner Profession des nämlichen Schutzes sich erfreuen, dessen sich jeder andere Gewerbsbeflissene erfreut. Eine organisirte, vieltausendköpfige Priestergesellschaft aber, die einem fremden Oberhaupte gehorcht und wie ein Staat im Staate sich geberdet und auf Regiments-Unkosten leben und die Herrschaft über die Gewissen von Jung und Alt als ein göttliches Recht ausüben will, ist im neunzehnten Jahrhundert eine beispiellose Monstruosität. Es giebt so wenig mehr eine Staatsreligion, als es eine Staatsmusik oder eine Staatsmalerei giebt. Es giebt keinen gläubigen Staat, denn es giebt kein gläubiges Volk mehr. In den grossen Städten giebt es nicht einmal mehr gläubige Massen, sondern nur noch eine schwankende Anzahl gläubiger Individuen. Nur auf dem platten Lande hat die Hierarchie infolge der mangelhaften Schulung noch eine breite Operationsbasis. Es ist aber auch eine Lust zu sehen, wie in reactionär angehauchten Zeiten den Bauernpfarrern der Kamm schwillt! Mit welcher Wichtigthuerei diese Gottesknechte sich in Alles mengen, was nur entfernt mit ihrer kirchlichen Mission in Zusammenhang gebracht werden kann (Kinder- und Viehzucht, Heiraths- und Erbschaftsgeschichten, Zeitungslectüre und Getreidehandel, Deputirtenwahlen und Feldwirthschaft, Sparbüchse und Milchtöpfe, Annahme und Entlassung von Dienstboten, Bett und Keller), davon hat der gewöhnliche Menschenverstand keine Vorstellung, wenn er nicht einen jüngeren französischen Landpfarrer in seinem Revier beobachtet hat. Ich weiss es wohl, es giebt auch unter den Seelenhirten Deutschlands ganz unglaubliche Typen, aber gegen die Verschlagenheit, Brutalität und Habsucht der französischen

Collegen kommen sie nicht auf. Die berühmten christlichen Tugenden der Demuth, der Barmherzigkeit, der Weltentsagung werden von diesen sonderbaren Heiligen mit einer wahren Taschenspielerfertigkeit in ihr Gegentheil verwandelt. Diese geistlichen Lebensbilder mit photographischer Treue zu reproduciren und ihnen mit dem Talent eines Robert Halt oder dem Genie eines Emile Zola den Stempel naturalistischer Kunst aufzuprägen, das gäbe eine Offenbarung! Aber ernsthaft und ohne Offenbach'sche Musik!

Eine Institution giebt es in Frankreich, die in dem rationellen Kampfe wider den Clericalismus stets in erster Linie gestanden ist und diese Position auch in der Zukunft mit Ausdauer und Opfermuth festhalten wird: die Gesellschaft der Freimaurer. Schon lange bevor der Logenbruder und Volkstribun Gambetta sein denkwürdiges: *Le cléricalisme, voilà l'ennemi!* gerufen, haben die freimaurerischen Werkstätten ihr Augenmerk unverrückt auf diesen dunklen Punkt gerichtet gehalten. Wie keine andere ist die französische Freimaurerei allezeit eine sichere Stütze der geistigen Freiheit gewesen, und wenn die „grosse Nation“ in den reactionären Zeitläuften nicht vollständig verjesuitert und vercapuzinert worden ist, so ist dies zum grössten Theile dem Widerstand der Logen zu danken.



XIV.

Ist die Freimaurerei ein Geheimniss, ja oder nein?

Es ist traurig, aber wahr: die Maurer, welche die Gradheit und Offenheit des Denkens und Handelns als Haupttugenden ihres Sittencodex preisen, antworten nicht ja oder nein, sondern ja und nein. Sie haben die Phrase erfunden: die Freimaurerei hat kein Geheimniss, aber sie ist ein Geheimniss. Die Phrase hat die Runde gemacht durch die gesamte maurerische Welt und man kann sie überall hören, wo es gilt, den Vorwurf der Geheimnisskrämerei und der im Dunkel schleichenden Sectirerei von unserem Bunde abzuwehren. Die übergrosse Mehrzahl der Bundeslogen hält nichtsdestoweniger an dem traditionellen Eide mit seinen barbarischen Drohungen im Falle der Verletzung des Geheimnisses fest und selbst da, wo eine zeitgemässere Verpflichtungsformel Platz gefunden, gefällt man sich noch in Redensarten, welche bei dem nichtmaurerischen Publikum ganz und gar den Eindruck der moderduftigsten und lächerlichsten Geheimnisskrämerei machen müssen.

In fortgeschritteneren Logenkreisen kann man zwar hören, dass sich das freimaurerische Geheimniss auf die

Erkennungszeichen der Brüder reducire und dass die Loge keinen anderen verborgenen Charakter habe, wie jede andere geschlossene Gesellschaft ernsthafter Männer auch; allein auch hier affectirt man noch die Allüren der „Wissenden“ und spielt den Verfechter der berechtigten Eigenthümlichkeiten mit Unrecht verketzelter Sectirerei, sobald man mit der profanen Welt auf Du und Du sich stellen soll. Siehe die nichtpolitischen Brudervereine in Oesterreich!

Was hat man nicht alles für Ausreden zur Rechtfertigung dieses sonderbaren Verhaltens gefunden! Die Tradition, die Bundesverfassung, die symbolische Lehrweise, unsere eigenthümliche Gesellschaftspolitik, die uns das Protectorat der Landesfürsten ambiren heisst, und unsere Gesellschaftspädagogik, die eine unumwundene Stellung unter das gemeine Vereinsrecht vornehm ablehnt, diese und andere Dinge werden vorgerückt, sobald man Miene macht, unserer Geheimnissthuerei das Existenzrecht zu bestreiten. Dann kommen die Opportunisten mit ihrer verlegenen Weisheit: Morgen, morgen, nur nicht heute! Dann kommen unsere Logenaristokraten, die nur „Bruder“ spielen wollen, wenn Niemand zusieht! Dann die lieben Philister, die auch im Logenleben keinen besseren Zeitvertreib wissen, als die triviale Leier von der „guten alten Zeit“! Und unser Bund wimmelt von Philistern, deren Sinnen und Fühlen umspinnen ist von den lieb gewordenen Banden des „Ewig-Gestrigen“, dem die Schiller'schen Verse gelten:

„Das Ewig-Gestrige,

Was immer war und immer wiederkehrt,

Und morgen gilt, weils heute hat gegolten.

Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht

Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.“

Das ist das Geheimniss unseres Geheimnisses!

Denkt man aber nicht daran, dass man damit nicht nur der Achtung und Ausbreitung unseres Bundes einen harten Stoss versetzt, sondern auch der Erziehung des Gesamtvolkes zu frischer, fröhlicher, fruchtbarer Oeffentlichkeit die schwersten Hindernisse bereitet?

Das mag wohl weniger in die Augen springen in Ländern mit geringfügiger politischer Selbstbethätigung, wo der Biedermann sich hinter den Ofen hockt und — den Wühlern und Stellenjägern das Clublocal und die Rednerbühne einräumt, in Ländern, wo die Freimaurerei sich in kleinlichem Personenkrakehl, in Festessen und Armensammlungen vollständig genügt und mit dem Ablesen des Rituals und einigen abgestandenen Ansprachen und Katechismuserklärungen ihre Mission erschöpft sieht. Da nützt die mysteriöse Wirthschaft so wenig als sie schadet. Sie ist nur die absonderliche Form spiessbürgerlichen Stilllebens zu bequemer Weltverdauung. Die freimaurerische Praxis ist da nichts weiter als die romantische Verbrämung des Geselligkeitstrieb, ein Trümmchen Mittelalter, das poetisch anmuthet mitten in der nüchternen Modernität des kleinstädtischen Werkeltagslebens.

Anders in Ländern, wo das Leben einen grossen öffentlichen Zuschnitt hat, wo Jeder an seinem Theile mitrathen und mitthaten will auf dem freien Markte, wo das Gefühl der Gemeinsamkeit in jedem Herzen, der patriotische Gedanke in jedem Gehirn zuckt, kurz, wo der Erste wie der Letzte im Volk dieselbe demokratische Atmosphäre athmet und sich berufen fühlt, die Gesicke seiner Nation mitbestimmen zu helfen. Ich denke zunächst an Frankreich und Italien. Hier ist die Fortführung des freimaurerischen Geheimnisswesens, wenn auch nur bei ganz leichter Ver-

schleierung, in Gefahr, zu einem Hemmniss für die politische Erziehung und sociale Moral des Landes zu werden. In Italien insonderheit. Wer sich die Geschichte der Halbinsel vergegenwärtigt, wird den Grund hiefür leicht finden. Es wird gut sein, wenn wir darum eine der vielfachen Stimmen, die in der neuesten Zeit gegen die geheimen Gesellschaften in ehrlichster und nur das Gesamtwohl der Nation fördern wollender Absicht laut werden, an dieser Stelle vernehmen. Es ist der Signor Alfani aus Florenz, dem wir das Wort ertheilen, indem wir die betreffende Seite seines neuesten preisgekrönten Buches: „Il carattere degl’Italiani“ im Folgenden übersetzen:

„Eins der Hindernisse, die sich seither der gesunden Ausbildung des Volkscharacters entgegenstellten und zur Stunde noch entgegenstellen, sind die Secten und geheimen Gesellschaften (scilicet: die Freimaurerlogen).

„Man braucht die letzten Absichten dieser Verbindungen nicht einmal von Grund aus zu erforschen, (was nicht schwierig wäre und wenig Lobenswerthes zu Tage fördern würde) ist doch ihre Constitution allein schon hinreichend, um in ihnen eine Ursache und Gelegenheit zur Abschwächung der moralischen Kraft der Völker zu erkennen. Eine Secte ist die organisirte Lüge und Täuschung; sie sagt Herz an und spielt Pique aus; sie verhüllt immer ihren Endzweck; sie denkt in einer Weise und thut öffentlich, als denke sie in einer andern; sie geht niemals direct auf ihr Ziel los, sondern immer auf Umwegen, selbst verbrecherischen; es ist eine mühselige, jeder Redlichkeit entblösste Bahn, und eine Feigheit obendrein. Um dieses Verhalten zu erklären, bringt man die alten gewaltsamen Unterdrückungen vor. Darüber wollen wir nicht disputiren, aber etwas anderes

ist der Ursprung einer Secte und etwas anderes die Secte an sich. Wir betrachten die Secte an sich, und da müssen wir sagen, dass es unmöglich ist, mit dem Sectenwesen den Character einer Nation gut zu bilden und zu erziehen. Die Lebenselemente, die Bedingungen des Wohlbefindens der Secten sind nothwendigerweise den Lebensbedingungen des wahrhaften Characters zuwider und das Gegentheil der Tugend, welche dessen Grundlage bilden muss. Bürgerlicher Muth? Wer den Muth seiner eigenen Ideen, seiner eigenen Principien besitzt, der verzettelt sich nicht in heimlichen Anschlägen, der bekennt sie nicht im Dunklen, sondern proclamirt sie frei vor aller Welt, vertheidigt sie mit lauter Stimme, komme, was da wolle. Wahrhaftigkeit? Die geheimen Gesellschaften haben immer simulirt. Uebereinstimmung zwischen dem Denken und Handeln? Die Sectirer haben im Lichte des Tages beharrlich eine andere Rolle gespielt, als im Dunkeln, ihre äusseren Handlungen waren stets nur Versteckspiel. Die Gewohnheit dieses beständigen Heuchelns (bestätigt auch Massimo d'Azeglio), erworben durch den langen Verkehr in geheimen Gesellschaften, ist in erster Linie unter die Ursachen der verdorbenen italienischen Erziehung zu setzen. Wenn einmal unser Zusammenleben in der Weise geordnet ist, dass die Unwahrheit, die Heuchelei, die Schmeichelei, die Unterwürfigkeit als die sichersten Schutzmittel nicht allein, sondern auch als die besten Wege, vorwärts zu kommen und sein Glück zu machen, erachtet werden, dann dürfen wir uns nicht mehr verwundern, dass die moralischen Ideen sich verwirren und verwischen, und die ganze Lebenskunst sich darauf reducirt, entweder der Stärkste oder wenigstens der Schlaueste zu sein.

„Hugo Foscolo sagte mit Recht: Wenn wir nicht das Sectenwesen zerstören, kann Italien nicht gedeihen, denn die Secten tragen den Keim der Auflösung in sich, indem sie sich nur durch solche Fähigkeiten aufrecht erhalten können, welche das Gegentheil von dem wahren Character eines rechtschaffenen Menschen, einer honnetten Nation sind.

„Jeder Italiener, der sein Land wahrhaft liebt, muss diese Worte wiederholen und dazu mithelfen, dass die Schmach und die Gefahr der geheimen Gesellschaften endlich verschwinde. Die Entschuldigung mit dem Joch der Unterdrückung, das zu zerbrechen, mit dem Despotismus, der zu überwinden sei, hält heute nicht mehr vor. Da die Geheimbünde aber trotzdem noch lebendig, kräftig und mächtig unter uns sind, so müssen die Italiener mehr denn je die Augen öffnen und sich in Acht nehmen. Wozu fährt man noch heimlich zu conspiriren fort? Welche Ziele verfolgen heute die Geheimbündler bei ihren Versammlungen? Was sollen die Hieroglyphen und die Sybillinischen Zeichen im Schriftverkehr? Sind die Absichten ehrlich, warum sucht man sie nicht öffentlich zu erreichen? Das gäbe doch ein gutes Beispiel, einen edlen Wetteifer. Ist es die Vaterlandsliebe, welche die Herzen beseelt und treibt, warum vollziehen sie nicht diesen Act höchster Bürgertugend, ein Hinderniss wegzuräumen, das der wahren Erziehung des Volkscharacters im Wege steht und ein nicht geringer Grund mit ist seines Verfalls?“

Soweit unser italienischer Autor.

Ei, wie schlecht dieser Mann unterrichtet ist! werden unsere Logen-Mystiker ausrufen, deren Selbstgefühl erhaben ist über alle „profanen“ Anfechtungen. Was geht das uns an, wenn die Italiener in ihren Logen politisiren und damit

das freimaurerische Geheimniss in einen Ruf bringen, vor dem wir in unsern weisheitsvollen Kreisen, Gott sei Dank, sicher sind? Wir waschen unsere Hände in Unschuld! Was der Herr Alfani über die Secten fabelt, trifft fürwahr in keinem einzigen Punkte unsere Freimaurerei, die rein und lauter geblieben ist bis auf den heutigen Tag

Was es mit dieser Lauterkeit und Reinheit für eine Bewandtniss hat, das will ich heute nicht untersuchen, ob schon ich die Andeutung nicht unterdrücken kann, dass z. B. die höfische Liebedienerei, die bürokratische Streberei, die frömmelnde Profitjägerei unter dem Deckmantel des Geheimnisses in gewissen christlich-germanischen Logenkreisen zu Zeiten den Charakter einer systematischen Classen-Interessen-Politik angenommen haben, der zu den ehrlich volksthümlichen und kosmopolitischen Zielen unseres Bundes einen sehr curiousen Gegensatz bildet. Auch das will mir mit der politischen Reinheit und Lauterkeit schlecht stimmen, wenn man aus den blutigen Siegen auf den Schlachtfeldern in bedenklich nach Oben schielenden Gelegenheitsreden Capital schlägt und in den „heiligen Hallen“ des weltumspannenden Bruderbundes z. B. von einem „Erbfeind“ declamirt, der sich selbst „jedes Anrechts auf Bruderliebe begiebt“, und dem der Freimaurer „die heilige Bruderliebe entziehen darf“.*)

Untröstlich ist's noch allerwärts — und im Schatten der alterthümelnenden Geheimnissthuerei wuchern auch bei

*) Vergleiche in Feodor Loewe, Baustücke (Stuttgart 1878) die Abschnitte „Zum Johannisfest 1870“ und „Aus ernster Zeit“. Loewe hat seine rhetorischen Verirrungen in bestem Glauben drucken lassen. Welche Documente, wenn Alle handelten wie er!

uns noch mancherlei Dinge, die unvereinbar sind mit dem Streben nach wahrer Geistes- und Characterbildung.

Das aber ist meine innigste Ueberzeugung, dass unser Bund erst dann seinen rechten, gesegneten und respectirten Wirkungskreis im modernen Culturhaushalt der Völker finden wird, wenn wir im vollen Sonnenlicht des Tages handeln und wandeln. Nicht in der Ordenslüge des Geheimnisses, sondern in der Wahrheit, in der Oeffentlichkeit unserer humanisirenden Arbeit ruhen Recht und Heil unseres Bruderbundes.

Die Geheimnissthuerei muss übrigens noch von einem andern Gesichtspunkte aus verdammt werden, nämlich von dem der socialen Bedrohung jener Mitglieder, welche in geistig und politisch zurückgebliebenen Gegenden öffentliche Aemter oder Geschäfte ausüben und wegen ihrer Zugehörigkeit zu dem gefürchteten „Geheimbund“, der den alten, aber oft sehr einflussreichen Weibern beiderlei Geschlechts einen Heidenschreck einjagt, von den gewissenlosen Speculanten auf populäre Dummheit, von böswilligen clericalen Zeitungsschreibern, von ultramontanen Hetzcaplänen und ähnlichen Biedermännern denunciirt und verleumdet werden. So lese ich zur Bestätigung des Gesagten in der „Bauhütte“ Folgendes:

„In München hat Dr. Sigl im „Bayerischen Vaterland“ wieder einmal sämtliche Lehrer und Beamte, die als Mitglieder den Logen angehören, namentlich aufgeführt, und ein paar ultramontane Winkelblättchen in Bamberg und Würzburg druckten die Liste nach. Infolge dessen mussten mehrere Lehrer decken und einer wurde excommunicirt. Der Mann ist jetzt um sein Brod gekommen; die Bauern wollten ihm ihre Kinder nicht mehr anvertrauen, und der

Geistliche ordnete Gebete an, um ihn den Klauen des Teufels zu entreissen.“

Ein nettes deutsches Culturbild aus dem Jahre des Heils 1881, nichtwahr? Es bekommt noch mehr Relief, wenn man weiss, dass das bayerische Staatsministerium in einem „allerhöchsten Erlass“ vom 26. Februar 1850 allen Beamten des Staates und der Gemeinde gestattet hat, dem Bunde oder Vereine der Freimaurer beizutreten, da dessen Statuten und Mitgliederverzeichnisse der staatlichen Aufsichtsbehörde vorliegen, sodass er im Sinne des Gesetzes nicht zu den geheimen, verbotenen Gesellschaften zählt!

Wann wird einmal die Zeit kommen, wo der freie Mann von gutem Ruf es als die ehrendste Empfehlung betrachten darf, wenn er auf seine Visitenkarte setzen kann: Mitglied der Loge N. zu N.?

Unsere tonangebenden Logen-Mystiker werden diesen schönen Moment so weit als nur immer möglich hinauszuschieben suchen. Eines Abends, nach Jahrhunderten und Jahrtausenden, werden sie, von innen und aussen gehörig gedeckt, um den symbolischen Teppich herumsitzen und die brennende Frage, die einige verwegene Neuerer in den Tempel geschleudert, discutiren, die fürchterliche Frage: „Verträgt es sich mit den ewigen Grundlagen der Freimaurerei, den Schleier unseres heiligen Geheimnisses zu lüften, und wenn ja, ist es opportun, ihn gerade jetzt schon zu lüften, und wie weit könnte er allenfalls ohne die ärgste Gefahr für die Schönheit und Weisheit unserer ehrwürdigen Traditionen gelüftet werden? Dann werden sich die conservativen Redner der Reihe nach erheben und in edler Eloquenz das unwiderstehliche Argument variiren: Geben wir dem Ungestüm der Neuerer nach und reichen wir ihnen

den kleinen Finger, so werden sie in ihrer nichtsachtenden Tollkühnheit nach der ganzen Hand greifen und dem Radicalismus ist Thür und Thor geöffnet

Plötzlich — — erfüllt ein schreckliches Gedröhn die Luft, es schmettert wie mit tausend Posaunen, so dass die Grundfesten der Loge erzittern, die Wände beben und die Säulen sich neigen Die Redner verstummen, die Meister erbleichen. Himmel, was ist das?

Der jüngste Tag war angebrochen!

Selbstverständlich konnte unter solchen exceptionellen Umständen über die freimaurerische Geheimniss-Frage nicht weiter verhandelt werden.

Lebt wohl, ihr Brüder im „ewigen Osten“ discutiren wir wieder!

Das war das letzte Wort des letzten hammerführenden Meisters auf Erden. Er hatte die Geistesgegenwart, es zu improvisiren; im Rituale war es nicht vorgesehen.



XV.

Von den Städten gilt ganz gewiss nicht, was man von den Frauen behauptet, dass nämlich diejenigen die besten seien, von denen man am wenigsten spricht.

Ueber welche Stadt wird mehr gesprochen und geschrieben, als über Paris? Welche andere Weltstadt beschäftigt mehr den Geist der Menschheit und die Feder der Publicisten in allen Sprachen, als die bald überschwänglich gefeierte, bald ebenso überschwänglich verlästerte französische Metropole? „Das Weltall blickt auf uns!“ sagen die Pariser. Und ist es nicht so?

Paris ist die beste Stadt — wenigstens in dem Sinne, dass sie mit heroischem Gleichmuth all die Fluthen von Tinte und Druckerschwärze über sich ergehen lässt, die Jahrein Jahraus aus allen Himmelsrichtungen daher strömen Und was lässt sie sich nicht alles von den Fremden bieten, die ihre Gastfreundschaft geniessen, um dann mit vollen Backen und vollen Tintenfassern ihre intimsten Dinge auszuplaudern und an die grosse Glocke universeller Oeffentlichkeit zu hängen!

Unter den vielen Büchern, die in jüngster Zeit über die „bonne ville“ in deutscher Sprache geschrieben wurden,

nehmen die „Pariser Studien und Bilder“ von Max Nordau einen hervorragenden Platz ein.*)

Schade, dass der Verfasser diesen zutreffenden Titel seines Werkes durch die Bezeichnung übertrumpft hat: „Aus dem wahren Milliardenlande“. Der Ausdruck „Milliardenland“ ist durch die bekannte Reiseschrift über Deutschland von Victor Tissot bei Lesern von Geschmack und internationaler Bildung in üblen Geruch gekommen. Auf Nordau's schönem Buche nimmt er sich doppelt fatal aus, da er geeignet ist, das Vorurtheil zu erwecken, als habe der Verfasser dem französischen, im clericalen Lager handlangernden Schweizer direct heimleuchten, dessen Pamphlet mit gleicher Münze bezahlen wollen. Es hat nicht an oberflächlichen oder böswilligen Kritikern gefehlt, die dieses Vorurtheil als Waffe gegen den Autor kehrten und ihn dem Publikum als einen Agenten im Solde Bismarcks denuncirten! Max Nordau, der hochliberale Deutsch-Ungar, der Arzt von umfassender Fach- und Weltbildung, der ebenso feinsinnige als elegante Schriftsteller — im Solde Bismarcks! Man sollte doch die Kreaturen des Reptilienfonds, die freiwillig gouvernementalen preussischen Presshusaren aus christlicher Barmherzigkeit nicht in den Verdacht bringen, als ob sie geistig und künstlerisch die Mittel

Jude!

*) Ausser den drei Bänden Nordau'scher Studien sind in den letzten zwei Jahren in deutscher Sprache erschienen: „Pariser Leben“ von Ludwig Kalisch, dem Senior der deutschen Publicisten in der französischen Metropole. „Reise um die Pariser Welt“ von Theophil Zolling (zwei Bände), „Aus dem literarischen Frankreich“ von Paul Lindau, „Französische Characterköpfe“ (zwei Bände), „Parisiana“ (zwei Bände) und „Pariser Kirchenlichter“ von M. G. Conrad — in Summa: ein volles Dutzend Bände!

besässen, auch nur eine einzige Seite im Geiste und in der Form Max Nordau's zu schreiben. Nein, die Literaten, die von Bismarcks Trinkgeldern zehren, können sich in keiner Weise diesen Luxus gestatten!

Man prüfe folgende enthusiastische Sätze, die Nordau im zweiten Bande seines Werkes S. 148 über den „Jahrestag der grossen Revolution“ geschrieben:

„Der 21. September 1792 ist das glorreichste, folgenreichste Datum in der Menschengeschichte. Oder welchen andern Tag, von dem wir Kunde haben, wollte man diesem einzigen und unvergleichlichen Tage an die Seite stellen? Etwa den Tag von Marathon, der die griechische Civilisation von der persischen Barbarei rettete? etwa den Tag von Zama, an dem Scipio den allverheissenden Semitismus in der Person Hannibals zerschmetterte und der Welt die Eisenkette des Römerthums an den Hals hing? Etwa den Freitag, an welchem über der bebenden Erde unter der verfinsterten Sonne Christus auf Golgatha den Kreuzestod erlitt? Wie klein, wie unansehnlich, sind alle diese Ereignisse gegen die Grossthat der Revolution! Marathon, Zama haben elende Machtverschiebungen zwischen ringenden Völkerschaften herbeigeführt; der Schreckenstag von Golgatha hat einer kleinen Minderheit, kaum einem Drittel des Menschengeschlechts eine neue Religion, das heisst einen neuen Aberglauben vor die Augen gebunden; der 21. September 1792 aber hat die Freiheit und die Gleichheit geboren oder, wenn man ihre Geburt vom Jahre 1789 her datiren will, sie endgiltig gegen die nachstellenden Herodes gesichert, die sie kaum geboren, wieder erwürgen wollten Es ist nicht überflüssig und es ist nicht banal, vom 21. September und seinen Wunder zu

sprechen. Priester und Hofschranzen und andere bezahlte Agenten des Mittelalters haben so viel gethan, um diesen Tag zu verleumden und anzuschwärzen! Seit 85 Jahren haben sie sich so viele Mühe gegeben und so viele teuflische Geschicklichkeit entfaltet, um der Menschheit dieses Datum entweder ganz aus dem Gedächtniss zu reißen, oder mindestens hassenswerth, verächtlich und lächerlich zu machen! . . .“

Mit dieser kurzen Citation aus dem Werke des freiheits-trunkenen Autors ist die kritiklose, hämische Insinuation Bismarkischer Liebedienerei wohl hinlänglich aufs Haupt geschlagen.

Max Nordau hat in seinem prächtigen, künstlerisch durchcomponirten Werke das Tissot'sche Machwerk mit keiner Silbe erwähnt. Nur in dem kurzen Vorwort lenkt er die Rede darauf und deutet an, was ihn zur Publication seiner Pariser Bilder und Skizzen zunächst bewogen. Unvorsichtige französische Kritiker haben die Tissot'sche „Reise ins Milliardenland“ bekanntlich eine „wahre Revanche“ genannt. Nordau verwahrt sich, eine Gegenrevanche bieten zu wollen. Allein da er sowohl Frankreich als Deutschland aus eigener mehrjähriger Erfahrung und gewissenhafter Beobachtung kennt, da er besonders in Paris als Arzt drei Jahre lang in der Intimität zahlreicher Franzosen lebte, so wollte er Angesichts der Ungerechtigkeiten des Tissot-schen Buches, die um so odioser sind, als der schweizerische Verfasser nicht die Entschuldigung patriotischen Grolls für seine Feindseligkeit hat, und angesichts der stereotypen Lobhudeleien, zu denen sich seither die meisten Schilderer von Paris verpflichtet glaubten, so wollte er — wiederhole ich — dem Gerechtigkeitsdrange nicht länger widerstehen,

den Balken „Paris“ im Auge der Nation zu beleuchten, die in einen solchen Jubel über den Splitter „Berlin“ im Auge ihrer Nachbarin ausbrach. Kein ehrlicher Leser wird dem Verfasser das Zeugniß versagen können, dass er von der ersten bis zur letzten Zeile wenigstens sichtlich bemüht gewesen, ebenso objectiv und unparteiisch zu bleiben, als Monsieur Tissot voreingenommen und gehässig war. Nordau schliesst die Vorrede mit dem Wunsche, dass sein Buch nicht verbitternd, sondern aussöhnend wirken möge. So viel über die Tendenz, die jedes Lob überflüssig macht.

Zwei oder drei Hauptpunkte muss ich andeuten, in welchen meine Auffassung von der des geschätzten Verfassers beträchtlich abweicht. So sehr ich auch die Beobachtungsgabe, den Scharfsinn und die reizvolle Darstellungsgabe Dr. Nordau's auf jeder Seite anerkenne, so wenig bin ich mit seinen Ausführungen über die Pariserin, über Offenbach und dessen Kunstbedeutung und über die Trunksucht des Pariser Volkes einverstanden. Unter dem Secirmesser Nordau's bleibt z. B. an der Pariserin (Mädchen, Arbeiterin, Gattin, Mutter, Bürgerin) auch keine einzige gesunde Faser. Dieses summarische Verfahren ist dem Weibe einer der höchstcivilisirten Städte der Erde gegenüber gewiss nicht statthaft. Die gesammte französische Bildung wird ein unlösbares Problem, wenn wir mit Nordau die Pariserin unterschiedslos als eine culturelle Missbildung abthun wollen.

Gewiss, die traurigen Weibergestalten, die Nordau mit seinem meisterhaften Griffel zeichnet, sind lebendige Erscheinungen, von deren Vorhandensein sich jeder durch den Augenschein überzeugen kann. Aber sind sie eine Eigenthümlichkeit bloss von Paris? Kommen sie nicht in

jeder Weltstadt vor? Und sind sie die alleinigen Repräsentantinnen ihres Geschlechts oder nur ein Bruchtheil desselben?

Gewiss, die Erziehung der Französinnen lässt noch sehr viel zu wünschen übrig. Aber hat man denn schon in andern Ländern das Ideal weiblicher Erziehung erreicht? Klagt man nicht auch in dem pädagogisch so hoch entwickelten Deutschland über die zweifelhaften Ergebnisse der weiblichen Pensionats- und Institutserziehung? Lehnt sich nicht auch bei uns die kirchliche und sociale Reaction mit Erfolg an den Einfluss an, den das geistig zurückgebliebene oder clerical gedrillte Weib auf das Familien- und Gemeindeleben ausübt?

Ich spreche nicht von dem Antheil, welcher in der stolzen Entwicklung der französischen Literatur, der Künste, des Geschmacks und der Geselligkeit auf die Rechnung des Pariser Frauengeschlechts zu setzen ist. Das ist historisch längst ergründet und lässt keinen ernsthaften Widerspruch mehr zu. Gerade aus dem reichen Geiste der Pariserin heraus sind den französischen Literaten und Künstlern die frischesten Quellen der Inspiration geflossen und haben ihnen ein Weltpublicum schaffen helfen, wie es kaum auf diesem Gebiete ein zweites Culturvolk besitzt.

Aber das will ich betonen, dass wenn der Wohlstand der Franzosen keine Fabel ist — und er ist bekanntlich nichts weniger als eine solche — so haben die öconomischen Tugenden des französischen Weibes, die geniale Betrieb-samkeit der Pariserin insbesondere, nicht zum geringsten Theile dazu beigetragen. Die Rolle der Pariserin in der complicirten Maschinerie des modernen Geschäftslebens ist eine der bewundernswerthesten, die wir kennen. Ich bin

wenig geneigt, mich in galanten Uebertreibungen zu ergehen, noch weniger aber, die universellen Erfolge des „Article de Paris“ (im weitesten Sinne des Worts!) dem Genie des Männervolks von Paris allein gutzuschreiben. Die Ruhmeskränze, die den Parisern für ihre Leistungen in der Literatur, in der Kunst, im Handel und Gewerbe zugefallen, dürfen sie ruhig mit den Pariserinnen theilen, ohne den Vorwurf fürchten zu brauchen, dass sie damit einen Act paradoxaler Schmeichelei begingen.

Nun lese man folgende Stelle in Nordau's Buch nachdenksam durch (Band I, 251):

„Die Gartenkünstler der Rococozeit haben sich darin gefallen, aus Bäumen Wände, Statuen und Architecturformen herauszuzüchten; allein sie haben damit das von der Natur gelieferte Material noch lange nicht so vollkommen seinen eigentlichen Wachstumszielen entfremdet, als das Pariser Leben das Weib von seinen natürlichen Entwicklungsidealen entfernt. Victor Hugo erzählt in seinem „Homme qui rit“ von den Comprachicos, die gesunde kleine Kinder kaufen oder stehlen und sie so lange in Formen pressen, bis sie aus ihnen monströse Menschencaricaturen gemacht, man dürfte fast sagen, gegossen haben. Paris ist ausschliesslich von solchen Comprachicos bewohnt, die sich noch dazu nicht einmal begnügen, den Körper der Kleinen umzuwandeln, sondern auch deren Geist ihren grausamen Künsten unterwerfen. Das Resultat dieser Thätigkeit ist eben die Pariserin. Nichts an ihr ist natürlich, nicht ihr Körper, nicht ihr Geist, nicht ihr Blick und nicht ihre Sprache, nicht ihr Gang und nicht ihre Anschauungsweise, nichts an ihr ist, wie es von der Natur beabsichtigt und angelegt worden ist, überall hat man nachgeknetet, ciselirt, gepresst

oder gezerrt, überall ist gemeisselt, polirt, abgedreht, zugefügt worden, bis die Gestalt dem künstlichen Ideal nahegekommen ist, welches die Pariser Cultur vom Weibe geschaffen hat“

Aufrichtig, wer so über das Pariser Culturweib abzuurtheilen vermag, der muss vom modernen Weib überhaupt herzlich gering denken, sein Auftreten mit einer gewissen Feindseligkeit, um nicht zu sagen Verachtung, betrachten und wünschen, dass die Rolle dieses vertracten Geschöpfes in der Gesellschaft auf die strict nothwendigen Leistungen als Fortpflanzerin des Geschlechts beschränkt bleibe, wenn er folgerichtig zu Werk gehen und den Standpunkt festhalten will, den er der Pariserin gegenüber eingenommen. Meines Bedünkens ist dies der Standpunkt eines Sonderlings, dessen Urtheile in dieser Sache kaum jemals Rechtskraft erlangen werden.

Im dritten Bande seiner Pariser Studien findet Nordau wiederholt Veranlassung, dem Pariser Weibervolk neue Denkkzettel anzuhängen. Einmal (S. 11) zählt er in Paris in runder Summe fünfzigtausend, sage fünfzigtausend „hässliche, übermuthige, durch und durch verdorbene, gedankenlose, nichtsnutzige und dennoch jeden Feinschmecker der Liebe faszinirende Teufelinnen.“

Ich will nicht fragen, ob Nordau diese Teufelinnen sammt und sonders oder auch nur zum grössten Theile als authentische Pariserinnen betrachtet wissen will; ich will nur der Bemerkung Ausdruck geben, dass mir das Zugeständniss ihrer „faszinirenden“ Wirkung auf „jeden Feinschmecker der Liebe“ insofern werthvoll ist, als es einen charakteristischen Hinweis auf die intimere Auffassung des Ewigweiblichen von Seite des Autors zu enthalten scheint.

„Feinschmecker der Liebe!“ Diese gastronomische Formel wird auf gewisse lose Vögel unter den Lesern, die schon gesonnen gewesen, aus der herben Befehdung des Pariser Weibervolkes auf eine krankhafte Weiberscheu des doch sonst so liebenswürdigen und kraftstrotzenden Verfassers zu schliessen, von überraschender Wirkung sein; sie sind nunmehr gegen den Irrthum gefeit, sich den geschätzten Autor wohl gar als einen grimmigen Ausreisser vorstellen zu müssen, wenn sich z. B. eine heidnische Teufelin, etwa die Venus accroupie, plötzlich vor ihm erhöbe, ihre in duftig heisses Fleisch verwandelten Marmorarme zärtlich um seinen Nacken schlänge und ihm mit wollüstig-schmollendem Accent die Frage in's Ohr flüsterte: Warum lästerst Du meine Pariser Schwestern, da sie „dennoch“ so faszinierend sind?..

Nein, nein, Max Nordau ist wie jeder energische Künstler im Grunde eine zärtliche Seele und er huldigt den Reizen des Ewigweiblichen, selbst in der von ihm so bitter kritisirten Pariser Ausprägung, mit der nämlichen Genussfähigkeit wie jeder wohlorganisirte Mann. Er wollte kein Pasquill auf die „faszinierenden Teufelinnen“ von Paris in böser Absicht verbrechen. Mit der Feder in der Hand ist er zuweilen nur ein kühler Abstractionswüthrich, ein frostiger Schematisirungsfanatiker, aber ohne Arglist, und mischt er einmal dunkle Farben, so ist ihm keine Schwärze schwarz genug, um seinem Bilde packende Kraft zu verleihen. Auch das spricht zu seiner Entlastung, dass die exacte Analyse der Weibesseele, die naturwahre Schilderung und Characterisirung des Frauengeschlechts zu den allerschwierigsten Partien der literarischen Kunst gehören. Sehen wir ganz von der Nordau'schen Behandlungsweise der halb belletristischen, halb wissenschaftlichen Kultur-

studie ab, die immer eine Zwittergattung von bedenklicher Zuverlässigkeit für den wahrhaft kritischen Geist bleiben wird, und fragen wir uns, wie vielen Schriftstellern ist es denn überhaupt gelungen, in der Novelle, im Roman und im Theaterstück ein naturwahres Weib zu schaffen? Nur den allergrössten Künstlern, die sozusagen das Privilegium geistiger Doppelgeschlechtlichkeit als angeborene Gabe mitbrachten, ist die wunderbare That gelungen; nur souveräne Intelligenzen, die mit der Kraft der Männlichkeit den poetischen Tiefsinn (das was Tacitus in den Germaninnen als sanctum und providum definirt) der Jungfräulichkeit verbanden, vermochten die ungeheuren Schöpfungsschwierigkeiten, die die weibliche Psyche dem Künstler bereitet, mit Glück zu besiegen. Nordau ist zu einseitig Mann, um der complicirten Frauenseele vollkommen gerecht zu werden. Dazu kommt noch sein wissenschaftlicher Uebereifer. Wie Alle, die aus angeborener Vorliebe in „Ideen“ arbeiten und in weiten culturhistorischen Perspektiven schwelgen, fliegt er gern von einer beschränkten Zahl exact untersuchter Specialfälle zu Allgemeinheiten auf, deren picante Neuheit ihn zu der blendendsten wissenschaftlichen Formulirung hinreisst. Dadurch erhält zuweilen ein geistreiches Aperçu, ein inspirirtes Paradoxon eine stilistische Verallgemeinerung, die den besonnenen Leser zuerst frappirt und dann zum Widerspruche herausfordert. Fast jedes Nordau'sche Feuilleton eignete sich als Vorlage für eine scharfe Discussion.

In sehr feiner, massvoller Weise äussert er sich über den literarischen Einfluss auf die internationale Schätzung weiblicher Tugend in dem Capitel über Alexander Dumas Fils (Band II, 7):

„Goethe hat sein Gretchen geschaffen, und der Fremde

ist seit fünfzig Jahren gewohnt, sich jedes deutsche Mädchen als Gretchen zu denken; Dumas hat seine Marguérite, das französische Zerrbild des deutschen Gretchens, geschaffen, und seither denkt der Fremde, handelt es sich um Beurtheilung des französischen Weibes, zuerst an Marguerite. Gewiss, jedes deutsche Mädchen ist ebensowenig ein Gretchen, als jede Französin eine Marguerite ist, vielleicht ist das Verhältniss zwischen den beiden Gattungen von Frauen in beiden Nationen sogar ziemlich das gleiche; dennoch aber kommt man der Deutschen mit dem günstigen, der Französin aber mit dem ungünstigen Vorurtheil entgegen. Die Deutsche kann sündigen soviel sie will, wie sie es denn mancherorten ungenirt genug thut; die Französin mag sich vestalischer Keuschheit, lucrezischer Unnahbarkeit befleissigen, die erstere wird doch immer den weissen Tugendmantel Gretchens tragen dürfen, die Französin doch immer unter dem bösen Rufe Marguerite's erröthen müssen, bis nach einer Generation vielleicht ein neuer deutscher Dichter erscheint, der das Lied vom tugendhaften Gretchen für ausgesungen erklärt und dafür den Roman der deutschen Sünderin erzählt, und bis ein zukünftiger französischer Menschenmaler auftritt, der durch das Bild Marguerite's ein Loch reißt und an dessen Stelle das Bild der keuschen, reinen, jungfräulichen, gefühlsadeligen Französin hingängt . .“

À la bonne heure!

Möge die Hoffnung des Schriftstellers in Erfüllung gehen und sein tapferes Werk ein neuer Beitrag zur Völkerverständigung und Rassenversöhnung werden. Es ist des Haders genug in der Welt. Der tiefernste sittliche Geist, der Nordau's Buch durchweht, berechtigt dasselbe zu einem Ehrenplatz in der Bibliothek jedes wahrhaften Freimaurers.



XVI.

Die stolzen, unabhängigen Geister, die hochmüthig erhobenen Hauptes allein ihren Weg durch das irdische Jammerthal machen und nichts von „Verein noch Bruderschaft“ wissen wollen, jedenfalls, weil sie Niemand würdig genug erachten, als Weggenossen im gleichen Schritte an ihrer Seite zu wandeln, — sie mögen mich bemitleiden: ich bin ein geselliger Erdenpilger mit ausgeprägten Neigungen für das Bündlerthum. Im heissen Mittag auf baumloser Haide, wie ruht da die ermüdete Seele so süß im Schatten — einer andern Seele! In düsterer Nacht zur Winterszeit, wie lieblich ist die Helle, wie beseligend die Wärme, die aus Kopf und Herz des guten Kameraden an deiner Seite strahlen und dich umfassen wie mit schützenden Armen, besonders wenn der Kamerad — eine Kamerädin ist!

Immer mit Wahl, das versteht sich. Dumme, zudringliche Bummler, die dir den Weg vertreten oder sich an deine Arme hängen, wenn du stramm marschiren willst, die dir absurde Redensarten vorkauen, wenn dein Geist der Stille und Sammlung bedarf, die dir blöd ins Gesicht lachen, wenn dein Blick an einem fernen, leuchtenden Ziele mit göttlicher Wollust hängt, die dir die Luft mit

Kalauern verpesten, wenn du den reinen Athem der Natur in vollen, seligen Zügen geniessen willst, — — das ist unerträglich, das geht über Menschenkraft und Engelsgeduld.

Und die grosse Heerstrasse des Lebens wimmelt oft von solchem Gesindel. Da gilt es die Ellenbogen gebrauchen oder vorsichtig ausweichen oder sich auf Augenblicke in die Büsche schlagen. Wir haben zwar Eile, unser Ziel zu erreichen — das Leben ist so kurz, unsere Kraft so beschränkt! — wir haben tausend Sorgen, uns aus der unwirthlichen alten Welt schleunigst in die wohnlichere neue zu retten, aber wir dürfen uns desswegen unsere Ruhe, unsere Stimmung nicht rauben lassen.

Gerade dieser Umstand mahnt zu weiser Wahl in der Genossenschaft. Aber die Genossenschaft selbst ist gut, und keine traurige Erfahrung darf sie dauernd in Misscredit bringen.

Der Mann der Feder, der scheinbar so leichten Humors und mit so leichtem Gepäck seine Lebensstrasse zieht, hat treue Kameradschaft nöthiger, als irgend ein anderer; sein Weg ist gefährlicher und mühsamer, verschlungener und anfechtungsreicher . . .

Wer hiefür noch Beweise fordert, kennt eben unser Leben und unsere Hantirung nicht.

Da fällt mir eine arabische Erzählung ein, die halb und halb hieher passt.

Ein Gelehrter schiffte sich auf einer Barke ein, um über einen Meeresarm zu fahren. Er fragt den Fährmann:

„Kennst du die Weltgeschichte?“

— „Nein.“

„Dann hast du die Hälfte deines Lebens verloren. Hast du die Rechenkunst gelernt?“

— „Nein.“

„Dann hast du drei Viertel deines Lebens verloren.“

Kaum hatte der Gelehrte diese Worte gesprochen, als sich ein Windstoss erhob und die Barke umwarf.

— „Kannst du schwimmen?“ fragte nun an seiner Reihe der Fährmann den Gelehrten, der sich verzweiflungsvoll mit den Wellen herumschlug.

„Leider nicht!“

— „Wohlan, dann wirst du dein ganzes Leben verlieren.“

Geht es uns auf dem Landwege schon übel, so sind wir zu Wasser noch schlimmer dran; denn wir sind meist schlechte Schwimmer, so meisterlich wir auch die Technik der Schwimmkunst und das fürchterliche Schauspiel des Schiffbruchs zu beschreiben vermögen, und wo Noth an den Mann geht, rettet uns keine Kenntniss der Weltgeschichte und der Rechenkunst . . . Was uns retten kann aus den Fährnissen zu Wasser, zu Land und in der luftigen Höhe, ist die Entwicklung socialer Tugenden. Der Philister wird dann nicht mehr den süßen Zeitvertreib so billig haben, sich über das Pech der Leute zu moquieren, die — nach dem burlesken Zeugniß eines berühmten, aber literarisch schlecht beschlagenen Staatsmanns — „ihren Beruf verfehlt haben“ und Journalisten und Schriftsteller geworden sind, „weil sie zu nichts anderem taugen.“ Dreieiniger Herrgott, wie charakteristisch ist dieser Ausspruch — für die Logik des Sprechers!

Ich bin also auch in der Literatur für das Bündlerthum, für eine ehrliche, treue Werkgenossenschaft, welche einerseits das Ansehen des Standes erhöhen, andererseits das Cliquen- und Coterietreiben seiner schädlichen Einflüsse

berauben soll. Als sich daher während der Pariser Weltausstellung im Sommer 1878 in den Sälen des französischen Grossorients unter dem Vorsitze Victor Hugo's eine Reihe angesehener Schriftsteller zum ersten internationalen literarischen Congress zusammenfanden und die Grundlagen einer festen internationalen Schriftsteller-Vereinigung beriethen — *L'association littéraire internationale* — da fühlte ich mein Herz höher schlagen und mit Begeisterung trat ich in Reih und Glied mit den fremden literarischen Brüdern.

Die vom Pariser Congress geschaffene Vereinigung erhielt ihre definitive Weihe im darauffolgenden Jahr von dem zweiten internationalen Schriftsteller-Congress in der Hauptstadt Englands. Ich bin von Paris über Belgien und Holland nach London gewandert und war Zeuge, wie die Idee eines weltumspannenden Bundes zum Schutze der literarischen Interessen, d. i. zum Schutze der freien Intelligenz, der künstlerischen Phantasie und ihrer druckschriftlichen Erzeugnisse, immer tiefer und kräftiger Wurzel fasste. Die Veteranen der Presse Altenglands, die, aus der Ferne gesehen, nicht den lustigsten Eindruck machen, entwickelten sich in der Nähe als die heitersten Cumpane. Sie versprachen im Uebermaasse ihrer Congressfreude sofort fünfhundert Pfund Sterling für die Casse des Executiv-Comités in Paris. Was sind fünfhundert Pfund für eine generöse englische Geldbörse? Nicht der Rede werth! Es ist vom Congressversprechen bis heute auch nicht mehr die Rede davon gewesen

England ist übrigens ganz famos, und ein längerer Aufenthalt daselbst sehr geeignet, um eine Menge continentaler Vorurtheile aus unserm Gehirn zu fegen. Nichts

Logischeres und Harmonischeres als die krause Geschichte Englands, wenn man sie an Ort und Stelle studirt, Porter dazu trinkt und nach jedem Capitel eine entsprechende Anzahl Beefsteaks verzehrt. Ebenso ist der Londoner Nebel wie dazu geschaffen, um uns gewisse historische Eigenthümlichkeiten erst in der rechten Beleuchtung erscheinen zu lassen. Der Engländer, der auf dem Continent herumrennt, der Schrecken aller Museumsbesucher und der Trost aller Hôtelbesitzer, giebt nur ein sehr unvollkommenes Bild von dem starken, vernünftigen, durchgeschulten und unabhängigen Volksthum seiner Insel. Wenn ich die leichtfertigen Urtheile höre, die ihre Wurzel in einer dickschädeligen Ignoranz oder, was zum Glück seltener, in einer an Hass grenzenden Dünkelhaftigkeit der Continentalen haben, fällt mir immer das schöne Wort der Rumänin G. Allan ein: „Du hassest die Engländer, aber Du liebst Shakespeare, und Shakespeare muss vertheilt werden auf alle Engländer, wenn Du die Nation beurtheilst.“ Verschiedene werthvolle Eigenschaften, die uns heutigen Deutschen ungeheuer zu statten kommen würden bei unserm im Ganzen doch noch recht nothdürftigen und polizeilich verkümmerten Reichsbau, hätten wir sie nicht in absurder Ausländerei verplempert, finden wir bei unsern englischen Vettern segensreich entwickelt. Der individuelle Freiheitsinn, der Bürgerstolz, das auf seiner eigenen Kraft ruhende Mannesbewusstsein sind Tugenden, die in England blühen wie bei keinem andern Germanenstamm. Dadurch wird eine gute Zahl der bizarren Charakterzüge reichlich ausgeglichen, über die wir übrigen Europäer mit so wenig Fug zu spotten belieben. Und wie weit hat uns diese unsinnige Spottsucht nicht schon gebracht! Nichts ist ihr

heilig, nicht einmal die englische Küche, nicht einmal die Engländerin selbst, dieses Prachtstück vollendeter Weiblichkeit. Lasst Euch auslachen, Ihr Invaliden, mit Euren grotesken Spitalwitzen!

Einem Manne von gesunder Leibesbeschaffenheit bleiben die picant prüden Töchter der Insel wahrhaftig nicht im Magen liegen, sie sind ebenso angenehm verdaulich wie anregend schmackhaft, und die nationale Küche ist von zartester Wirkung auf Herz und Gemüth. Ganz vorzüglich speist man beim Lord Mayor im Mansion House zu Gast, und beim Bürgermeister von Shakespeare's allerliebstem Geburtsstädtchen bekommt man als reisender Literat den kostbarsten Rheinwein aufgewartet, der je unter dem Feuerkusse der deutschen Sonne gereift. O Bürgermeister von Stratford, ich segne Dich!

Was mich, der ich schon vieler Herren Länder bereist und vieler Völker Sitten beobachtet habe, in England ganz besonders mit einer sanften Heiterkeit erfüllte, waren die Ceremonien und Bräuche, womit der Insulaner seinen geselligen Verkehr, seinen Empfang, seine Unterhaltung, seine Mahlzeit, sein Amusement von der Wiege bis zum Sarge, sein Wachen und Schlafen umgiebt. Das ganze gesellige Leben ist ihm eine Art Cultus mit den geheimnissvollsten, complicirtesten Riten, gleich den Mysterien einer indischen Religion, und die tollsten Traditionen werden mit religiösem Ernst, mit feierlicher Strenge practicirt. Ich bin nicht Barbar genug, um nicht alles zu begreifen, was man zur Erklärung und Rechtfertigung dieser Maskerade schon geredet und geschrieben hat, aber ich freue mich doch, noch Barbar genug zu sein, um das Meiste davon als absurd ablehnen zu dürfen.

Im nächsten Jahre (1880) fand der dritte internationale Schriftsteller-Congress in Lissabon statt. Keine Beschwer- niss der weiten Fahrt konnte mich von der Theilnahme abhalten. Ich stieg an einem wonnigen September-Abend über die Pyrenäen, durchzog Spanien und langte glücklich in der prächtig-einsamen, poesiedurchrauschten Hauptstadt Portugals an. Wie nach England, so machte ich die Reise nach Portugal in Begleitung der liebenswürdigsten Kameraden. Am Bahnhof empfing uns der greise Schriftsteller Mendes Leal, portugiesischer Gesandter in Paris, der vorausgeeilt war, um das literarische Fest selbst zu organisiren. Und die Collegen von Lissabon selbst, was für Typen edelsten Federviehs! Bonavides, Coelho, Vasconcellos, die uns zuerst entgegenkamen, einer herzlicher und dienstfertiger als der andere, was für süperbe Charakterköpfe!

Es war ein prächtiges Schauspiel, wie sich Mann für Mann die iberischen Werkgenossen um das Banner der literarischen Internationale scharten, wie im edlen Wettbewerb die Vornehmen der Hauptstadt uns ihre Salons, die Stierkämpfer ihre Arena, die Deutschen ihre Kneipe und Kegelbahn, die Geiger und Pfeifer ihre Concertsäle, die gluthäugigen Portugiesinnen ihre Boudoirs und ihre Herzen, die Könige Dom Fernando und Dom Luis ihre Lustschlösser und Paläste öffneten, um uns nach den Tagen heisser Debatten und Berathungen alle Wonnen auserlesener Gastfreundschaft schmecken zu lassen. Der Bundesgedanke, die Idee der Solidarität aller zu freier, geistiger Thätigkeit Berufenen, die freundbrüderliche Gesinnung trotz abweichender Meinungen in der Evolution des öffentlichen Geistes, sie zogen neue, gedeihliche Nahrung aus dieser erhebenden Zusammenkunft am sonnigen Tajostrand. Unvergesslich

wird allen Theilnehmern der wahrhaft königliche Moment bleiben, als Se. Majestät Dom Luis inmitten seiner literarischen Gastfreunde sich erhob, um in längerer, geist- und gemüthvoller Ansprache einen Toast auf die Presse auszubringen, auf die bekannte, nicht immer sehr liebenswürdige Grossmacht, deren Abgeordnete jedoch nicht zögerten, einem Monarchen zu huldigen, der selbst begeisterter Schriftsteller ist und seinem Lande ein Pressgesetz gegeben hat, das als das freisinnigste in ganz Europa sich rühmen darf. Ein charmanter Herr, dieser portugiesische König, blond, angenehm fett, in den blühendsten Jahren, ein gewandter Plauderer, der mit den fremden Schriftstellern in vier, fünf Sprachen, die er mit Eleganz beherrscht, sich auf das Ungezwungenste unterhielt, kurz, ein hochsinniger Geist, der seinem Berufe alle Ehre macht. Ich begreife, dass er insonderheit den französischen Republikanern, die seit Menschengedenken keine ähnliche Begegnung mehr erlebt, grossartig imponiren musste; die Pariser Collegen kamen auch aus den Bücklingen gar nicht mehr heraus und zogen mit schmerzlich steifem Rücken davon.

Auf der Heimkehr durchstreiften wir noch Andalusien, bestaunten die Wunder von Sevilla und erbauten uns an dem feurigen Katholicismus der berückend schönen Landsmänninnen der Königin Isabella.

Andalusien! Der ganze Südlands-Zauber klingt und duftet und strahlt uns schon aus diesem Worte entgegen. Aller Missregierung zum Trotz: ganz unglücklich können die Menschen niemals werden, die unter der andalusischen Sonne wohnen. Aber welch' eine Menschheit müsste dort erst erblühen, wenn Geschichte, Erziehung und Regierung mit der Natur gemeinsame Sache machten und sich, ge-

tragen von einem hohen humanen Ideale, gegenseitig in die Hände arbeiteten!

Andalusien! In die phantastische, märchenprächtige Maurenzeit schweifte unser Geist zurück, wenn wir nächtlich durch die mondbeglänzten, blumenduftenden, von dem Gewoge heiterer Menschen, verführerisch lächelnder Weiber erfüllten Gassen und Gässchen von Sevilla wanderten, und es war uns, als ob aus den Klängen der Musik in den lauschigen Blumenhöfen und unter den Balkonen zu uns herübertöne das alte arabische Preislied voll schmelzender Sehnsuchtslaute:

„In Andalusien einzig wird
Wahrhaft des Daseins Glück genossen,
Dort einzig sind der Freudigkeit
Die Herzen immerdar erschlossen.
In keinem andern Land als ihm
Verlohnt der Mühe sich das Leben,
In keinem sind, so wie in ihm,
Die Freunde froh bei'm Saft der Reben.

— — — — —
In Andalusiens milder Luft
Muss harter Herzen Rauheit schwinden,
Sie macht, dass solche selbst, die nie
Die Liebe kannten, sie empfinden.

— — — — —
Denn dieses Land nur ist ein Garten,
Und sonst die Welt rings eine Wüste.“

In Cordova entsetzten wir uns vor der Kathedrale, die von der christlichsten Geschmacklosigkeit mitten in die herrliche Moschee hineingehunzt worden ist. Phänomenal! Vor dem Portal stand ein weissgedecktes Tischchen, worauf eine holzgeschnitzte, gar mitleiderregend angemalte „Seele im Fegfeuer“ wackelte mit der Aufschrift: Hoy se sacan

animas (heute werden Seelen aus dem Fegfeuer gezogen). Daneben glänzte eine umfangreiche Sammelbüchse. Wie lautete vor dreihundert Jahren Tetzels Reclame-Sprüchlein?

„Sobald das Geld im Kasten klingt,
Die Seele in den Himmel springt.“

Sonst macht der spanische Kirchendienst einen ganz freundlichen Eindruck durch die Anwesenheit der vielen holdseligen Sünderinnen, denen der Aberglaube zu ihrem traumhaften Leben so nothwendig ist, wie Liebe, Blumen, Cigaretten und Naschwerk. Man muss aber auch sehen, wie vergnügt die spanischen Seelenhirten ihre weiblichen Schäflein anschmunzeln! Einige fielen mir auch durch eine gewisse blasirte Frechheit auf, wie man sie bei polygamen Orientalen antrifft. Alle sind wohlgepflegt, tragen auch auf der Strasse den glänzend schwarzen Talar und den aufgekräpften Hut, den wir aus dem „Barbier von Sevilla“ kennen und stinken gut nach Zwiebeln und Weihrauch. In Toledo machten wir die Bekanntschaft einer frommen „Lotterie zum Besten der armen Seelen im Fegfeuer“. Sehr empfehlenswerth. —

Der Eindruck, den man von der männlichen Bevölkerung der iberischen Halbinsel empfängt, ist im Allgemeinen ein recht günstiger. Man sieht sehr viel nervige, feine Gestalten, elastisch wie eine Toledaner Klinge, intelligente Gesichter, flotte Reiter, elegante Bummler, theatralisch-heroische Stierkämpfer — — aber, aber! Erst wenn die Schlupfwinkel des Aberglaubens ausgeräuchert sind, die wahrhaft encyclopädische Unwissenheit besiegt ist, können diese begabten iberischen Männer wiederum eine respectable Rolle in der europäischen Culturbewegung spielen. Handwerk, Gewerbe und Handel liegen noch arg darnieder, die

Wissenschaften und Künste sind noch ohne eigene Kraft, Literatur und Politik schlaff und verworren. Die Phantasie, so wenig wahrhaft schöpferisch sie auch heute ist, dominirt noch alle anderen geistigen Fähigkeiten und hemmt jede resolute, logische Unternehmung, jede folgerichtige, ausdauernde Anstrengung. Mit Italien, dem nächsten Culturverwandten verglichen, fallen Spanien und Portugal ungeheuer ab. Portugal wiederum steht frischer und zukunftsreicher da, als Spanien. — Das ist erklärlich. Die Sonne der Aufklärung, der Bildung und Gesittung ist über das glücklichere Portugal schon seit Jahrzehnten wieder aufgegangen; sie strahlt, trotz dem von Zeit zu Zeit sich zusammenballenden Gewölk, schon recht lieblich und herzerfreuend und verkündet die frohe Botschaft von dem glücklichen, lichten Tage, der diesem tüchtigen Volke bestimmt ist. Die letzten Könige haben im Bunde mit weisen Staatsmännern den Giftbaum des Absolutismus mit scharfer Axt gefällt. Nur die Finanzgebahrung ist noch verworren, und der Steuerdruck lastet schwer auf Bürgern und Bauern. Der Uebergang zu einem rationellen Staatshaushalt ist um so schwieriger, je chaotischer die Wirthschaft der Vergangenheit gewesen. Gewähren wir nicht Aehnliches in Ländern, die dem Centrum der modernen Fortschrittsbewegung weit näher liegen, als das isolirte Portugal? Die Hauptsache ist, dass die Macht der portugiesischen Clerisei gebrochen wurde, ehe es ihr gelungen ist, kraft ihrer einst ganz exceptionellen Stellung das Volk vollständig unter ihre geistige und materielle Tyrannei zu beugen. Nun ist die Bahn frei; nirgends hemmt eine unwürdige Abhängigkeit mehr den vollen Aufschwung des Volksgeistes.

Wenn man, dem Laufe des majestätischen Tajo fol-

gend, aus dem bettelstolzen Spanien in Portugals herrlichste Provinz, das goldene Estramadura, tritt, vermeint man aus einer Wüste in einen Lustgarten zu kommen. —

Während der zweiten Septemberhälfte 1881 pilgerten wir in die so vielfach verlästerte Phäakenstadt an der Donau, die „Metropole der Denkfaulen“ — und wie sie sonst noch von ewig kritisirenden Pessimisten benamst werden mag — in das liebliche, fröhliche, gastliche Wien. Der seit zwei Jahren bestehende „deutsche Schriftstellerverband“ und die nun vierjährige „Association littéraire internationale“ hatten beschlossen, den vierten internationalen Schriftsteller-Congress in der alten Kaiserstadt, dem Scheidepunkt der deutschen und slavischen Welt, abzuhalten und die Möglichkeit neuer, friedlicher und fruchtbarer Beziehungen zwischen den Vertretern der Cultur des Westens und des Ostens gründlich zu erproben. Und in der That hat sich dieser Wiener Congress zu einem begeisterungsvollen Bundesfest der Publicistik aller europäischen Culturländer im grossen Stile entwickelt. Haben die leitenden Helden der Feder in erster Linie auch nur die Behandlung materieller Interessenfragen des Schriftstellerstandes auf das Programm gesetzt, so versäumten wir doch keine Gelegenheit, um als „Ritter vom Geiste“ gar manche Lanze einzulegen für die Freiheit und den Fortschritt der Völker, für die humane Verständigung der Nationen, für die friedsame, d. i. unblutige Lösung der schwebenden Nationalitätenfragen und der mit ihnen verknüpften Culturprobleme, für die gemeinsamen, alle aufgeklärten Geister gleich mächtig fesselnden Ideale der menschlichen Menschheit.

Vielsprachig zwar, doch sinneseinig fühlten sich die aus Ost und West, Nord und Süd herbeigeeilten Männer

des Schriftthums von ihrem inneren, hehren Auftrag, als des Völkerfriedens rüstige Pioniere zu wirken, aufs Tiefste ergriffen und gaben in gährender, zwietrachtsvoller Zeit das tröstliche Beispiel internationaler Geistesverbrüderung. Wie Siegmund Schlesinger in seinem Prolog zur Festaufführung im Carltheater so treffend sagte:

„Denn nicht das Einzelvolk allein gewinnt
Mit eignem Trachten und mit eignen Zielen
Die hehre Zukunft, die, gemeinsam Allen,
Von Allen nur gemeinsam wird errungen —“

so galt es, der Welt zu zeigen, ihr mit der leuchtendsten Klarheit einzuprägen, wie fruchtbar und immer reicheren Segen verheissend die allgemeine Brüderlichkeit unter allen Menschen, welche denken und arbeiten, sich für den Fortschritt des Völkerlebens erweisen müsste.

Meisterhaft brachte auch der Festgruss von Dr. Alfred Friedmann diese Ideen und Empfindungen der Congressisten zum Ausdruck:

— — — — —
„Wie weit liegt die finst're, vergessene Nacht,
Wie regt sich ein mächtiges Leben!
Der Dampf hat die Geister zusammengebracht,
Sie nahen, vereinigt zu streben.
Die Seine, die Themse, der Tajo beschaut
Den Thurmbau des Geistes, vom Menschen erbaut:
Kein Babel, zum Wirrsal gegeben,
Sieht staunend der Mensch sich erheben!

Der Stein der Weisen, der Grundstein, trägt
Den Tempel des Guten und Schönen!
Vom Glockenthurme der Wahrheit schlägt
Die Stunde! — In silbernen Tönen

Erklingt es herab: Wie lieblich und schön,
Wenn sich Nationen wie Brüder verstehn,
Wenn sich mächtige Völker versöhnen,
Und die Häupter mit Lorbeer sich krönen!

Mit Lorbeern, nicht auf dem Schlachtfeld erblüht,
Mit Lorbeern Minervens! — Entglommen
Ist heut' in Begeisterung der Völker Gemüth,
Weil die Stunde des Friedens gekommen!
Romanen und Deutsche! Ihr Slaven, Gut Heil,
Amerika, England! Nehmt Euer Theil
Vom Ruhme der Arbeit! Willkommen,
Die Ihr über's Weltmeer geschwommen!

Es haben die Menschen sich lange bekriegt —
Den Kämpfern des Geistes die Ehre!
Den Frieden des Volks hat die Arbeit ersiegt,
Sie herrsche vom Fels bis zum Meere!
Ihr Männer, im Namen des Geistes vereint,
Die Sonne, die heut an der Donau Euch scheint,
Sie schreibt Euch mit Goldschrift die Lehre:
Licht! Licht! über Länder und Meere!“

Wie seiner Zeit die Stadtväter von London und Lissabon, so haben sich auch die officiellen Vertreter der Stadt wiederholt an den fröhlichen Gelagen wie an den ernstesten, umfangreichen Arbeiten der Congressisten betheiligt und damit ein beredtes Zeugniß für das aufrichtige Interesse abgelegt, welches die Führer der Bürgerschaft der geistigen Bewegung der Zeit entgegenbringen. Heil ihnen!

Auch die Regierung betheiligte sich an dem internationalen Bundesfeste der Schriftsteller; nur der Hof hielt sich abseits, wahrscheinlich, um den wohlthuenden demokratischen Eindruck des Ganzen nicht zu stören — eine zarte Rücksicht, die alle Achtung verdient.

Mehrere Wiener Brüder Freimaurer hatten bei dieser Gelegenheit eine vertrauliche Zusammenkunft mit den bekannteren auswärtigen Bundesgenossen unter den anwesenden Schriftstellern und Journalisten, deren Zahl nicht gering sein mochte, in einem „gedeckten Locale“ beabsichtigt. Die Rücksicht jedoch auf die schwierige Stellung der Wiener Logenbrüder veranlassten die Urheber des freundlichen Planes, von der Ausführung Abstand zu nehmen.

Oesterreich gewährt nämlich immer noch das mit jedem entwickelteren Rechtsbewusstsein seltsam contrastirende Schauspiel, dass in der deutschen, also civilisatorisch sicherlich höherstehenden Reichshälfte, die rituelle Uebung der Freimaurerei verpönt, während sie in Ungarn gesetzlich gestattet ist (seit dem famosen „Ausgleichsjahr“ 1869). Die Ungarn haben sich dieses Vorzugs vor den deutschen Brüdern weidlich, aber nicht immer weislich bedient; sie haben im ersten chauvinistischen Eifer Logen über Logen gegründet, hauptsächlich solche magyarischer Zunge, um ein Instrument mehr zu besitzen, die Magyarisirung des Ungarlandes par force zu betreiben, während die Freimaurer Deutschösterreichs über die Leitha fliehen mussten, um unter dem Schutze der — ungarischen Behörden dasjenige zu üben, was ihnen im eigenen Hause gesetzlich verboten war und zur Stunde noch immer gesetzlich verboten ist.

Diese Flucht hat mir immer sehr bedenklich erschienen. Die deutsch-österreichischen Brüder haben damit die kostbare Gelegenheit versäumt, aus der Noth eine Tugend zu machen und eine grossartige, auf die weitesten Bundeskreise mächtig wirkende Reformthat auszuführen. Ich meine so: wenn die traditionelle Logenverfassung einen staatspolizei-

lichen Aufseher, der nicht zugleich Freimaurer ist, bei den Versammlungen nicht zulässt, die Regierung aber ihre Erlaubniss zur Errichtung von Logen von dieser Zulassung abhängig macht, so hätten die deutsch-österreichischen Brüder das Recht und — wenn das Logenwesen in Wahrheit ein nothwendiges Förderungsmittel des Volksfortschritts ist, auch die Pflicht fühlen müssen, nicht Reissaus nach Ungarn zu nehmen, sondern daheim die alten Logensatzungen so zu ändern, dass die Gründung von „Bauhütten“ in Oesterreich staatsrechtlich möglich geworden wäre. Der moderne Verstand kann die Anschauung schlechterdings nicht mehr gelten lassen, das Wesen der Freimaurerei und ihre volle Uebung sei à tout prix an die Aufrechterhaltung des geheimbündlerischen Zuschnittes der Logenarbeiten gebunden. Die Idee der Freimaurerei bringt es keineswegs als starre Nothwendigkeit mit sich, dass sie im Geheimen gepflegt werden und den weiten Plan der Oeffentlichkeit mit den kräftigen Windströmungen der Kritik scheuen müsse. Also nieder mit der Heimlichkeitsschranke!

Leider hatten die guten Oesterreicher nicht Muth genug zu dieser Reformthat

Dadurch erhält der freimaurerische Verkehr in Wien noch etwas Gedrücktes, den freien Mannesgeist unheimlich Berührendes, und die Brüder der literarischen Internale auf dem Wiener Congress mochten sich nicht um die kleinliche Genugthuung bemühen, der österreichischen Polizei durch eine heimliche Sitzung mit den Wiener Brüdern ungestraft ein Schnippchen zu schlagen.

Die literarische Freimaurerei, deren Banner hoch im Winde der absoluten Oeffentlichkeit flattert, würde durch derartige Praktiken weder ihrer eigenen Sache, noch der

Sache der Wiener Brüder einen guten Dienst erwiesen haben.

Das hat uns nicht gehindert, in Wien manchem herzlich braven Werkgenossen die Bruderhand zu drücken und mit ihm das Gelöbniss treuen Zusammengehens für's Leben auszutauschen — für's Leben, d. h. wenigstens von heute bis übermorgen. Man lebt ja so schnell!

Mit den reactionären Stick- und Stinkgasen in der Bannmeile des Stephansthurms ist freilich nicht zu spassen. Allein „Wiener Blut“ und „Wiener Luft“ — wer denkt dabei nicht mit Behagen an die classischen Sittenschilderungen Friedrich Schlägl's, des famosen Historiographen des Urwienertums? — haben schon ganz andere Gifte aufgesogen, ohne an Leib und Seele ernstlich Schaden zu nehmen. Der Wiener ist nicht zum blossen Jux der fröhlichste Mensch von der Welt. Er hat den Instinct seiner stolzen Kraft und seiner stolzen Zukunft. Er ist klüger, als alle Diplomaten der habsburgischen Monarchie zusammen (Graf Beust, musikalischer Botschafter von Oesterreich-Ungarn am Hofe der Madame Adam in Paris, mit inbegriffen). Die Weltgeschichte hat so wenig Geheimnisse für ihn, als die providentielle Mission des glorreichen Hauses der katholischen, papsttreuen Habsburger. Sein scharfes Auge erkennt den leuchtenden Punkt im Osten, auf welchen die Habsburger langsamen, aber von der Hand der politischen Entwicklung sicher geleiteten Schrittes zumarschiren — den Schicksalsweg nach Constantinopel, wo die frommen Söhne der Kirche ihrem aus Rom flüchtenden heiligen Vater das Quartier, d. i. das Rom der künftigen Jahrhunderte, zu bereiten haben. Nach Constantinopel! so steht's in der Natur der Dinge geschrieben (nicht in dem gleich-

namigen Buch des Heiden Lukrez). Nach Constantinopel!
Der Wiener aber bleibt in Wien und Wien auf dem alten
Fleck — auf urdeutschem Boden, der noch ein blondes
Heldengeschlecht zeugen wird, von dem sich heute die
vorwitzigsten Slaven und Magyaren nichts träumen lassen.
In hundert Jahren sprechen wir weiter davon!



XVII.

Nur recht konservativ!
So klang die Mahnung des Berliner Bruders N.
in diesen Tagen in der „Cramer'schen „Latomia“
wieder.

Was heisst konservativ?

„Behalte was du hast,“ antwortet die Bibel, „auf dass
dir Niemand deine Krone raube.“

Ich kenne keine orthodoxere Definition. Da sie in
der Bibel steht, wird sie wohl ohne Widerrede selbst vom
superlativsten Berliner acceptirt werden. Die Berliner In-
telligenz, vor der wir Süddeutschen stets den Hut ziehen,
ist von Haus aus bibelfest angelegt.

Die Bewahrung des höchsten freimaurerischen Guts,
der Krone, ist also an den konservativen Sinn gebunden.
Man sollte meinen, dieser Satz sei klar und durchsichtig
wie helles Glas, und doch steckt er voller Dunkelheit und
zwiespältigen Sinnes. Die Conservation leuchtet allen ein,
über das zu Conservirende jedoch laufen die Meinungen
nach allen Richtungen auseinander.

Worin besteht das höchste Gut der Freimaurerei? Das
ist die Frage, die uns wie ein Pfahl im Fleische sitzt und

den Bundeskörper mit convulsivischen Schmerzen heimsucht. Hier hilft kein Ausweichen, kein absichtliches, erzwungenes Ignoriren, kein diplomatisches Vertuschen.

Das höchste Gut muss ein Einfaches, alles andere Ueberragendes, jede Ebenbürtigkeit mit andern Gütern Ausschliessendes sein. Es muss ferner bei der Natur unseres Bundes etwas Immaterielles sein, kein Schatz, keine Krone von vergänglichem Gold oder Silber, sondern eine Idee, ein Princip, ein geistig Allwaltendes, kurz: die feinste Substanz unseres Bundeslebens selbst.

Aber das Wort dafür?

„Ein prächtig Wort zu Diensten steht“
laut Tradition.

Und damit hebt der Jammer an. Die Pracht des Wortes ist unser Verhängniss geworden. Die Pracht imponirte und stellte der Gewaltthat einen Freischein aus, der Gewaltthat, die erst in diesen Tagen im Schoosse der englischen Grossloge eine wilde Orgie feierte.

Selbst eine relative Freisinnigkeit, wie sie sich unverkennbar im Freiburger (Ficke'schen) System ausspricht, konnte auf dieses „prächtig Wort“ nicht verzichten, sondern glaubte es mit goldenen Buchstaben als Titel auf — ein leeres Buch setzen zu müssen. Und sothanes Buch gilt als „erstes grosses Licht“! Fürwahr eine tiefsinnig-ironische Symbolik!

Dann kommt der „flammende Stern“ und in seinem Kerne brennt wiederum der Anfangsbuchstabe selbigen prächtigen Worts. Schlägt man unsere Katechismus-Erklärungen auf, so findet man statt maurerischer Weisheit — die hohle Phraseologie der theologischen Facultät, die in demselben Athemzug bejaht und verneint, indem sie das

zu erklären vorgiebt, was sie selbst nicht müde wird als ein Unerforschliches zu lehren. Und diese Lehre muss wohl wahr sein; denn durch alle Explicationen der Gläubigen klingt als Grundton, dass die Unerforschlichkeit schliesslich Gottes vornehmstes, ja einziges Prädicat sei.

Die Australneger schreiben bekanntlich alles ihnen Unerklärliche dem „devil-devil“ zu und glauben darin ein Princip zu besitzen, mit welchem Alles durch ein einziges Wort höchst befriedigend erklärt ist.

Mir scheint dieser Standpunkt qualitativ nicht viel verschieden von dem der Theologie, die mit Geheimniss und Wunder und andern metaphysischen Wesenheiten operirt, um Vernunft und Wissenschaft und Forschung zu discreditiren und zu lähmen.

Wenn aber das dunkelprächtige Wort die feinste Substanz, das höchste Princip, das köstlichste Gut unseres Bundes ausdrückt, dann ist Freimaurerei verkappte Theologie und unser vielgerühmtes „Licht“ in nichts unterschieden von der kirchlichen Superstition; dann ist in der Loge für das hohe Bild der Menschheit sowenig Raum wie in der Kirche — und auf den Altären beider thront, von feierlichen Weihrauchnebeln umflossen und von Gebeten und Gesängen umklungen, derselbe metaphysische Begriff, der in seiner satten Dunkelheit fürwahr an den Cultus der eigentlichen Kirche ein volles Genüge haben und der freimaurerischen Afterkirche entrathen könnte!

Oder hat diese theologische Nebelgestalt etwa an Consistenz und Präcision gewonnen, wenn sie in der Cultussprache der Loge seither mit G. B. d. W. titulirt wurde?

Im Gegentheil! Die Confusion in den einer strengen philosophischen Schulung entbehrenden Köpfen (und sie

bilden in der Loge von heute naturnothwendig die überwiegende Majorität) wurde dadurch nur gesteigert; denn die personificirende Symbolik der traditionellen Freimaurerei schafft so wenig helle Ideen, als dies der anthropomorphisirende Spieltrieb der kirchlichen Metaphysiker thut. Der symbolische Weltbaumeister ist ebenso starr und dem flüssigen Gedankenbildungsprocess der strebenden Menschheit ebenso abhold, als der anthropomorphische Gott der für den geistigen Stillstand von Amtswegen engagierten Priester.

Ja, die Confusion geht so weit, dass z. B. unser römischer Bruder Ulisse Bacci in seiner „Rivista della Massoneria Italiana“ jüngst die Behauptung verfechten konnte, der symbolische Baumeister des Weltalls entspreche jeder Auffassung, jedem Ideale, selbst dem Geschmacke der Atheisten! Wäre diese tolle These richtig, so reducirte sich der gesammte Symbolismus der Loge auf eine Gedankenmaskerade, auf einen Begriffs-Fasching der lächerlichsten und verwerflichsten Art.

„Hat das gesprochene Wort überhaupt irgendwie Werth, wenn sich alle möglichen Gedanken dahinter verbergen können?“ fragte Bruder Holtschmidt 1878 in Nr. 10 der „Bauhütte“, war aber selbst der zwingenden Logik seiner Frage so wenig sicher, dass er in demselben Zuge folgende Sätze zu produciren vermochte:

„Wie wir jenes Geistige im Menschendasein nennen,
„das uns erhebt aus dem thierischen Dasein zu höherem
„Leben, das uns sogar fähig macht, thierisch zu leiden
„und unterzugehen für die geistige Idee — ob wir es
„Gott nennen oder anders bezeichnen, ist un-
„wesentlich.“

Dann:

„Wenn durch das Arbeitsritual der Loge sich der Gottesbegriff hindurchzieht, so kann dies einem echten Freimaurer, möge er auch über Gott denken wie er wolle, niemals anstössig sein; er ist dabei an keinerlei bestimmte Vorstellung gebunden.“

Weiter:

„Wo das Göttliche nicht im Menschen wirksam ist und das Uebergewicht erlangt hat, da ist auch der Geist der Freimaurerei leerer Wahn, da erbleicht der Stern im Osten, ohne welchen des Maurers Arbeit nichtig, ohne den seine Worte hohle Phrasen sind.“

Endlich:

„dass der Gottesbegriff siegen wird, dessen bin ich gewiss u. s. w.“

Lässt sich eine bedenklichere Gedanken- und Wortmengerei, ein elastischeres und widerspruchsvolleres Spiel mit den Denkbeziehungen treiben? und dabei wagen es die Logenbrüder noch, sich selbst und der sogenannten „profanen“ Welt vorzureden, dass in unsern Kreisen mit Winkelmaass und Zirkel gearbeitet werde?

Wenn ich solche Reden, die heute immer noch bei uns im Schwange gehen, lese oder höre, überläuft mich's eiskalt, ich greife nach meinem Kopf in der Angst, ihn verloren zu haben, und die Goethe'schen Verse klingen mir in die Ohren:

„Ja, eure Reden, die so blinkend sind,
In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
Der herbstlich durch die dürrn Blätter säuselt.“

Wenn das die conservative Maurerei ist, dann möchte ich wissen, wie sich die reactionäre ausnimmt!

Wie sehr die Freimaurerei durch diese gedankenlose und unwürdige Schleppenträgerei der Theologie sich selbst betrogen und ihr eigenes, bestes Wesen verkümmert und verkehrt hat, das lehrt ein Blick auf die gegenwärtigen Logenzustände. Hierüber ist kein Wort mehr zu verlieren. Keine fromme Phrase ist aufgebauscht, kein mystischer Mantel gross genug, um das kummervolle Elend unseres Bundeslebens fernerhin zu verhüllen. Der Kopflosigkeit der Theorie entspricht die Zerfahrenheit und Resultatlosigkeit der Praxis.

Die einsichtsvollen und muthigen Maurer müssen sich erheben wie Ein Mann, die Fahne der Forschung und des Fortschritts entfalten und sich zum grossen Reformwerke allerorten die Bruderhand reichen, ehe es zu spät wird.

Die Mahnung aber: Nur recht conservativ! ist solange ironisch, und für jedes ernste Streben schmachvoll, als wir nichts Positiveres — denn die reine Negation aller wahren, auf ihr eigenes Princip gestellten Freimaurerei zu conserviren haben. Erst wenn die Maurerei in ihrer Reinheit und Lauterkeit begriffen und geübt wird, können wir als ehrliche Männer mit einstimmen in den Ruf: Bewahret sie!



XVIII.

Den will ich sehen, der diese trägen Massen des Volkes mit allen Theorien der Jetztzeit in Ordnung hält.“

Weder mit den Theorien der Jetztzeit, noch weniger mit denen der Vergangenheit ist etwas dauernd in Ordnung zu halten. Aber warum gerade die „trägen Massen?“

Betrachten Sie doch die Kämpfe der „Massen“ im Alterthum bei den Griechen und Römern, im Mittelalter bei uns, seit hundert Jahren in ganz Europa, in Amerika, überall. Auf gewissen Entwicklungsstufen der Völker stellen sich vom Local-, Zeit- und specifischen Volkscharacter mehr oder weniger modificirt, immer und überall dieselben Ideen ein, von denselben socialen Erscheinungen begleitet. Die Menschengeschichte ist eben wie die Gesamtnaturgeschichte von der rücksichtslosen Macht ewiger Gesetze beherrscht, welche mit ehernem Schritt die Bahn der Entwicklung die Gehorsamen wie die Widerstrebenden leiten. Wir dürfen nur nichts in die Geschichte hineinlegen wollen, was nun einmal nicht in ihrer Natur liegt. Der Kampf ums Dasein ist kein Hirngespinnst, und wenn er heute ein Schlagwort geworden, das jeder grüne Junge

im Munde führt, so hat er selbst damit nichts an seiner wahrhaftigen Wesenheit eingebüsst. Das Menschenherz hat keine Stimme im dunkeln Rathe der Natur. „Knüpf Dich auf, Figaro!“ Mit dem sentimental Bejammern widriger Verhältnisse ändern wir nichts. Alles ist Ursache und Wirkung zugleich, und so fest greifen die Glieder der Causalitätskette ineinander, dass unserem freien, vom besten Willen geleiteten Eingreifen ein verzweifelt enger Spielraum bleibt. Leider nützen wir ihn trotzdem nicht immer aus. Bejammernswerther, als unsere Ohnmacht, ist unsere Feigheit und Faulheit.

— „Fanatisiren für einen Moment, ja, aber dann fallen sie doppelt den finsternen Mächten der Reaction anheim.“

Warum auch nicht? Aus Stoss und Gegenstoss setzt sich die geschichtliche Bewegung zusammen. Die Reaction hat so gut ihr Recht wie die Action. Es giebt keinen schwebenden Zustand, wo beide in seliger Ruhe ausgeglichen. Das wäre der Geschichte Stillstand, ewiger Tod. Der Sieg wird den freien Männern, den Kämpfern für Licht, Tugend und Recht immer zufallen und so lange verbleiben, als sie die Stärkeren, Muthigeren und Wachsameren sind. Lassen sie sich von den Gegnern überlisten, überwältigen — wem die Schuld? Für den menschheitlichen Fortschritt im grossen Ganzen braucht uns deswegen nicht bange zu sein, denn er wird gefördert, gehoben und getragen von dem Entwicklungsgeiste der Natur selbst. Die „finstern Mächte der Reaction“ (wie schauerlich melodramatisch das klingt!) kommen trotz aller Anstrengungen nicht mehr über partielle, locale Erfolge hinaus, und lächelt ihnen der Triumph an einem Orte, so werden sie an einem andern

um so nachdrücklicher auf das Haupt geschlagen. Wir müssen nur, um uns dieses heiteren Ausblicks zu erfreuen, stets das gesammte Kampfspiel auf unserm Planeten im Auge behalten. Auch das Wort des grossen Königsberger Philosophen ist uns zur Herzstärkung gesprochen: „Die Zeiten, in denen gleiche Fortschritte geschehen, werden immer kürzer“. Die Hauptsache ist, dass jeder von uns immer und überall seine volle Schuldigkeit thue und die helle Waffenrüstung des Geistes nicht ablege, so lange noch ein Funken Leben und Bewusstsein in uns zuckt. Aber da laufen die lieben Logenbrüder herum, rufen eine himmlische Fiction an, halten andachtsvolle Reden und schneiden fromme Gesichter. Sind mir rechte Helden!

— „Dass der Idealismus verbleibe und einen gesunden Realismus erzeugen helfe.“

Umgekehrt wirds wohl das Richtigere sein. Erst auf der Basis des Realismus wird man einen gesunden Idealismus gewinnen können. Nicht von der Krone des Baumes zu seinen Wurzeln, sondern von der Wurzel zur Krone, das ist der Weg der Natur, und Wurzel und Krone in saftiger Correspondenz ihr Mittel, Blüthe und Frucht zu zeugen. Lassen wir die Natur gewähren.

— „Die Moral allein bindet nur den Menschen, insofern es ihm beliebt.“

Die Religion ist um kein Haar stärker; ja sie scheint gerade von dem Menscheng Geist dazu erfunden, um das Lösen und Binden im Pflichtbereich bequemer zu machen. Ich meine die thatsächliche historisch wirkende Religion; nicht jenes sanfte, lichtumflossene Bild, das in unseren Träumen zwischen Himmel und Erde schwebt, von Allem etwas und im Ganzen Nichts ist.

Religion und Moral stehen so zu einander, dass die eine immer unten liegt, wenn die andere obenauf kommt. Betrachten Sie doch einmal jene Katzbalgerei, die man Religions- und Sittengeschichte nennt!

„Il est des accommodements avec le ciel“ —

Da haben Sie das practische Wesen der Religion! Das Meiste, was die Religion lehrt, ist nicht Tugend und führt nicht zur Tugend. Und das soll die Moral stützen? Prostituiren, ja, stützen nie. Beleg: die Thatsachen!

Diese flüchtigen Andeutungen finden Sie ausführlicher entwickelt in einem Buche „Die religiöse Krisis“ — das ich Ihnen sehr empfehlen würde, wenn ich nicht selbst der Herausgeber wäre.

— „Dass ich nur mit den factischen Ergebnissen der Theorien rechne.“

Ihre Rechnung hat aber dennoch ein Loch; denn erstens wählte sich Ihr pessimistisch-idealistischer Sinn die Facta aus, wie sie zu Ihrer Weltauffassung stimmen, zweitens griffen Sie den Zeitansatz viel, viel zu kurz, was überhaupt der landläufige Fehler derjenigen ist, die mit ihrer Zeit zerfallen, sich auf Thatsachen-Rechnungen versteifen. Die gegenwärtige Krisis giebt durchaus keine fertig abgeschlossene, nach allen Richtungen klar überschaubare Geschichtsperiode, mit der sich jetzt schon culturphilosophisch operiren liesse. Sie ist noch keine Grösse, deren Werth sich sicher bestimmen und in Ansatz bringen lässt. Was bei einer solchen Rechnerei herauskommt, sind Irrthümer, die nur den voreingenommenen Pessimisten blenden können. Anch' io son pessimista, aber in einem andern Sinne, der hier in der Eile nicht mit zwei Worten ausgelegt werden kann.

— „Mir kommt die neue Himmelsstürmerei

vor, wie der Katzenjammer —.“ Die neue? Erzählen uns nicht schon die griechischen Poeten vor zweitausend Jahren von dem Kampfe der Titanen? Und Prometheus und Faust und Kain, sind sie nicht uralte Knaben? Ueber solche Dinge verwundere ich mich so wenig, als ich mich vor ihnen fürchte. Wenn sie eine Gefahr für die Gesellschaft bergen, so ist nichts dawider zu thun; denn der Keim ist organisch in das Gehirn der Menschheit hineingebettet. Was verlangen Sie mehr von der „Spottgeburt aus Dreck und Feuer“? Hindern Sie doch die Durchschnittswelt, in diesen „Spottgeburten“ das Stolzeste, Reizendste zu erkennen, was das Menschengeschlecht an schönen, problematischen Köpfen hervorgebracht!

— „Was 6000 Jahre nicht ergründeten, hat der französische Gross-Orient auf dem Papier fertig gebracht“

Wieso? Was hat der französische Gross-Orient gethan?

Er hat aus seinen Statuten jenen Paragraphen gestrichen, der seither von dem Aufzunehmenden den Glauben an Gott forderte, als wäre die Loge ein Glaubens- und nicht vielmehr ein Gesinnungsbund!

Was weiter? Er hat logischerweise die Anrufung des „Allmächtigen Baumeisters der Welten“ aus dem Rituale gestrichen, denn die Logenbrüder sind nicht zum Beten, sondern zum Arbeiten da. Wer Betbrüdervereine sucht, soll sich bei den Muckern, nicht bei den Freimaurern melden.

Und das ist Alles. Allein, ich frage Sie, wenn die französische Grossloge den vielumstrittenen Weltbaumeister nicht bejaht und nicht verneint, sondern nur mit Stillschweigen übergeht, um ihren Mitgliedern das volle Maass

nothwendiger Gewissensfreiheit zu sichern, — hat sie damit ein theologisches Problem lösen wollen? Wer sagt das? Die Franzosen handelten nicht von einem theologischen, sondern von einem wissenschaftlich-practischen Gesichtspunkt aus; sie handelten auf Grund der Ueberzeugung, dass das sittliche Verhalten freier und gebildeter Männer — und die Logenbrüder sollen doch solche sein?! — nicht von der Annahme oder Ablehnung irgend einer metaphysischen Lehre abhängig scheinen darf.

Mögen Sie anders urtheilen, ich finde die Verfassungsrevision der französischen Grossloge durchaus correct und nachahmenswerth als einen wackeren Schritt zur Höherbildung des Logenthums.

— „Am anständigsten ging es noch in den Logen zu, bis auch da die Miasmen des Fortschrittsschwindels die Luft inficirten —“

Feuerjo, Mordjo! Wenn der urconservative Philister in einer freisinnigen Loge Erstickungskrämpfe bekommt, und nach fortschrittsfreier Luft schnappt, sollte man doch nicht gleich von „Miasmen des Fortschrittsschwindels“ in der Logenatmosphäre reden. Kräftige Constitutionen, wie man sie bei „freien Männern“ voraussetzt — die Loge ist doch kein Invaliden-Asyl? — überwinden im Nothfall auch einigen Abgang an Sauerstoff und sterben nicht gleich, bis sich das Gleichgewicht der Gase soweit hergestellt hat, dass ihre empfindsame Brust wieder frisch und fröhlich aufathmen kann.

— „Zunächst muss die sociale Frage gelöst werden....“

Da sprechen Sie ein grosses Wort gelassen aus. Zunächst! Also etwa heute Abend zwischen sieben und

acht Uhr, bevor wir uns zur Tafelloge niedersetzen und das „Brüder reicht die Hand zum Bunde!“ anstimmen. Ich protestire gegen dieses beschleunigte Verfahren. Denn wenn wir das Essen bis nach der Lösung der socialen Frage aufschieben, können wir alle vor „Hunger krepiren“, wie Heine so anmuthig singt.

Diese Frage hat bekanntlich das Eigenthümliche, dass sie gewissermassen unlösbar ist; sie ist der biblische Wurm, „der nicht stirbt“; sie wird auf der Tagesordnung bleiben bis an das Ende aller menschlichen Dinge. Was wir thun können und müssen, das ist die Lösung der einzelnen Specialprobleme der Gesellschaft versuchen und ins Werk setzen zu helfen, jener Specialprobleme, die sich je nach dem Wind und Wetter des Volkslebens aus dem Hauptprobleme täglich abblättern. Die Lösung kann nur eine continuirliche, fortwährend sich erneuernde, sich vervollständigende, und daher nie eine definitive sein.

„Wir können nur regenerirend wirken, wenn jeder von uns ein Mustermensch wird —“

Da schlage ich von Herzen ein. Aber (auch hier ein Aber!) mit Verlaub, nehmen wir es mit dem „Muster-menschen“ selbst unter Freimaurern hübsch human. Nach dem braven Bekenntniss unseres seligen Bruders Goethe irrt der Mensch, so lang er strebt. Nun ist bekanntlich die Erreichung der Musterhaftigkeit selbst bei den bestorganisirten Naturen an die Strebsamkeit gebunden. Wir sind also sammt und sonders dem Irrthume ausgesetzt, und keiner unter uns wird sich fleckenlos zum Ziele emporringen. Unsere Musterhaftigkeit wird stets eine relative bleiben, so sehr wir uns auch mit der Bearbeitung des „rohen Steines“ abmühen. Darum brüderliche Geduld und

Nachsicht — nicht mit dem Irrthum, sondern mit dem Irrenden aus redlicher Strebsamkeit.

Wie fern, aber auch wie herrlich ist unser Ziel — reines, freies, vollbewusstes und gewolltes, weil lebenswerthes Menschenthum in Erkenntniss und Praxis.

Jedoch wie verschieden das Verhalten der Erkennenden und Strebenden!

Die Einen sehen nur die Schranken, die Hemmnisse und bleiben entmuthigt davor stehen. Es ist nicht darüber hinwegzukommen, seufzen sie.

Die Andern sehen nur das leuchtende Ziel und stürzen darauf los, koste es, was es wolle. Und es passirt ihnen manche heroische Dummheit — wenn nicht Schlimmeres.

Die Dritten sehen das Ziel und sehen die Hemmnisse und Schranken. Sie leisten mit bestem Willen, was sie vermögen und stellen den Rest den Glücklicheren anheim, die nach ihnen kommen werden.

Welches sind die Mustermenschen nach Ihrem Geschmack, gestrenger Bruder?

* * *

Auf die letzte Frage ist mir mein Partner die Antwort schuldig geblieben. Ich habe dieses Zwiegespräch auf schriftlichem Wege mit einem ehemaligen Meister vom Stuhl einer deutschen Loge weit hinten in der Türkei geführt. Anfangs ging Alles glatt. Als aber mein Correspondent merkte, dass er mich nicht zu seinen Meinungen zu bekehren vermöge, wurde er — unparlamentarisch, schickte mir einen bitterbösen Absagebrief und schlug sich seitwärts in die Büsche. Ich habe dadurch ein interessantes Studienobject verloren. Der Mann war eine typische Logen-Figur und repräsentirte eine ganze Classe von sogenannten modernen Freigeistern.

Mit einem relativ umfassenden, aber chaotischen Wissen verband sich Gewandtheit im Ausdruck zur Pflege der phrasenmächtigsten Rechthaberei. Jüngeren Zuhörern gegenüber spielte er sich auf sein Alter und seine Erfahrung hinaus. Kurz: der geborne Logenredner im alten Sinne. Wehe, wer sich gestattet, einem solchen Demosthenes im Schurzfell zu widersprechen! Ist doch die ganze Freimaurerei nur dazu erfunden worden, um seine herrlichen Gaben zur Schau zu stellen! Wenn er nicht mehr Recht haben sollte, dann stürzen ja alle Fundamente der Ordnung ein! — Diese romantischen Nachzügler sind es, die uns nicht zur wissenschaftlichen Freimaurerei gelangen lassen.



XIX.

Das Weib und der Mann, beide tragen das Allgemeinmenschliche an sich, beide haben dieselbe Bestimmung, beide sollen gleichförmig und in sich selbst vollständig und eigenthümlich gebildet, in allem Menschlichen gleich vollkommen sein. Auch das Weib ist eigenthümlicher Tugend, Gerechtigkeit, Innigkeit, Schönheit, eigenthümlicher Wissenschaft und Kunst fähig; es kann und soll in Allem so vortrefflich sein als der Mann. Die Eigenthümlichkeit des ganzen Wesens und Lebens, worin das Weib an Leib und Geist dem Mann entgegengesetzt ist, spiegelt sich innig und schön in seiner allseitigen Vollendung und verbreitet unendlichen Reiz und himmlische Anmuth über alles weibliche Leben in Wissenschaft und Kunst, in Tugend, Gerechtigkeit, Innigkeit und Schönheit. Gleichförmige und harmonische Vollendung des männlichen und weiblichen Geschlechtes in allem Menschlichen, nebeneinander gleichförmig fortschreitendes Ausbilden beider und gesellig schöne Vereinigung ihrer Bestrebungen in Ein gemeinsames Leben ist wesentlich, wenn die Menschheit auf Erden ihre eigenthümliche höchste Lebensfülle und Schönheit erreichen soll.“

Dies ist nach dem Cless'schen Auszuge die Lehre von der Bedeutung des Weibes im Menschheitsleben, wie sie der tiefsinnige Harmonie-Apostel Krause in seinem „Urbilde“ verkündet hat.

Der Kernpunkt ist der: Von der Wiege bis zum Grabe sollen Mann und Weib im gleichen Schritte der höchsten, harmonischen Entwicklung ihres Gehaltes an Eigenthümlichem wie Allgemeinmenschlichem entgegengeführt werden; in der Menschheit soll nicht das Eine oder Andere, sondern das Paar im innigen Vereine seine Rolle erfüllen.

Soweit unser historisches Erkennen reicht, hat bis jetzt keine Gesellschaft, kein Staat, keine Kirche die Aufgabe von dieser Seite mit Bewusstsein erfaßt. Die Kirche können wir gleich ausser Ansatz lassen, da sie das Ziel, die Bedeutung, kurz, den Schwerpunkt des Menschenlebens aus dem positiven Dasein in ein imaginäres Jenseits verlegt; für sie beginnt das wahre Leben erst nach dem Tode, und Mann und Weib haben hienieden keine andere Sorge, als zu trachten, wie Eins das Andere — laut der evangelischen Trauungsformel — „in den Himmel bringe.“ Damit ist der ganze wissenschaftlich begriffene Culturplan verschoben, das Unterste nach Oben verkehrt und eine gemeinsame Führung der Arbeit nicht mehr möglich. Ueberdies hat die christliche Dogmatik, auf der jüdischen Mythologie fussend, das Menschenpaar auseinandergerissen, das Weib als die geistige Hure des Teufels und Ueberträgerin der Sünde und des Todes discreditirt und in der Fülle ihrer unmenschlichen und antisocialen Weisheit den Satz aufgestellt, dass der ehelose Stand, der in der Möncherei und Nonnerei und im erzwungenen Cölibat der katholischen Priester seine bekannte Nutzanwendung zu Gunsten der

(übrigens nie realisirten) päpstlichen Weltmonarchie gefunden, der heiligere und gottgefälligere sei. Dieses System ist längst verdammt und erhält sich nur noch mit Ach und Krach Dank dem Beharrungsgesetze, das dem nach einer gewissen Richtung gegebenen Impuls seine Bewegung gestattet, bis die letzte Kraft erschöpft oder an den sich mehrenden Hemmungen des Weges gescheitert ist.

Solange die priesterliche Einwirkung auf die menschliche Gesellschaft infolge der exceptionellen Stärke der religiösen Ideen bei niedrigem Culturstande die allein zielweisende gewesen, musste auch das Verhältniss des Mannes zum Weibe ein klägliches, den Entwicklungsgang zur freien Humanität verzögerndes bleiben. Der gleiche Schritt, der schöne Rhythmus der Bewegung zwischen Mann und Weib war gestört. Der Mann eilte voraus, das Weib blieb zurück. Oft bewegten sie sich nicht einmal auf der gleichen Linie, in der gleichen Richtung. Statt mit vereinten Kräften, Hand in Hand, in herzlichem Einverständniss vorwärts zu marschiren, zerstreute sich ihr Sinn, wurden sie sich fremd, dann feindlich. Der Kampf der Geschlechter begann — und den Vortheil der traurigen Siege strich der theokratische Advocat, der Priester ein. Immer und überall der Dritte im Bunde, entwickelte er jene virtuose Achselträgerei, jene famose Schaukelpolitik, die ihm ermöglichte, jede Gunst der Situation für sich auszubeuten. Er war, um einen französischen Lustspieltitel als Sentenz zu gebrauchen, „le plus heureux des trois“.

Dann das brutale Recht des physisch Stärkeren! Der Mann, berauscht von seinem Kraft- und Machtgefühl, kümmerte sich wenig um die sanfte, liebende Gefährtin an seiner Seite. Er stürmte in seinem Egoismus wild vorwärts

und blickte nur nach der Verlassenen zurück, wenn er — eine Pflegerin oder eine Genossin seiner erotischen Lust oder eine Mutter für seinen Stammhalter brauchte. Das Weib neigte das Haupt und lernte dienen und gehorchen. Aus den Weg-Kameraden waren Herr und Slav in geworden. Er ordnet, richtet, befiehlt, erklärt sich überlegen, bringt seine Superiorität in ein straffes System; sie klagt, droht, weint und acceptirt ihr Elend und ihre Inferiorität. Keine Eintracht mehr, nur Zank und Hader und Gewaltthat auf der Heerstrasse des Lebens. Das zurückgebliebene und zurückgesetzte Weib lässt sich vom Manne unterhalten; sie wird seine Last. Er schleppt sie so gut oder übel es geht, er zieht sie mit tausendfacher Mühe vorwärts, er zweifelt an ihrer Capacität, an ihrem Willen, er fühlt sich selbst elend und trostlos — die Rache hat ihn ereilt. Er rächt sich wieder und behandelt das Weib als Waare.

Was ist aus dem Paar geworden?

Von der Barbarei bis zur Civilisation, die alle Dinge mit Bewusstsein nach dem Sinne der immer besser begriffenen Natur richtet und schlichtet, ist ein langer, schmerzenvoller Weg. Nur die künstliche Reisebeschreibung, wie sie seither unsere Universalhistoriker anzufertigen pflegten, kennt scharf abgemessene, bequem überschaubare Stationen, die sich fast mit der Regelmässigkeit folgen, wie die Stationshäuser mit der vorausberechneten Haltezeit und den lockend ausgestatteten Büffets am Schienenweg einer Eisenbahn. In Wirklichkeit fliessen die Culturperioden ineinander, so dass auf einer gegebenen höheren Civilisationsstufe noch eine bunte Reihe von Resten aus barbarischen Zeiten angetroffen wird, deren Ueberwindung erst einer viel späteren Zeit gelingen mag. Hinsichtlich der An-

schauung vom Weibe befindet sich unsere heutige Gesellschaftspraxis stellenweise noch in voller Barbarei. Das Weib ist noch nicht dem Manne coordinirt; es wird noch in seiner Erziehung und Bildung dem sogenannten starken Geschlechte nachgesetzt. Es giebt noch sociale Verhältnisse, wo das Weib seiner persönlichen Existenz, seiner Selbstständigkeit nicht sicher ist. Es ist Waare, Möbel, Spielzeug. Es wird verhandelt und verkauft. Die Polygamie des Morgenlandes hat ihr Gegenstück in der Prostitution des Abendlandes. Die Frauenfrage bildet eine der schwierigsten Partien der furchtbaren socialen Frage. Allein der Fortschritt ist auch hier nicht zu leugnen.

Werfen wir, um uns davon zu überzeugen, einen Blick auf die in der Weltcultur mit der Führerrolle betrauten Völker, auf die alten Griechen zunächst und die alten Römer. In Griechenland feierte die Befreiung des Weibes manchen entscheidenden Sieg. Alle die menschlichen Göttinnen, welche den Olymp bevölkern, Minerva, Juno, Venus u. s. w. verbreiteten einen nie vorher gekannten Glanz von Schönheit und Weisheit, von poetischer Grazie über ihre irdischen Geschlechtsgenossinnen, adelten den süßen Reiz der Liebe und weckten und stählten die Triebkräfte des weiblichen Sonderwillens. Freilich, die Gattin war an den Herd gebannt; sie galt als legitime Lieferantin des Nachwuchses, aber auf der Strasse, auf dem Markte, in den Schulen der Weisen und Künstler, wie an der Seite der Staatsmänner herrschte die Hetäre, ausgezeichnet durch Schönheit und Bildung und Virtuosität in der Liebeskunst. Ein starkes, fröhliches, harmonisches Familienleben, beruhend auf inniger, treuer Genossenschaft zwischen Mann und Weib, war nicht vorhanden. In Rom ist die Situation

eine ähnliche. Nur die Stellung der Matronen war eine freiere, geachtetere; ihr sittlichender Einfluss auf die nächste Umgebung trat oft auf's Ergreifendste hervor. Durch die Berührung mit dem raffinirten, in vollem moralischen Verfall begriffenen Griechenthum wurden endlich auch die starken Römer, die alle Contraste der Cultur glaubten ertragen zu können, von den weichen Armen der Buhlerin in den erstickenden Schlamm unbeschreiblicher Ausschweifung hinabgezogen. Dann kam das Christenthum. Das Weib war ihm als Adeptin und gewandte Gehilfin willkommen; allein bald brach das orthodoxe Misstrauen wieder durch, die Kirchenväter waren nicht einig, ob das Weib eine Seele habe oder nicht, aber darin stimmten die gläubigen Helden wunderbar überein, dass das Weib mit oder ohne Seele das gefährlichste Instrument teuflischer Verführung sei, wovor sich ein guter Christ nicht genug in Acht zu nehmen vermöge. Das Christenthum des Südens sucht missionirend das Heidenthum des Nordens auf, und zur Möncherei gesellt sich eine neue Form christianisirter Mischcultur: das Ritterthum. Das Weib gewann dadurch weder an sittlicher Freiheit, noch an socialer Moralität; aber das verdunkelte Bewusstsein seiner eigenthümlichen Macht erfuhr eine fast grelle Aufhellung. Das Weib fühlte sich als Königin — in Fesseln zwar, aber doch Königin! Seine Schönheit und seine Anmuth rechtfertigte die tollsten Ritterstreiche. Was nun diese vielbelobte Ritterlichkeit selbst betrifft, so glaube ich, das Schönste und Beste an ihr bestand in den —
2 } Gedichten, die über sie gemacht worden sind. Bei Licht besehen, ist das freilich schmähhch wenig, aber mittelalterliche Minne-Ritter und -Schelme haben immer so zu thun gewusst, als gäben sie mehr, als sie vermögen. Die Rittersci

vermochte nicht viel, nicht einmal in der Liebe. Warum? Weil sie von der ethisch-socialen Bedeutung der Geschlechtsliebe keine Ahnung hatte. Ihr Weibercultus war im Grunde nur abenteuerliche Vielweiberei — und die Kircherei und Möncherei, die sich ärger, als je die schmutzigsten polnischen Wucherjuden, auf ihren Profit verstanden, sagten Ja und Amen dazu. Uebrigens treffen wir die Liebespraxis der mittelalterlichen Ritterlichkeit, die erotischen Heilslehren jener „Cavalieri“ und jener „Damen“ auch noch in unserer Zeit, und zwar vorwiegend bei unserer „feinen Welt“ (monde) und unserer „Halbwelt“ (demi-monde) d. i. unter dem hohen Adel und dem verehrungswürdigen Huren-*Publicum utriusque generis*.

Trotzdem hat jene Periode den Triumph des Weibes über seine Dränger, Verächter und Ausbeuter vorbereiten helfen. Frankreich, der prädestinirte Boden für jede experimentirende Zukunftssaat der europäischen Gesellschaft, war der Schauplatz der nächsten denkwürdigen Siege des schönen Geschlechts. Es siegte im Hôtel Rambouillet, es siegte im Boudoir der Ninon de Lenclos, es siegte in der erhabenen Heroengestalt der Madame Roland auf dem Schaffot Im Hôtel Rambouillet wurde der Bund der Intelligenz mit der Schönheit geweiht, in der Ninon de Lenclos nahm das Weib Besitz von seinem Freiheitsrecht, in der Madame Roland empfing die Bürgerin, die für das Wahre und Rechte zeugt und stirbt, die Bluttaufe!

Keine Reaction war mehr im Stande, diese feierlichen Beispiele von der zur Freiheit und Gleichheit mit dem Manne berufenen Culturtugend des Weibes zu verwischen. Der definitive Sieg auf der ganzen Linie mag sich noch lange hinausziehen, er ist fortan gewiss.

Seit der grossen französischen Revolution ist die gesamte sociale Entwicklung in eine neue Phase getreten. Durch die ganze Serie von Schwankungen, Restaurationsversuchen, partiellen Revolutionen und Gegenrevolutionen seit bald hundert Jahren zieht sich die sichere Grundbewegung nach dem hellleuchtenden Ziele der Freiheit der Völker, der Gesellschaftsclassen, der Geschlechter. Wir dürfen keine ideale Ordnung der menschlichen Dinge, kein goldenes Weltalter erwarten, wie es die Poeten geträumt, wo das Glück mit immer gleichem Strahle, gleich der Sonne der Tropenzone, auf die Sterblichen herniederscheint; nein. Aber die Entfaltung menschenwürdigerer Verhältnisse ist nichtsdestoweniger eine von der Weltgeschichte bestätigte Erscheinung, die nicht bloss im Gehirn der Schwärmer spukt.

Die sociale Verwirrung ist noch gross und schrecklich; die Frauenfrage reich an Problemen. Ueber die klaren Grundlinien haben die Ereignisse und die sie begleitenden Theorien ein neues verwickeltes Netz von widersprechenden Meinungen gewoben. Eine specielle Literatur ist ins Kraut geschossen, von einem Umfang, dass sie kein Einzelner mehr bewältigen kann. Nur einzelne classisch gewordene Werke ragen achtunggebietend daraus hervor. So das von Spielhagen in's Deutsche übersetzte Buch „L'Amour“ von dem Franzosen Michelet, dem gemüthvollsten Denker des oft so leichtfertig beurtheilten Revolutions-Volkes.

Michelet will durch die moralische Freiheit zur politischen gelangen. Er will den Staat auf die Familie, die Familie auf die Ehe, die Ehe auf die Liebe gründen. Banale Weisheit, die längst verwirklicht ist! wird man ausrufen. Nur Geduld! Michelet bringt auch ins scheinbar

Alltägliche neue Gesichtspunkte. Er fordert die Reform der Ehe, die Reform der Liebe.

Wie denkt er sich die Ehe, die Liebe?

Die Liebe, lehrt er in seinem Buche, sei kein Drama, sondern ein Epos. Wie ist diese Forderung zu verstehen? Der französische Moralreformer antwortet mit neuen Bildern. Die Liebe sei nicht ein Fluss im Augenblicke seiner Ueberschwemmung, sondern in der Ausdehnung seines ganzen Laufes, von der winzigen Quelle droben im Gebirge hinab in's ebene Land durch Saatfeld und öde Strecken bis in's ewige Meer; sie sei eine Flamme, die jetzt heller, jetzt trüber brennt, aber immer brennt, immer weiter greift, bis sie allen Stoff verzehrt, den ganzen Menschen ergriffen hat, jede Faser des Leibes, jede Regung des Herzens, jeden Gedanken des Geistes. Diese unendliche, in ihrem letzten Grunde mystische Liebe ist der genaue Gegensatz jener endlichen, gemeinen Liebe, jener, wie Michelet sich ausdrückt, „animalischen Raupenliebe, die sich von Blume zu Blume schleppt, überall nur den Rand benagt und nie bis zur eigentlichen Süßigkeit vordringt“.

Diese Liebe ist der schmachvollen Polygamie des Orients und der noch schmachvolleren und verderblicheren des Occidents unmöglich; sie kann nur gedeihen in der Monogamie, in der Vereinigung, in dem ausschliesslichen Bunde zweier Liebenden, wo jedes in dem andern den alleinigen Repräsentanten des Geschlechts sucht und findet. Soll das aber geschehen können, so müssen sie sich auch Alles in Allem sein; und so wird die Gattin die Genossin, die Vertraute, die Freundin, die Mitarbeiterin ihres Gatten, der Gatte ebenso folgerichtig der Freund, der Lehrer, der Arzt, der Priester der Gattin. Der Priester! Wieso? Er

soll ihre ehrgeizige, eifersüchtige, egoistische Liebe zur grossherzigen, allgemeinen Menschenliebe steigern; er soll sie das grosse, das heilige Wort der Neuzeit: Brüderlichkeit, an dem sie nur erst buchstabirt, lesen lehren; soll ihr lehren, dass nicht der Glaube an die persönliche Fortdauer oder an die unbefleckte Empfängniss Mariä oder irgend ein anderes katholisches oder protestantisches, jüdisches oder mohamedanisches Dogma, sondern dass das Recht und die Gerechtig-keit das oberste Princip des modernen Menschheitslebens sei. Ein höheres und umfassenderes Princip, als die Liebe; denn die unparteiische, wohlwollende Gerechtigkeit hat alle Wirkungen der Liebe und ist die höhere Liebe, denn sie hat das Individuum zum Gegenstand und umfasst doch zugleich das Gemeinwesen.

Und wörtlich ruft Michelet aus: „So tritt denn nicht über die Schwelle dieses Hauses, Mann im Kirchenrock! Die Heilige, die drinnen stirbt, stirbt in den Armen ihres Gatten, ihres Priesters, ihre reine Seele aushauchend in einem letzten Kusse. Steh' auf, aus Deinem Beichtstuhle! Du wartest vergeblich! Nicht zu Dir, dem fremden Mannne, wird sie flüchten, die junge Frau, in Deine geweihten und doch so profanen Ohren ein Geheimniss zu stammeln, vor dem sie selbst erröthet; schon birgt sie das brennende Antlitz an dem Busen ihres edlen Gemahls, und in der Unendlichkeit seiner Liebe hat sie schon die Absolution gefunden!“

Entzückende Poesie! Sängen ihre inspirirten, schmelzenden Laute nur die Feigheit, die menschlichen Leidenschaften, die Verrohung im harten Kampfe ums Dasein, das ganze Elend unserer unzulänglichen Natur aus dem Tagesleben hinaus!

Das Ziel ist wunderherrlich, und sicherlich kann es uns keine Gnade, kein Priester, kein kanonisirter Cölibatär, keine Kirche, kein Staat vermitteln. Aber als Appell an die eigene Kraft, an die Heiligkeit der Pflicht, als Mahnung, den Egoismus, die Schlaffheit, die Willkür niederzuzwingen, sind es goldene Worte.

Dabei fassen sie das Leben hoch, aber unhistorisch, d. i. sie umgeben das Individuum mit einer idealen Atmosphäre, die als Scheidewand gegen die profane Gesellschaft, als Schutzmauer gegen den Anprall der bösen socialen Einflüsse dienen soll, während die Noth des Daseins doch jeden Augenblick diesen schönen Dunstkreis durchbricht, und das Individuum mitten in die profane Alltagsgefahr hinauspeitscht!

Weniger ideal, aber zugleich nicht weniger unpractisch und redselig stellt sich die Freimaurerei zum Frauenleben. Zunächst ist sie immer noch exclusiv und macht der bizarren Formel Herders Ehre: „die Freimaurerei ist das heilige symbolische Männer-Viereck, das kein Weib betreten darf.“ Warum nicht? Ist das Weib weniger heilig, als der Mann?

Wir sehen, alle religiösen Vorurtheile der ersten Christenzeit, alle Conventionen des socialen Maskenspiels, die längst aus dem Geiste der wahrhaft Freien verbannt sind, genießen in der Loge noch das Gnadenbrod. Die Loge besteht auf der klösterlichen Scheidung der Geschlechter; in ihrem „Männer-Viereck“ hat das Menschenpaar noch keine Geltung. Das Weib wird zwar „Schwester“ titulirt, es werden ihm symbolische Artigkeiten erwiesen, allein es wird nicht zum „Lichte“ zugelassen, es darf das „Geheimniss“ nicht schauen, es ist untüchtig zur „Arbeit“. So lautet

der Buchstabe der alten Freimaurer-Satzungen — und damit Punktum. Es darf nur Freimaurer in der Welt geben, keine Freimaurerinnen. Warum? Weil das Weib nicht „frei“ ist; es steht unter dem Manne; es ist inferior. Es giebt zwar so viele intelligente, kluge, thatkräftige, heroische Frauen, als es dumme, einfältige, faule, feige Männer giebt. Das ändert nichts; das Geschlecht entscheidet. Die Physiologen haben das Gehirn des Weibes gewogen, seinen Wuchs gemessen, die Kraft seiner Muskeln berechnet und gefunden, dass das Alles leichter, kürzer und schwächer, als bei'm Durchschnittsmann. Gut. Aber der Mann, der unter dem Durchschnittssatz bleibt und das Weib, das sich über den Durchschnittssatz erhebt? Das ändert die Satzungen des überlieferten Vorurtheils zu Gunsten der hosentragenden Hälfte nicht. Die Loge nimmt kein Weib auf, d. h. die „gerechte und vollkommene“ Loge; denn einige haben den Versuch gemacht, die Schranke zu durchbrechen, aber der Majoritätsspruch hat sie für diese Kühnheit gezüchtigt.

Am Ausgang des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts entstanden in Frankreich und in Oesterreich dem Freimaurerorden ähnliche weibliche Verbindungen. Schwindler und Schwindlerinnen mischten sich in das Unternehmen und brachten es mit Scandal zum Scheitern. Die weibliche Freimaurerei hat keine Lebensfähigkeit. Einst wird der Tag kommen, wo die exclusiv männliche Freimaurerei ebenfalls keine Lebensfähigkeit mehr haben wird, und dann hat mit der Noth die Stunde der Vernunft geschlagen: die wahrhaft humane, d. i. doppelgeschlechtliche Freimaurerei wird ihren Bauriss entfalten und Mann und Weib werden, als gleichermassen zur Arbeit Berufene und Ausgewählte in den offenen, sonnendurchleuchteten Werkhallen

sich begegnen. Mit der Exklusivität muss selbstverständlich auch die Heimlichthuerei der Loge fallen.

Die Stellung der heutigen Loge zur Frauenfrage im grossen, socialumbildenden Sinn ist ohne Character und ohne irgend welche Bedeutung für die Bewegung der Zeit. Auch auf diesem Gebiete marschirt die Logenbrüderschaft nicht an der Spitze des Fortschritts; sie bleibt ihrer Tradition getreu, indem sie nur das acceptirt, was ihr vom Baum der Menschheit als überreife Frucht in den Schooss fällt. Die Loge ist kein Laboratorium der neuen Idee, sondern ein Conservatorium der alten.

Wir brauchen nur den Logenrednern und den Logenpublicisten zu folgen und zu prüfen, was sie in der Frauensache seit einem Menschenalter zu Tage gefördert, um uns in dieser Beziehung von jeder grossherzigen Illusion zu curiren. Alles was von der Erziehung und Stellung, von den Rechten und Pflichten des weiblichen Geschlechts ausgesagt wurde, ist kaum mehr als klingender Phrasenputz conservativ - gemeinplätzlicher Gedanken. Hauptsächlich wurde die sentimentale Richtung, die lyrische Verherrlichung des „Ewigweiblichen“ in Prosa und Versen cultivirt. Alle Dichter Frauenlob des Morgen- und Abendlandes wurden geplündert, um eine unendliche Citaten-Guirlande den holden „Schwestern“ zu winden. Da wurde declamirt von der Frauenschönheit, die „in der Grazie züchtigem Schleier“ der Menschheit „einen heiligen Altar für alles Edle und Sittliche“ erbaut, die „der Liebe beglückendes Band“ flicht und „die Hütte zu einem Himmelreiche weiht“, wo „die Harmonie der Treue kein Wanken und nicht Zweifelsorge kennt“ — da wurde die Repetir-Uhr der klassischen Sentenzen und Albumsprüche aufgezogen und mit

Goethe bekannt: „Frauen sind unüberwindlich, wenn sie verständig sind, dass man ihnen nicht widersprechen kann, liebevoll, dass man sich ihnen gerne hingibt, gefühlvoll, dass man erschrickt“ — oder mit dem unerschöpflichen Schiller: „In dem Höchsten weicht dem weiblichen Weib immer der männlichste Mann“ — und dann wieder mit Goethe: „Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort der Frauen weitgeführt“ und so fort in infinitum.

Auch das bekannte Predigtmuster wurde weidlich variirt: „Ja, meine geliebten Brüder, wir stehen in einer ernsten Zeit, und es ziemt Allen, Männern und Frauen, mit Ernst und Fleiss zu arbeiten, um das unschätzbare Juwel der Menschheit u. s. w. nach dem Plane der Gottheit u. s. w. u. s. w.“ Hierauf der wuchtige Gegenschlag mit der moralischen Effecttirade: „Aber wenn das Weib, wie die Zeichen der Zeit es andeuten, danach trachtet, die Einheit des göttlichen Planes zu spalten; wenn es sich in Opposition gegen die heiligen Ordnungen stellt; wenn es Berechtigungen, Pflichten, Thätigkeiten in Anspruch nimmt, die seine eigenste Natur, seine Weiblichkeit zerstören; wenn ein Geschlecht von Amazonen, von Petroleusen und Nihilistinnen vorbereitet werden soll, eine Zeit, die u. s. w., eine Zeit, wo u. s. w.; ja, dann thuts noth, dass u. s. w. u. s. w.“

Schauerlich!

Moralische Vollblut-Rhetoren treiben die Comödie oft noch weiter. Sie donnern aus ihrer windigen Abstractionswolke dem armen Weibe, das vor Bestürzung nicht mehr weiss, wohin es seine Ohren wenden soll, Phrasen folgenden Calibers entgegen: „Du bist aus dem Allerheiligsten herausgetreten, Du bist in den Vorhof unter den Pöbel gerathen,

und dieser Pöbel, den Du Dir selbst geschaffen und dem Du Dich anvertraust, wird Dich auf die Strasse drängen und durch den Staub und Schmutz schleifen. Besinne Dich, bedenke, wer Du bist!“

Ein Bewohner des Sirius oder sonst eines beliebigen Hundsternes könnte nicht toller über irdische Dinge sich auslassen, als diese Redner-Moralisten des neunzehnten Jahrhunderts im Delirium ihres phantastischen Männerdünkels. Das fürchterliche Triebwerk des socialen Lebens arbeitet vor ihren Augen und Ohren, aber sie hören und sehen und begreifen nichts, als die impertinenten Dummheiten, die in ihrem eignen, von der Wirklichkeit und Thatsächlichkeit der Gesellschaftsverhältnisse ganz und gar abstrahirenden Gehirn wuchern.

„Du bist aus dem Allerheiligsten herausgetreten!“

Das ist unter hundert Fällen neunundneunzimal die blanke Verleumdung.

„Besinne Dich, kehre wieder!“

Das ist unter hundert Fällen neunundneunzimal die blanke Unmöglichkeit. Ausstäupen auf freiem Markte sollte man solche Schwätzer um der Schmach willen, die sie der Vernunft, dem Augenschein — und der ohnehin genug misshandelten Weiblichkeit anthun.

„Das Allerheiligste!“ Wir kennen die Localität: Ehebett, Kinderstube, Küche, Waschhaus u. s. w.

Da soll das Weib hinein, da soll es bleiben und wirken. Sehr schön. Vom achtzehnten bis dreissigsten Jahr wird dem Mädchen zugerufen: „Verheirathe Dich, denn Natur und Erziehung haben Dich auf den Mann dressirt; das ist Dein heiliger Beruf!“ — Gleichfalls sehr schön. Das Mädchen wünscht sich nichts Besseres.

Betrachten wir nun die thatsächlichen Zustände, Sitten und Gebräuche der Gesellschaft. Da fällt uns sofort ein Ueberschuss von Mädchen, alten Jungfern, jungen und älteren Wittwen auf, für die im „Allerheiligsten“ absolut kein Posten mehr zu erlangen ist. Ein grosser Theil des heirathsfähigen Männervolkes, das seine social-politischen Verpflichtungen gern auf die leichte Achsel nimmt, — es gehört ja zur starken, dirigirenden Menschenclasse! — wird täglich heirathsscheuer und feiger angesichts der Sorgen, welche die Einrichtung des „Allerheiligsten“ mit sich bringt.

Die herrschenden Sitten und Gebräuche in Heirathsangelegenheiten fragen das heirathsberufene und auch heirathslustige Mädchen: „Bist Du schön, gebildet, von honorablen Eltern (wehe dem Bastard!) und hast Du Geld?“ Das heisst, wenn die Geldfrage mit den wünschenswerthen höchsten Ziffern beantwortet wird, drückt man über die andern Fragepunkte des hochnothpeinlichen Verheirathungsverfahrens schon ein Auge oder anderthalb zu. Es gibt feine Hallunken, die, durchdrungen von ihrer humanen Würde, auch den Geldsack schlankweg heirathen und sich das Weib als nothwendige Beilage gefallen lassen, d. h. der Mann lässt sich kaufen.

Mädchen, Jungfern, Wittwen — Ihr habt nicht die erforderliche klingende Mitgift? Dann gute Nacht! Ihr könnt warten, bis Euch ein glücklicher Zufall das Pfortchen zum „Allerheiligsten“ dennoch aufthut; Ihr könnt warten und alt und grau werden — und dann ist der „natürliche Beruf“ verspielt wie eine Parthie ohne Trümpfe. Keine Möglichkeit mehr, regelrecht unter die Haube zu kommen.

Also was thun inzwischen? Sehr einfach: die Summe

Geld verdienen, womit sich eine Canaille von Mann bestechen lässt, Euch in das bewusste „Allerheiligste“ einzuführen.

Geld verdienen — das ist leicht gesagt, mein Herr. Einmal ist die Frauenarbeit schlecht bezahlt, zweitens ist die Concurrenz unter uns armen Geschöpfen und mit den Männern fürchterlich, und drittens haben die Männer, die egoistischen Gesetzgeber, dafür gesorgt, dass uns eine grosse Zahl von Erwerbsarten, worunter die lucrativsten in erster Linie, verschlossen ist. Ueberdiess lässt unsere Erziehung und Ausbildung in wesentlichen Stücken zu wünschen übrig — und es sind wiederum die lebenswürdigen, pflichtgetreuen Männer, die mit ihrer Schulgesetzgebung es so gewollt haben

Was sagst Du dazu, mein moralisirender Riese Goliath?

Ein sorgloser Schwätzer, wie Du bist, der auf Alles eine flinke Antwort hat, wirst Du diesmal nicht mit dem Gemeinplatz von dem „Allerheiligsten“ kommen, sondern etwa sagen: Es gibt trotzdem für unverheirathete, mittellose Mädchen noch Wege genug, sich durchzuschlagen und das Nothwendige zu verdienen!

Ganz gewiss. Rücke nur heraus, bekenne Farbe, edler Tugendheld, und nenne z. B. die Prostitution.

Das Wort macht Dich in diesem Zusammenhange schaudern, nicht wahr? Vielleicht bist Du auch Heuchler genug, die Hand auf die Brust zu legen und zu versichern, dass Dich bei diesem Gedanken der „Menschheit ganzer Jammer“ ergreife. Wir haben Dichterworte für Alles und ein so colossales Schamgefühl, dass wir damit ganze Kürassir-Regimenter zum bussfertigen Weinen bringen können.

Also die Prostitution. Unsere keuschen Ohren können das Wort nicht hören, aber unsere keusche Gesellschaft kann die Sache nicht entbehren. Sowenig entbehren, dass sie dieselbe in ein System gebracht, organisirt und natürlich auch polizeilich reglementirt hat. Die Polizei ist ja die Stärke und Zier unseres alleinseligmachenden Männerstaates. Die Prostitution ist in unsern civilisirten Staaten so gut eine Institution, wie der Militärdienst, der unsere Volkjugend in den vollsaftigsten Jahren zu Tausenden in den Casernen zusammenpfercht. Es ist weltbekannt, dass unsere freiwilligen und gezwungenen Junggesellen ihren überschüssigen oder sonst natürlich erregten Saft nicht durch die Rippen schwitzen können. Unsere Weltstädte und die Garnisonsorte sind darum auch des Verdachts überhoben, die Ausübung der gewerbsmässigen Unzucht zu erschweren.

Die Prostitution ist ein Gewerbe. Das ist eine sociale Wahrheit, die wir verblümelten, verschleiern, aber nicht negiren können. Mehr und schlimmer noch: die Prostitution ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen in den Grossstädten das einzige Gewerbe, welches eine grosse Zahl von Frauenspersonen vor dem grässlichen Hungertode schützt. Nun, stolze Männertugend, hebe den Stein auf und wirf ihn tapfer auf diese Glückliche-Unglücklichen! Declamire dein Sprüchlein von dem „Allerheiligsten“!

Ich habe jüngst folgendes Stücklein gehört. Ein durch sein Talent wie durch seinen Freimuth berühmter Dichter in einer grossen Stadt, sagen wir Paris, war bei einem Bürger zu Gast geladen. Nachdem er wohlgefälligen Blickes die vier Töchter seines nicht eben reichen Gastfreundes betrachtet hatte, stellte er an diesen in herzlich theilnahms-

vollem Tone die Frage: „Welche von diesen vier jungen Damen bestimmen Sie für die Prostitution?“

— — — — —

Zola hat die Wahrheit in seinen socialen Experimental-Romanen bis zur Handgreiflichkeit nachgewiesen: „Si, dans le peuple, le milieu et l'éducation jettent les filles à la prostitution, le milieu et l'éducation, dans la bourgeoisie, les jettent à l'adultère.“

Da habt Ihr Euer „Allerheiligstes“!

Aber die tägliche Lebensübung zeigt uns deutlich, dass es mit der Gloriole dieser klingenden Wortsittlichkeit eitel Dunst ist. Sehen wir von den Capitallastern ab, welche von der Slavenstellung des weiblichen Geschlechts mit fataler Sicherheit stündlich neu erzeugt und genährt werden müssen, so schrumpft auch die Rolle des Weibes in dem „Allerheiligsten“ der ärmeren Lebenskreise, also der grossen Volksmehrheit, zu einer traurig würdelosen Erscheinung zusammen. Das Weib, die gefeierte „Priesterin“, ist da nichts weiter, als eine Reproductions-Maschine, eine lebendige Näh-, Wasch-, Koch- und Strick-Maschine; denn die methodische Erhebung ihrer geistigen und gemüthlichen Fähigkeiten gehört bei der herrschenden Gesellschafts- und Bildungsordnung in das Reich der frommen Wünsche.

Setzen wir nun auch den glücklichen Fall: ein gutes, gesundes, wohlhabendes Mädchen vermählt sich im rechten Zeitpunkt, sagen wir: im achtzehnten Jahre, mit einem guten, gesunden, wohlhabenden Mann. Ehe und Hauswirthschaft nehmen den wünschenswerthen Verlauf. Die Kinder wachsen heran, vollenden ihre Schulung, verlassen das elterliche Haus und verheirathen sich unter normalen Umständen. Der Hausvater zählt jetzt fünfundfünfzig, die Haus-

mutter fünfzig Jahre. Beide sind geistig und körperlich vollkommen rüstig und im Besitz eines respectablen Vermögens. Der Mann lebt seinem Geschäfte, die Frau schaltet im Hause mit den Dienstleuten. Was bedeutet für die Frau hinfort dieses Schalten im Hause? Nichts mehr und nichts weniger, als einen veredelten Müssiggang. Die Frau hat noch zwanzig tüchtige Jahre vor sich; was wird sie mit dieser reichen Zeit beginnen? Sie wird sie nicht für die Förderung grosser Gemeinde- und Volksinteressen ausnützen, sondern im conventionellen Verstand des Familien-Egoismus verträdeln. Unterhaltende Lectüre, Mode, Klatsch, Kränzchen, Frömmigkeit, Ausflüge u. s. w. halten die Langeweile fern, aber das edle Menschheitscapital, das noch im Geiste und Gemüthe dieses Weibes schlummert, bleibt unausgenützt. Warum? Die Gesellschaft hat keine Verwendung dafür — nicht aus Ueberfluss, sondern wegen ihrer irrationellen, bettelhaften Organisation. Das gutgeartete, freie, reiche Weib findet nach Erfüllung ihrer Mutterpflichten keine entsprechende, dem Gesamtwesen nützliche Aufgabe mehr vor. Es ist fertig, es zählt nicht mehr — alle grossen Volksinteressen gehen es ja nichts an, nirgends ist ein fester Platz zum Eingreifen für die disponibel gewordene weibliche Intelligenz und Gemüthskraft.

So sitzt denn das moderne Weib da, unter der enger oder weiter gewölbten Glocke der socialen Convention, des stummen, gedankenlosen Uebereinkommens, und es kann noch von Glück sagen, wenn ihm die liebe Geduld nicht ausgeht, sich ewig selbst zu geniessen, oder wenn ihm das lebhaft wallende Blut nicht einen thöricht sündhaften Streich spielt Doch dafür ist ja der Beichtvater auch noch da!

Einige fortgeschrittenere Logen haben allerdings bereits eine schwache Ahnung davon gezeigt, dass die geistige und sociale Befreiung des weiblichen Geschlechts von der seitherigen Willkürherrschaft nichts Geringeres bedeuten würde, als eine Verdopplung der intellectuellen, gemüthlichen und socialen Kräfte der Menschheit; sie haben sich eingestanden, dass eine methodische, consequente Höherbildung des weiblichen Geschlechts in nothwendiger Folge zur Hebung und Veredlung der Civilisation führen müsse; sie haben dem Moralisten Beifall zugewinkt, der den Ausspruch gethan: Wenn man einen Knaben erzieht, erzieht man ein menschliches Individuum, wenn man ein Mädchen erzieht, erzieht man eine menschliche Familie — das Zeitwort erziehen im weitesten, ernstesten Sinne genommen —: allein von dieser Ahnung, von diesem Zugeständniss, von diesem Beifallnicken zur resoluten Unterstützung der Emancipationsbestrebungen des Weibes und seiner wahrhaften Freunde haben sie zögernd und ängstlich den Schritt zurückgehalten. Das Aeusserste, was sie zu unternehmen vermochten im Banne der alleinseligmachenden Routine, ist bis jetzt die Gründung von wohlthatübenden Frauenvereinen neben der Loge, von Schwesterkränzchen zu Rath und That innerhalb der Grenzen des socialen Vorurtheils. Voilà tout!

Die Rolle der Logen-Redner und Logen-Literaten habe ich bereits in einigen Hauptzügen angedeutet. Auf dieser Seite winkt noch keine Hoffnung einer tiefen, vorurtheilsfreien Erfassung des grossen Problems. Man prüfe z. B. die den „Schwestern, Bräuten und Gattinnen“ gewidmete umfangreiche Gedichtsammlung des gefeierten Leipziger Stuhlmeisters Oswald Marbach „Lenz und Liebe“! Vom

ersten bis zum letzten Vers die alte, monotone Leier zur Erheiterung und schöngeistigen Kurzweil der kleinen Zahl von Glücklichen, die sich ein stilles Winkelchen mit allem Comfort des Wohlstandes, ein Gärtchen mit duftenden Blumen und nahrhaften Gemüsen und schattigen Frucht-bäumen zurecht gemacht! Ein kunstvoll gestimmtes, sanftes Saitenspiel für die seligen Weltverdaunungsstunden in anheimelnder Zurückgezogenheit epikuräischen Selbstgenügens! Ein Eiapopeia für genussmüde Kinder! Dazu die alten Poetenlügen:

„Die Liebe hat die Welt geboren,
Und sie gebiert sie täglich neu;
Sie hat aus Nichts das All beschworen
Und hält's in Armen stet und treu.

Sie spendet Licht und spendet Leben,
Sie hat die Nacht zu Tag erhellt;
Sie lohnet jedes edle Streben
Und segnet die beglückte Welt.

Jungfräulich reine Himmelsblüthe,
Des Weltalls holde Schöpferin!
Barmherzig, mild und voller Güte,
Bist Mutter du und Königin!

Was krank, das machest du genesen,
Was todt, das machst du auferstehn — —“

Und so weiter nach der bekannten Melodie. Ei ja, es ist ganz süperb in dieser besten aller poetischen Fabelwelten. Aber öffnet einmal das Fenster, die Köpfe und die Herzen und betrachtet die Wirklichkeit mit ihren „Menschenopfern unerhört“ — und sagt mir dann gefälligst, wie das zu Eurer gereimt-ungereimten Aufschneiderei stimmt!

Bitte, genirt Euch nicht!



XX.

Es giebt wirklich Menschen, die nur zum Zittern und Zagen in die Welt gekommen sind, Heulmeier, die Feuerjo schreien, wenn der Nachbar ein Zündholz anstreicht, Fürchter, die den Anbruch der blutigsten socialen Revolution verkündigen, wenn sie einen Arbeiter sehen, der sich in ein rothes Taschentuch schneuzt!

Und das trägt Hosen und zählt sich zum männlichen Geschlecht!

Ich hab's erst in diesen Tagen in Paris wieder erlebt, dieses lächerliche Schauspiel hosentragender Negation der Männlichkeit.

Der Mensch war ein Rentier. Er (schade um das stramme Er!) sprach zu mir, dem Journalisten, also einer wahren Katakombe an Verschwiegenheit, der man das Fürchterlichste anvertrauen darf, er sprach zu mir von den Meetings, den Clubs, den Arbeitseinstellungen der Zimmerleute und Clavierbauer, den communistischen Verdammungsprüchen und anderen grässlichen Dingen, die sich gegenwärtig in dem entsetzlich republicanisirten Paris ereignen.

„Glauben Sie mir, lieber Herr“, sagte er mit hohler Grabesstimme, „das sind höchst bedenkliche Anzeichen; ich

rieche grauenhaften Sturm“ (das riecht er, der Hochbegabte!) — und nach einer bedeutungsvollen Pause setzte er mit der Miene des Geheimnisses hinzu: „Sehen Sie, lieber Herr, ich kenne viele Leute, die bringen jetzt ihr Geld ausserhalb Frankreich in Sicherheit, placiren es in London, in Newyork sogar und anderen soliden Orten; je weiter von hier, desto besser.“

Als ich eine gewisse Ungläubigkeit mit stummem Mienenspiel auszudrücken mir erlaubte, fügte er die viel-sagende Verstärkung bei: „Und ich auch!“ und sah sich dabei ängstlich um, ob kein Lauscher sein Staatsgeheimniss vernommen.

„Et moi aussi!“ Brave Seele!

Dann schüttelte er mit einer gewissen stupiden Pfiffigkeit seine dicke Gehirnkapsel, zwinkerte mir mit seinen Fischaugen einen schönen Gruss zu und schlich davon.

Dieser Mensch kommt allerdings nur sporadisch vor in der Millionenstadt, aber dass er vorkommt, Rentier ist und sein Geld auswärts placirt, ist schon interessant genug in einer Zeit, wo man so gern bereit ist, die besitzenden Classen als die Träger der bürgerlichen Vernünftigkeit unterschiedlos zu feiern und von ihnen die Lösung der ernstesten socialen Probleme zu erhoffen.

Der eben geschilderte Mitmensch hat in Paris illustre Vorfahren. Man erzählt sich heute noch, nach fünfzig Jahren, einen Ausspruch, den ein gewisser Monsieur Cagnard Anno 1830 gethan. Der sagte: „Ich komme eben aus der Martyrerstrasse; da habe ich Leute gesehen, die hinaufgingen, andere, die herabgingen; einige thaten, als ob sie stehen blieben und die Schaufenster betrachteten; das alles ist nicht natürlich.“

Dergleichen unheimliche Dinge werden von den Nachkommen Cagnard's heute wieder beobachtet.

Merkwürdigerweise isst und trinkt dabei die Republik, verdaut sogar sehr gut, lässt zum Nachtisch die fünfprocentige Rente steigen, gestattet sich monatliche Steuerüberschüsse und ähnliche Spässchen, die auf einen blühenden Stand der Nationalfinanzen schliessen lassen könnten, und der sonst so kluge und zurückhaltende Präsident Grévy kann's nicht mehr erwarten, Grosspapa zu werden, und verheiratet seine dreissigjährige, aber einzige Tochter mit einem mehrfachen Millionär, der sein Geld nicht im Auslande angelegt hat

Stimmt dieses Bild nicht bis auf ein Haar mit jener famosen Schilderung, die ein anonymer Localreporter und Mitarbeiter im biblischen Literatur-Büreau des Herrn Moses und Comp. (die Juden und Judengenossen waren von uralters her im Besitz der Presse, jüdische Chefredacteurs leiteten die öffentliche Meinung im Himmel und auf Erden ausschliesslich, als Jehovah die ersten Lieferungen seiner mit so sensationellem Erfolg aufgenommenen „Heiligen Schrift“ publiciren liess, mein lieber antisemitischer Herr Stöcker!) von den interessanten gesellschaftlichen Zuständen vor dem Losbruch der Sündfluth entworfen hat? Steht dort nicht geschrieben: Sie assen und tranken, freieten und liessen sich freien, politisirten, wucherten und trieben allerlei Börsengeschäfte (Paradies-Stammactien horrible Baisse!) und waren urfidel und merkten nichts, bis die Sündfluth kam und nahm Alle dahin?

Die Sündfluth, die heute droht, ist eine Blutfluth und heisst sociale Revolution, und ein Weib, Louise Michel, steht an der Spitze des unseligen Unternehmens.

Wo entstehet ein Retter dem leichtfertigen Franzosenvolke aus dieser Gefahr? Wer salvirt Cagnard's legitime und legitimistische Nachkommen, seine clericalen Vettern und Basen?

Das Heil muss aus Frohsdorff kommen. Dort harret der König Heinrich Numero Fünf der Stunde, sein erlösendes weisses Banner zu entrollen. Ach, er harret schon so lange! Und wie brennt er seit langen, langen Jahren, seit Lustren, seit Decennien vor Begier, sein armes, treues Franzosenvolk zu erretten!

Aber Frankreich ist mit republicanischer Blindheit geschlagen, merkt sein grässliches Elend gar nicht und thut nicht dergleichen, sich erretten zu lassen.

Nur wenn der Namenstag des „heiligen Heinrich“ im Kalender steht, dann erinnert sich die kleine, auserwählte Gemeinde der Königstreuen und Errettungslustigen ihrer providentiellen Mission und landauf landab wird das seltene Fest demonstrativ gefeiert.

Ja, wenn sich die französischen Royalisten mal ins Zeug werfen, dann geht's hoch her, und die Cagnards vergessen auf Augenblicke der Furcht und haben selige Gesichte. Ich habe es heuer in nächster Nähe mit angesehen. Es wurde königlich gezecht!

Volle acht Tage lang war des Bankettirens kein Ende und mit dem Munde, dem Schlunde und dem Magen, diesen edelsten Organen der Legitimisten, wurde dem „Roy Henry V.“ rechtschaffen gehuldigt.

O, die Sache des errettenden französischen Königthums steht glänzend — während der Mahlzeit, und seine Ritter und Getreuen verrichten Heldenthaten — mit Löffel und Gabel. Die Niederlagen bei den Parlamentswahlen

werden grossartig wettgemacht durch unbestrittene Siege über — gigantische Braten, pyramidales Geflügel mit Trüffeln und colossale Batterien der „Veuve Cliquot“, ganz zu schweigen von den oratorischen Triumphen der gewaltigen royalistischen Zungenkünstler, die alles in die Pfanne hauen und stechen, was nur entfernt wie friedlicher und geduldiger Republicanismus aussieht, dessen Anwälte nicht von der Verfolgungsmanie befallen sind.

Leider ist, solange die Weltgeschichte nicht umgeschrieben wird, auch den leistungsfähigsten Royalisten keine ungetrübte Freude beschieden. Die Sanct-Henry-Bankette gehen vorüber, aber die hartnäckige Republik bleibt, und der König kommt nicht zurück. Katzenjammer auf der ganzen legitimistischen Linie!

Cagnard zieht seine Physiognomie in grämliche Falten, indem er sich die heroische Erlösungsgeschichte des Königthums wie folgt vorjammert: Die Juliregierung wurde gestürzt — und der König ist nicht zurückgekommen; der Bonapartismus wurde gestürzt — und der König ist nicht u. s. w.; die Commune wurde gestürzt — und der König ist u. s. w.; Thiers wurde gestürzt — und der König ist u. s. w.; Jules Simon wurde gestürzt — und u. s. w.

Traurig, sehr traurig für den armen Cagnard. Kein Wunder, wenn er schliesslich das Concept verliert und die natürlichsten Dinge höchst unnatürlich findet und auf die bänglichsten Deutungen verfällt, wenn er auf der Strasse beobachten muss, wie Leute hinaufgehen, andere herabgehen, wieder andere an den Schaufenstern stehen bleiben und hineingucken.

Wie sehr leuchtet uns da sein pessimistisches Wort ein: „Tout cela n'est pas naturel!“

Doch seien wir barmherzig und mässigen wir unsern Spott. Die Cagnards haben das Recht, mildernde Umstände geltend zu machen; sie sind geworden, was sie werden mussten, unter dem harten Bann der Geburts- und Vererbungsgesetze. Da ist nicht zu spassen. Die Urgrossmutter war eine Zeitgenossin der Kopfabstecher vom ersten revolutionären Schreckensregiment und hat das Messer des Dr. Guillotin auf dem Grèveplatz die mechanisch-bestialische Blutarbeit verrichten sehen, während sie einen zukünftigen Cagnard unter dem Herzen trug . . . Ein anderer von der Familie wurde vom ersten Napoleon von Schlachtfeld zu Schlachtfeld geschleppt, so wenig ihm auch der Sinn nach dem blutigen Lorbeer des männermordenden Heldenthums stand, (war er doch von Haus aus ein sanft gedrillter Colonialwaarenhändler!) und in Waterloo musste er seines verfahrenen Daseins trübselig heroische Geschicke vollenden. Er fiel im Angesichte der Feinde — von einem formidablen Fusstritt an einem zwar unaussprechlichen, aber nichtsdestoweniger empfindsamen Körpertheil getroffen. Dergleichen Sensationen wirken auf das Blut und vererben eine furchtsame Anlage auf die folgenden Geschlechter. Schon dieser flüchtige Blick in die Acten der Vorfahren genügt, um uns ein Darwinistisches Licht aufzustecken, das uns die räthselhaften Seiten der Sippe Cagnard verständnissinniger deuten lässt.

Eine bei weitem zahlreicher vertretene Spielart der edlen Cagnards hat sich neuerdings wieder stärker bemerkbar gemacht. Sie hat das Eigenthümliche, dass sie sich nicht scheu von den Tageshändeln der republicanischen Bewegung fernhält, um nur in legitimistischen Geburts- und Namenstags-Conventikeln ihre zerronnenen politischen Ideale anzu-

toasten und sich hernach einem katzenjämmerlichen Pessimismus zu überlassen und den Sparpfennig im Auslande anzulegen. O nein! Cagnard Numro Zwei hat sich der Republik offen angeschlossen, aber unter der Bedingung, dass sie die Empfindlichkeit seiner angestammten Zitterseele schont, dass sie ihm den anarchistischen Sansculottismus vom Halse hält, dass die Pflastersteine in Ruhe bleiben und keine Barrikadenbauversuche geduldet werden, dass den niedern Volksschichten auf den Schädel geklopft wird, wenn sie mit ihrer absurden socialen Frage ungebührlichen Lärm machen, dass die Regierung auf gute Geschäfte ihr erstes Augenmerk richtet und den kleinen Rentier, den satten Bourgeois, als allen Staatslebens edelste Blüthe, zärtlich vor jeglicher Anfechtung schützt, komme sie woher immer. Und die Republik hat diesen Pakt unterzeichnet. Ihr Dauphin Gambetta, der grossherzige Opportunist, hat sich in höchsteigener Person mit Cagnard Numro Zwei wiederholt zu Tisch gesetzt, hat bei den Corporationszweckessen der Leimsieder, der Lichterzieher, der Kurzwaarenhändler und anderer Cagnard'schen Gewerbsverwandten den Ehrenvorsitz geführt und in gefühlvollen Trinksprüchen versichert, dass ihm und seiner Republik nichts so sehr am Herzen liege, als die kleinen Interessen der kleinen Leute, die für ihn jedoch, im Vertrauen gesagt, eigentlich das Grösste und Schönste bedeuteten, was die republicanische Sonne zu bescheinen vermöge und die Rolle eines demokratischen Staatsmanns seines Calibers erst beneidenswerth mache

Cagnard Numro Zwei zitterte am ganzen Leibe, als er diese Rede vernahm, natürlich nicht mehr vor bleicher, blöder Furcht, sondern vor immenser, unsagbarer Freude.

Wenn die Dinge so liegen, rief er im seligsten Fistelton seiner mit ihrer Zustimmung noch schüchtern zögernden Ehehälfte zu, dann hat die Republik, Europa, das Universum keinen Wunsch mehr für mich — höchstens — höchstens noch das rothe Bändchen im Knopfloch, ah! Dann eilte er spornstreichs in die nächste Zeitungsbude und liess sich als Abonnent der „Petite République française“ einschreiben. Das grosse Gambetta'sche Hauptblatt behielt er sich für später vor; jetzt war es ihm noch zu gelehrt und zu kostspielig, aber der Ableger, der ja den Gedanken des Meisters auch ganz zuverlässig widerspiegelt, die „kleine Republik“ — voilà juste son affaire.

Monate gingen ins Land. Die Geschäftslage war eine überaus günstige, und in Cagnard's feuersicherem Schranke fügte sich ein Rententitel zum andern. Die Republik schien Wort zu halten; nirgends politische Extravaganzen, keine Spur von anarchistischem Umsturz, überall ruhige, milde Sitten, gedeihliches Wetter, 'profitabler Geschäftsgang, anständige Wahlergebnisse u. s. w. Cagnard Numro Zwei hatte schier das Fürchten verlernt. So entzückend sicher hatte er sein einziges Paris seit lange nicht mehr gesehen. Wenn er zufällig jemand von der Sippe Cagnards Numro Eins begegnete, so wich er vorsichtig aus, denn er mochte sich durch den Anblick einer solchen Leichenbittermiene seinen guten Humor nicht verderben lassen.

Dumme Kerls, die ihre Zeit nicht verstehen, die unfähig sind, Gambetta's grosse Geschäftspläne zu begreifen! murmelte er in stolzem Selbstbewusstsein vor sich hin. Bald hätte er laut und vernehmlich für alle Welt beisetzen mögen: Wisst Ihr? La république, c'est nous!

Wem war es wohler in seiner Haut, als ihm? Die opportunistische Republik, diese Vorsehung im bürgerlichen Staatsfrack, hatte ihm die Ruhe, den Frieden, die ergiebige Budiker-Betriebsamkeit garantirt; es gab nichts zu denken, nichts zu fürchten für den nächsten Morgen; man konnte ruhig essen, ruhig verdauen, ruhig bei der Lectüre der „kleinen Republik“ einnicken, ruhig seinen gesunden Pflanzenschlaf schlafen und ruhig seinen Gewinn am Feierabend überzählen. So schön war es seit lange nicht mehr in der Welt gewesen, nicht unter Napoleon, nicht unter Thiers, nicht unter Mac Mahon. Cagnard Numro Zwei hätte jeden Polizeimann, den bummelnden Repräsentanten der öffentlichen Ordnung und Ordentlichkeit, das uniformirte Symbol der republicanisch organisirten Harmlosigkeit küssen mögen.

Die Tausende und aber Tausende von armen Teufeln, von hungernden Kindern, Weibern, Greisen, Kranken in der Millionenstadt, die Rufe nach Arbeit, nach Brod, nach Erlösung aus Schmutz und unsäglichem Elend, die aus den Jammerhöhlen der übervölkernden Vorstädte herauswimmern, drangen nicht in sein christliches Ohr. Uebrigens leistete er ja seinen regelmässigen Armenpfennig. Das genügte, um sein Gewissen zu befriedigen. Ihm war wohl.

Quand Auguste avait bu, la Pologne était ivre.

Das ist das Richtige.

Da, plötzlich, — was soll das bedeuten? Die Strassenecken von Paris bedecken sich mit rothen Placaten, unterfertigt von den Stimmführern socialistisch-revolutionärer „Gruppen“, die Herbstsonne lächelt ironisch herab auf unruhig gestikulirende Volkshaufen, die sich am hellen Tage

an den Eingangsthüren anrühiger Clublocale communardischen Andenkens drängen, Meetings werden veranstaltet, wo die plötzlich entzügelten Jacobinischen Leidenschaften amnestirter Communardenführer ihren rasenden Veitstanz beginnen wie in den tollsten Schreckenstagen . . . Und was für Reden hallen von den improvisirten Tribünen im Ballsaal von Tivoli-Vauxhall, in der Arena des Circus Fernando! Die Mauern könnten einstürzen vom Gedröhne der Schmähungen, Aufruhrpredigten, Denunciationen, die wie wahnsinnige Posaunenstösse hervorbrechen; von den schmutzigsten Lippen confiscirter Anarchisten-Physiognomien wird der gute Leumund der Minister vor einer tausendköpfigen Versammlung angespuckt, dem patriotischen Gambetta das roheste Verdammungsurtheil entgegengegröhlt, dem stillen Grévy sogar mit wüthender Fehde gedroht!

Louise Michel, die ehemalige Schullehrerin und heute das leibhafte Gespenst der im Blute erstickt geglaubten Commune, schreit sogar im revolutionärsten Discant: Wir müssen hinuntersteigen auf die Boulevards, wir müssen die geilen Bourgeois mit Flinten zu Paaren treiben, wir müssen das Parlament stürmen!

Cagnard Numro Zwei ist aus allen seinen Himmeln gefallen. Das ist ja Emeute, gesprochene Emeute zwar, aber immerhin Emeute. An Leib und Seele bebend, stürzt er zu einem Bekannten, einem grossen republicanischen Licht, und fordert Aufschluss über diese schreckliche Wendung der Dinge. Unterwegs rennt er zwei ruhig prome- nirende Polizeidiener nieder. Die Welt steht in Flammen, alle berechtigten Eigenthümlichkeiten der stillen Erwerbs- beflissenen schweben in höchster Gefahr — und die Polizei

geht ruhig spazieren! Warum arretirt sie die Brandstifter nicht, erschießt sie, rädert sie, spießt sie, viertheilt sie nicht, knüpft sie nicht auf, schmeisst sie nicht in die Seine? Nein, sie geht ruhig spazieren, statt das ganze Arsenal ihrer discretionären Vollmachten zu erschöpfen und das radicale Gesindel mit Bomben und Granaten zum Teufel zu jagen. O, wäre Cagnard nur zweimal vierundzwanzig Stunden Polizeipräfect! Er würde Rath schaffen, ein fürchterliches Exempel statuiren! So leistungsfähig und unterdrückungslustig kann sich ein Hasenherz nur in grossen, heroischen Momenten fühlen. Die Furcht macht wild

— „Was sagen Sie dazu? Die Minister Räuber, Verräther, Diebe, Briganten, Gambetta ein . . . das ist unfassbar, das ist . . .“

— „Das Reich der Freiheit!“ fiel ihm der alte Republicaner lächelnd in die hastig hervorgestossene Rede.

— „Nein, der Frechheit! Eine solche Behandlung unserer Staatsmänner, unserer Beschützer, der Säulen der Ordnung . . .“

— „Ist gewiss nicht die liebenswürdigste, einem freien Volke anstehende, allein sie geschah im geschlossenen Raume unter gleichwerthigen Narren, die jeder Autorität entbehren. Sollen wir deswegen die so theuer errungene Versammlungs- und Redefreiheit wieder preisgeben?“

— „Aber das ist doch grässlicher Missbrauch?“

— „Der Missbrauch hebt den rechten Gebrauch nicht auf. Mit der Gewöhnung an die noch jungen demokratischen Einrichtungen wird sich das Alles bessern.“

In dieser Weise gelang es dem alten Republicaner, den erregten Cagnard Numro Zwei wieder einigermaßen

zu beruhigen. Wie er dann noch vernahm, dass Gambetta trotz aller radicalen Verdammungsflüche dieser oratorischen Tollhäusler sich wohl und munter befinde, sogar incognito Deutschland bereise, um in Hamburg, Bremen, Lübeck und Stettin den Preussen die maritimen und handelsgeschäftlichen Fortschritte abzugucken, da fasste er neuen Muth. Allein er hat doch wieder schlaflose Nächte und manchen bösen Traum. In seiner Brust hat die Furcht wieder ihr Quartier bezogen. Nur ein Zauberer vermag sie daraus zu verbannen: Gambetta mit der Wunderkraft seines „grossen Ministeriums.“ Ausser ihm kein Heil für die armen Cagnards Numro Zwei!

Das ist übrigens der höchste Traum der Cagnards aller Herren Länder: eine starke Hand, die ein straffes Regiment führt zum Schutze der geistlichen und weltlichen Budiker-Interessen; was darüber hinausgeht, sind gefährliche Allotria.

Bemerkenswerthes Detail: Freund Cagnard ist Mitglied des Vereins zur Unterdrückung der Vivisection, Mitglied des Executiv-Comités zur Errichtung eines Spitals für invalide Katzen, und da ihn das Geheimnissvolle reizt, meldete er sich auch bei der Freimaurer-Loge „Asyl zu den drei Pyramiden im Thal Josaphat“ an, wo ihm jedoch die Aufnahme aus unbekannten Gründen verweigert wurde.

„Asyl zu den drei Pyramiden im Thal Josaphat“! Wahrhaftig, der Titel ist enorm vielversprechend, aber es scheint doch, dass das Haus besser ist, als sein Schild, sonst müsste ein freier und zahlungsfähiger Candidat von gutem Rufe à la Cagnard daselbst mit offenen Armen empfangen werden. Wie viele Logen gibt es nicht in

Frankreich und vielmehr noch anderwärts, die von Cagnards wimmeln und Cagnards zu den höchsten Würden und Ehren, zu Stuhlmeistern, Rednern und Aufsehern erheben lassen! Ich kann mir eine solche Gesellschaft lebhaft vorstellen und auch die Seligkeit, die sie über ihre contemplativen Mitglieder ausströmt, und unwillkürlich ziehen bei diesem Bilde die wonnevoll-elegischen Accorde des Grabliedes durch mein Gemüth:

„Wie sie so sanft ruhn, alle die Seligen!“



XXI.

Ich schlage mein italienisches Reisetagebuch auf und finde unter Rom, 20. October 1877 folgendes politische Stimmungsbild, das ich heute nicht ohne einige Verwunderung lesen kann:

Das Mittelalter, mein verdammter Ketzer, war eine schöne Gegend, in der sich's lustig lebte und selig starb. Und diese heitere Mannigfaltigkeit des Sterbens! Nicht der leistungsfähigste moderne Tragödienfabrikant verfügt über ein so wohl assortirtes Lager von Todesarten, eine reizender, als die andere Man konnte sich schmoren, braten, spiessen, viertheilen, auf's Rad flechten, erdrosseln, vergiften, ersäufen, verhungern, lebendig verscharren, aufhängen, ausweiden, zu todtkitzeln lassen, um irgend einer ketzerischen Bagatelle willen — und das alles auf die manierlichste, eleganteste, orthodoxeste Weise zur grösseren Ehre Gottes und seiner heiligen Kirche, sowie zur eignen Lustbarkeit der Seele in einem besseren Jenseits und zwar mit relativ geringen Unkosten.

Lustig gelebt und selig gestorben,
Heisst dem Teufel die Rechnung verdorben.

Der Teufel wurde damals allerdings arg geprellt; er

hatte höchstens den Dunst vom Braten, denn die Seelen flogen, von der sündigen Erdschwere befreit, direct in Abrahams Schoos. Nie wurde die Seelenretterei mit mehr Schwung und Zuverlässigkeit betrieben — und der Erfolg war überdies von der Firma garantirt.

Nicht diese widerspruchsvolle Grimasse, mein verdammter Ketzer! Du bist in Rom, das jedwede Zweifelsucht verdammt, in der Residenz der allerchristlichsten Seelen-Monarchie, und athmest auf dreihundert Schritt Entfernung die nämliche Luft mit dem unfehlbaren Statthalter Gottes resp. Christi auf Erden. Bedenke, bedenke!

Eigentlich war das Mittelalter schon das Himmelreich auf unserm Planeten, oder wenigstens eine Generalprobe desselben. Es war nur raffinirter Jux, wenn man beredtsame und feiste Pfäfflein noch vom Jammerthal predigen liess. Die Erde war ein Paradies — nur ohne den verhänglichen Baum der Erkenntniss — und das Jenseits konnte kaum mehr sein, als eine revidirte und vermehrte Auflage in Imperial-Folio; denn hienieden liefen vielleicht doch noch ein paar Satzfehler mit unter, und auch die Vollständigkeit mochte hie und da etwas zu wünschen übrig lassen. Immerhin! In der Hauptsache war das Mittelalter himmlisch!

Wenn doch damals der prophezeite jüngste Tag hereingebrochen wäre und die selige Geschichte definitiv gemacht hätte. Aber der jüngste Tag kam nicht, und bei dem Ansturm der folgenden Jahrhunderte der Reformation, der Aufklärung, der Revolution, der Kritik, der Naturwissenschaften ging das selige Mittelalter vollständig aus dem Leim. Die triumphirende Kirche musste sich wieder auf die streitende Kirche zurückschrauben lassen. Du bist in Rom, schau dich um — merkst du was?

Mit der Kirche ging natürlich auch die Christenheit zurück, und unsere Zeit repräsentirt das Fegfeuer auf Erden, also einen Durchgangspunkt, von dem aus ein Pfortchen in den Himmel, ein anderes in die Hölle führt — ein drittes giebt es nicht nach der unfehlbaren Heilslehre. Wie aber Alles marschirt hienieden, so kann man auch im Fegfeuer keine Ewigkeit mehr sitzen bleiben. Das begreift am Ende der verhockteste Sünder und steifbeinigste Fegfeuer-Insasse.

Was nun? Ganz unter uns, mein theurer Ketzer, ich sehe, wie sich das Pfortlein sachte öffnet, das uns den Ausgang in den Himmel wieder freimacht. Hab' keine Angst! Wie auf Flügeln der Morgenröthe werden wir mit dem grossen Haufen hinübergelangen, schlummertrunken, culturkampfmüde, in süsser Gedankenlosigkeit, die Hände andächtig im Schoosse gefaltet und die letzte Nummer der „Täglichen Rundschau für Nichtpolitiker“ in der hinteren Rocktasche.

Der schwere Fegfeuer-Alp der im Syllabus anathematisirten sogenannten Culturerrungenschaften, als da sind Gewissensfreiheit, Pressfreiheit (wenn auch noch so staatsanwaltschaftlich temperirt), Civilstandsregister, Simultanschule und ähnliche liberale Schwerenöthereien, wird von der Christenheit weichen, und wenn sie eines schönen Morgens, der hoffentlich nicht mehr ferne ist, zum Fenster hinausblickt, wird sie die himmlische Luft in vollen Zügen athmen — die himmlische Luft eines neuen Mittelalters. Welch' ein entzückender Scenenwechsel! Zuerst traut man seinen Augen kaum, man befühlt sich mit beiden Händen den fabelhaft leicht gewordenen Kopf, dann die mittelalterlich verjüngte Umgebung selbst, ob sie auch echt und

nicht etwa von Talmi oder Tombak oder sonst ein trügerisches Fabricat irgend eines pseudoclericalen Schwindelmeiers sei Schau, schau, es ist wirklich Alles echt, so echt wie nur je die Perle von Meppen! rufen die seligen Freunde beim Morgenbesuch einander zu. Und dann ein Hin- und Herfragen, ein Hin- und Herwundern, wie das nur möglich sei und wie alles so geschickt und glatt von statten gehen konnte, trotz des so formidablen Widerstandes der Juden und Freimaurer und Freihändler und anderer Fortschrittssimpel, trotz aller Einsprache der frechen Wissenschaft

Und auf den Höhen der also verhimmelten Erde wird die Gewalt thronen, die geistliche und die weltliche in majestätischer Eintracht, in göttlicher Harmonie, und die Völker werden ungeheuer selig sein, denn sie dürfen nunmehr sämtliche Steuern indirect und zehnfach zahlen, sie dürfen unter dem allezeit bereiten Beistand der Gensdarmen anbeten und opfern, sie dürfen unter der Nase der Bureaukratie das Weihrauchfass schwingen und unter vier Augen das Weinglas und die Fuselflasche Alle Tage wird nach dem Feierabend militärisches Schauspiel sein mit frommem Glockengeläute und Tanzmusik nach der Betstunde. Ausserdem erhält jedermann eine officiële Gebrauchsanweisung auf Stempelpapier, was er mit seinem seligen Leben anzufangen, denn des eignen Denkens Noth und Fürwitz wird aufgehoben sein immerdar.

Auf den Höhen wird die Gewalt thronen, zuoberst aber der Papst sitzen. Ein Strahl der Unfehlbarkeit wird von der Tiara auf die Kronen der von Constitutionen und Parlamenten befreiten Fürsten fallen. Die Cardinäle allein werden die Minister der Könige sein

Und was für Cardinäle! Ihres Gleichen hat die Welt noch nicht gesehen. Ein Cardinal de Richelieu, der die Sarabande vor der Königin Anna d'Autriche getanzte; ein Cardinal Mazarin, der sich derselben Königin als Wittwen-trost offerirt; ein Cardinal Dubois, der sich den Minister-titel für ein Dutzend Stockschläge auf den blossen Hintern ausbedungen; ein Cardinal Alberoni, der die Ministerwürde durch seine exquisite Maccaroni-Kochkunst erworben: sie alle, die in der Diplomategeschichte des Reiches Gottes auf Erden so Hochgepriesenen, sie werden zu bleichen Schatten herabsinken vor den rothgeröckten Collegen, so da kommen und im Rathe der Könige sitzen sollen.

Das auserwählte Volk der mittelalterlich erneuten Welt werden die Franzosen sein und Paris das neue Jerusalem, von dessen Zionsburg das weisse Banner des Mirakelkönigs, des unsterblichen Henry des Fünften und doch so Einzigen, wehen wird, denn nicht umsonst hat durch die Jahrhunderte hindurch das katholische Gallien in der Kosesprache der Päpste „la fille ainée de l'église“ geheissen. Die h. Jungfrau wird nicht mehr gezwungen sein, in Lourdes und andern obskuren Provinznestern zu erscheinen; sie wird mitten in Paris auf den eleganten Boulevards promeniren und höchstpersönlich den Verschleiss ihrer „allein echten“ Wunderwasser (vor Nachahmungen wird gewarnt!) überwachen. Und Gambetta und Jules Ferry und die übrigen Ueberlebenden von der dirigirenden Secte der spielend überwundenen dritten Republik komischen Andenkens? Das Kirchenvolk hat unter dem seligen Scepter des Mirakelkönigs seine alten Schwächen abgelegt und sich dafür die lieblichsten Tugenden, als da sind Sanftmuth, Milde, Veröhnlichkeit u. s. w., angeeignet; die überlebenden republi-

canischen Häuptlinge werden darin eine Quelle unerschöpflicher Wohlthaten finden. Gambetta wird die Glöcknerstelle von Notre-Dame erhalten; Jules Ferry avancirt zum Sacristan der Sacré-Coeur-Kirche auf dem Montmartre (eine Sinecur, da dieses Nationalheiligthum noch nicht ausgebaut ist und nicht vor dem dreissigsten Saeculum dem öffentlichen Betrieb wird übergeben werden können), Léon Say, der republicanische Finanzmann, wird Buchhalter in der staatlichen Reliquien-Fabrik zu Sèvres und Jules Grèvy, der diplomatische Schweiger, Aufseher über die Königs-Gräber in Saint-Denis.

Von Frankreich wird das Heil über die übrigen, natürlich inferioren, Völker ausgegossen werden, über Deutschland, Italien, England, San Marino, Oesterreich, Spanien u. s. w. In Italien wird die savoyische Dynastie zur Mythe geworden sein und der Papst-König herrschen von den Alpen bis an die Südspitze Siciliens. In Deutschland — — — —

Doch genug. Ich mag nicht weiterlesen in den fast schon vergilbten Blättern meines italienischen Reise-Tagebuchs. Wie traumhaft muthet mich heute, nach vier Jahren, meine damalige Stimmungsmalerei an! Trotzdem spricht aus diesen bizarren Zügen nicht eine phantastische Laune des ketzerischen Rompilgers, sondern die wahrhaftige Stimmung eines zu pessimistischen Gebilden geneigten aufmerksamen Beobachters der Weltlage. Im Herbste 1877 lagen die Dinge in Italien und Frankreich wirklich so, dass man in beiden Ländern an einen bevorstehenden Sieg der clericalen Reaction, an einen Umschwung zu Gunsten des ultramontanen Programms im Ernste denken konnte. In Deutschland zwar sah es damals noch hell und munter

aus; man errichtete zu Ehren Bismarcks noch Canossa-Säulen mit der Inschrift: „Nach Canossa gehn wir nicht!“ und freute sich weidlich der cultürkämpferischen Unternehmungen des starken Kaiserreichs, während in Frankreich die schwarze Bande unter der Führung des Betbruder-Marschalls Mac Mahon lustig auf den Umsturz der republicanischen Institutionen hinarbeitete und in Italien die parlamentarische Zerfahrenheit die Einheit und Freiheit der Monarchie stark bedrohte und die Herzen der Vaticanisten mit der Hoffnung auf baldige Restauration des Kirchenstaates schwellte. Die italienischen Krummstäbler und die französischen Säbelhelden nach dem Herzen der Madame Präsidentin Mac Mahon erhoben die Hände zum feierlichen Erlösungsbunde. Alle Fäden der ultramontanen Intrigue liefen in Paris, der temporären Filiale des Vaticans, zusammen. Frankreich marschirte an der Spitze der clericalen Eidgenossenschaft von ganz Europa.

Und heute, im Herbst 1881?

Die Hauptstärke des continentalen Ultramontanismus liegt nicht mehr in Frankreich, sondern in Deutschland. Nicht mehr im Parlament der Franzosen, sondern im Parlament der Germanen hat der „Zauberer von Rom“ seine ergebensten und feurigsten Helfershelfer. Da das deutsche Parlament aus dem allgemeinen Wahlrecht der Gesamtnation hervorgeht, so hat die von Wahl zu Wahl fortgeschrittene Stärkung der Centrumspartei eine nicht zu unterschätzende symptomatische Bedeutung für den augenblicklichen Geisteszustand des Germanenthums. Der papistische Romanismus könnte sich zu dieser Erwerbung neuer Machtmittel gratuliren, wenn er nicht auf der nächsten Verwandtenseite, bei Italienern und Franzosen, die empfind-

lichsten Einbussen erlitten hätte und nicht täglich noch erlitt. Das republicanische Frankreich und das demokratische Italien sind entschieden antipapistisch. Die ganze prahlhansige Pracht und Macht der ultramontanen Parlamentarier Deutschlands reicht nicht aus, um den Vatican für die in Frankreich und Italien erfahrenen Schlappen schadlos zu halten; sie vermögen ihm zwar ein momentan wirkendes Linderungspflaster, aber durchaus kein Heilmittel zu gewähren.

Fort aus dem Vatican! Das schien in diesen Tagen der erneuten Trübsal die fixe Idee des dreizehnten Leo zu sein. Fort aus dem Vatican! Und warum? Weil es die alte Heiligkeit satt hat, der Gefangene der Cardinäle zu sein? Vielleicht. Gewiss aber auch deshalb, um durch seine Abreise den liberalen Römern und dem Hause Savoyen einen Possen zu spielen; sie haben Seiner Unfehlbarkeit und dem Cadaver seines Vorgängers schwere Kränkung zugefügt und dafür sollen sie büssen. Das Papstthum gedenkt sich eine billige Rache zu verschaffen, indem es seine Koffer packt und durch wirkliches oder fingirtes Ausreissen der italienischen Monarchie nun Verlegenheiten bereitet. Schlechter Calcül! Blinder Eifer!

Das Papstthum allein würde den Schaden haben, wenn es seinen vaticanischen Feenpalast verliesse und aus dem warmen, von der Gläubigkeit der christlichen Jahrtausende so wollüstig weich und märchenhaft reich gepolsterten und geschmückten Neste den abenteuerlichen Ausflug auf die fremde Heerstrasse riskirte. Zudem könnte der Papst nicht mit leichtem Gepäck reisen, wie der erste beste Tourist, der blos seinen Spleen oder seine Neugierde spazieren führt. Das Prestige des Papstes liegt nicht in seiner Persönlichkeit

allein — weit gefehlt! — es liegt sogar nur zum kleinsten Theil in seiner Persönlichkeit — Heiligkeit hin, Heiligkeit her! — und zum grössten Theil in der historischen und kirchlichen Decoration, kurz, in dem gesammten römischen Apparat des Vaticans, der Peterskirche, des Cardinalscollegiums, der Schweizergarde, der sixtinischen Capelle mit den Michelangelo'schen Fresken und dem Castratengesang u. s. w. In der grossartigen kirchlich-theatralischen Feerie, die man das Papstthum nennt, spielt der Papst zwar die erste Rolle, aber doch nur eine Rolle, und die übrigen tausend Rollen bis herab zum letzten Statisten sind für das Gelingen des ganzen wundersam inscenirten Ausstattungsstückes und für die Illusion und für die Wirkung auf das Zuschauerpublicum so nothwendig, wie der Zwischenactsvorhang und die Decorationen und das Schnürwerk und das electrische Licht und die bunten Costüme und die Theaterluft und die Schminke. Lasst den ersten Heldenspieler aus seiner fictiven Welt heraustreten, setzt ihn von dem Bühnenschauplatz plötzlich auf die Strasse, aus der künstlich arrangirten Scenenbeleuchtung in das grelle Tageslicht — und alle Illusion ist dahin, der Held ist eine groteske Figur, die dem Gelächter der Strassenjugend anheimfällt, jede dramatische Geste, jede Tirade, jeder mimische Zug wirkt in der ungeeigneten Umgebung zum Umfallen komisch und wäre der Sinn auch noch so tief.

Was den Papst erst zum Papste macht, ist der grandiose vaticanische Rahmen, der erschütternde, den gleichgiltigsten Menschen mit Schauer und Entzücken erfüllende römische Hintergrund, die blendende historische Beleuchtung, die mit den mystischen Ideen der Jahrtausende geschwängerte Atmosphäre, darin er agirt.

Kann der auswanderungslustige Leo XIII. diesen Riesenapparat in seinen Reisekoffer packen? Kann er ihn in einem Extrazug von Möbelwägen nachkommen lassen? — — ! — —

Fort aus dem Vatican, fort von Rom! Gut. Wohin? Nach Avignon? Da spuken schlimme Gespenster (siehe die betreffenden Capitel der Localgeschichte von 1309—1377!) und das republicanische Frankreich von heute dürfte kaum die Lust verspüren, sie zu bannen. Nach dem verlassenen Miramar? Bekanntlich auch eine böse Station, trotz der reizenden Lage; auch zuviel Wasser und Berge ringsum. Das erschwert in stürmischer Jahreszeit die Pilgerfahrten und die sichere Zufuhr der Peterspfennige. Nach Salzburg? Die Oesterreicher, sonst nicht die vorsichtigsten Leute, haben in der Presse schon abgewunken; sie trauen dem präsumtiven Gastfreunde nicht, selbst wenn er den grössten apostolischen Segen zum Geschenke brächte. Timeo danaos etc. Nach Malta? Den Engländern käme es in diesem Fall auf einen Felsen mehr oder weniger nicht an, allein sie besehen sich den asylsuchenden Papstkönig gewiss zweimal, bevor sie sich entschliessen, sich neue Verwicklungen und Lasten aufzuhalsen. Jerusalem? . . . Constantinopel? . . .

Die meisten Aussichten für eine relativ geschützte päpstliche Niederlassung böte das culturfriedliche Deutschland mit seiner altberühmten Pfaffengasse am heiligen Rheine. In Köln ruhen auch die Gebeine der heiligen drei Könige, besungen von Heinrich Heine; da wäre gewiss noch ein Logis für einen vierten. Jedoch der Papst ist ein alter Herr und das Papstthum eine alte Institution, und wer weiss, ob sie bei ihren specifisch römischen Lebensgewohn-

heiten die Acclimatisirung im rauhen Norden überdauern würden.

Alles in Allem genommen: das Papstthum handelt in seinem besten Privatinteresse, wenn es den Aerger verbeisst und in seinem behaglich warmen Geburtslande bleibt. Kommt es dann einmal zum Sterben — und Alles ist sterblich hienieden: Könige und Königthümer, Päpste mit und ohne Unfehlbarkeit, Götter und Helden und gewöhnliche Windbeutel, Alles und Alle! — so wird es für den dreizehnten Leo wie dereinst für den letzten Papst eine rechte Erleichterung sein, in dem schönen vaticanischen Himmelbett die Augen zudrücken zu dürfen.

Das Papstthum ist auch in seiner reducirten und merklich decrepiten Erscheinung immer noch Roms anziehendste und einträglichste Sehenswürdigkeit. Die Römer könnten es ohne den Papst selbst noch nicht recht aushalten, und ginge der rechte in übler Laune davon, ich wette, sie würden sich flugs einen andern fabriciren. Für den leergewordenen Vatican wüssten aber die römischen Freimaurer jetzt schon Rath: sie würden ihn in eine universale Grossloge verwandeln.

Ich finde eine hierauf bezügliche Notiz in meinem italienischen Reise-Tagebuch. Als ich einem Logenbruder gegenüber, der sich als Dramatiker und Romancier einen geachteten Namen in der aufstrebenden Literatur des jungen Italiens erworben, meine Befürchtung einer brutalen Pfaffencomödie in der Politik zu motiviren suchte, — es war in den Lorbeer-Alleen des Monte Pincio, wo der Spaziergänger zwischen den in Marmorstatuen verewigten unzähligen celeberrimi Italiani stundenlang defiliren kann — da warf er sein Römerhaupt stolz zurück und mit einer süperben Geste

auf die dunkle Masse des Vaticans deutend, die sich in unschönen, nichtssagenden, gelangweilten Linien vom goldnen Abendhimmel abhob, rief er aus: „Betrachten Sie diese Leoninische Stadt rings um den Sanct Peter herum! Haben Sie, besonders in dieser poetischen Beleuchtung, je etwas Düsteres, Verlasseneres, Verzweifelteres gesehen? Muthet Sie das nicht an, wie die ungeheure Höhle eines Löwen, der sich zurückgezogen, um ruhig, aber bitter und unsagbar missgemuth dem Tod seinen Tribut zu zahlen und dem Dasein für immer Valet zu sagen? Greisenhaft wie die Institution, sind ihre Repräsentanten; ein Greis, ein Sterbender löst den andern ab, kein Tropfen frischen, kräftigen Blutes fließt mehr in dem Schädel, der die Tiara trägt. Das Papstthum ist von der Hand des Todes gezeichnet; es stirbt langsam, aber es stirbt. Seine politisch-religiösen Agitationen in dieser neuen Welt der Wissenschaft und der Freiheit sind die letzten Convulsionen eines zum Tod Verdamnten. Keine Dynastie der Welt vermöchte durch ihre Intervention diesen Schicksalsspruch aufzuheben, und die heroischen Zeiten, wo sich noch ganze Völker für ein Phantom erhoben und wild hinaus stürmten, wie im Fieber-Paroxysmus, sind vorüber. Das ärmliche Schauspiel der modernen Pilgerschaaren, die in einem Eisenbahnzug dritter Classe angefahren kommen mit einem auf Tag und Stunde fixirten Retourbillet in der Tasche! Das reisst wahrlich den Vatican nicht mehr aus seiner Einsamkeit und Weltverlassenheit! Das Bronzethor des Papstpalastes knarrt in seinen verrosteten Angeln, die mächtigen Flügel gehen ächzend auseinander, die Pilger werden truppenweise hinein und truppenweise hinausgelassen, dann fällt das Thor wieder zu und nur der schwerfällige Schritt der Schildwache mit

dem Chassepot im Arm hallt monoton auf dem Pflaster wider; der Gefangene bleibt hinter Schloss und Riegel zurück. Mit jedem Tage vertieft und verbreitert sich die Kluft zwischen dem Vatican und dem neuen Rom. Hauptstadt der Christenheit? Mittelalterliche Legende! Unser Rom ist nur lebendig und gross und zukunftsreich als die Hauptstadt des freien und einigen Italiens!“

Und den Vatican geben Sie preis, damit er den künftigen Jahrtausenden ein ähnliches Zeugniß bringe wie die Ruinen von Babylon unserm Geschlecht?

„Wir denken nicht daran! Wenn der Cadaver des Papstthums definitiv eingescharrt ist, dann werden die Freimaurer die Kluft zwischen der ewigen Stadt und dem Vatican wieder ausfüllen, der Vatican wird als die erste universelle Grossloge, der Dom von Sanct Peter als der erste Tempel des Menschheitsbundes zu neuer Herrlichkeit erstehen“

So gab ein Wort das andere; die Sonne war untergegangen, und ein feiner, weisser Nebelstreif schwebte über dem Tiberflusse, und wir schritten immer noch auf dem einsamen Monte Pincio in regem Wechselgespräch über die zukünftigen Schicksale des Papstthums und der Freimaurerei. Plötzlich blieb mein Römer stehen, wie von einer höheren Eingebung getroffen. Dergleichen hat im Angesicht des Vaticans nichts Wunderbares.

„Ich habe die Rettung des Papstthums erschaut!“ rief er aus. Leider konnte ich der Dunkelheit wegen das interpretirende Mienenspiel nicht mehr wahrnehmen.

Lassen Sie hören, gottbegnadeter Seher! antwortete ich ruhig und gefasst.

„Die christlichen Mächte, sagen wir Oesterreich-

Deutschland, werfen den Sultan mit seiner islamitischen Prophetensippe nach Africa hinüber, wo er von Rechtswegen längst hingehört. Constantinopel ist frei, mehr noch: es ist neutral, denn es gehört keinem einzigen Volk, keinem einzigen Bekenntniss mehr an. Der Papst siedelt von Rom nach Constantinopel über. Das Quartier der Eunuchen wird von den Castraten bezogen — das ist keine Aenderung; die Sophien-Moschee wird die Metropolitankirche der Katholicität, an die Stelle des Halbmondes tritt das Kreuz — das ist eine Revolution, die das Papstthum wieder in die Höhe bringen muss. Das Christenthum kam aus dem Orient und kehrt wieder dahin zurück. Constantinopel wird ein verjüngtes Rom. Der Papst —“

Lebt nach wie vor herrlich in der Welt, unterbrach ich ihn lachend — und ein neuer Act der grossen Tragicomödie beginnt! In diesem Augenblick krachte ein Schuss im nahen Gebüsch. Der Römer eilt darauf zu, ich ihm nach. „Es ist nichts“, sprach er, „ein Pfaffe hat sich eine Kugel durch den Kopf gejagt.“ — Abscheulich!



XXII.

Deutsche Geistesheroen als Freimaurer!
Welch' ein prächtiges Thema! Dass nicht schon längst eine wohlhabende und literaturfreundliche Loge auf den Gedanken gekommen ist, einen Preis von ein paar tausend Mark oder mehr (man soll der generösen Initiative spendabler Logen-Enthusiasten keine Schranke ziehen) für die beste Bearbeitung dieses ebenso wunder-schönen als zeitgemässen Stoffs auszuschreiben! Merkwürdig, wie das Einfachste und Lockendste am spätesten wahr-genommen, am seltensten ergriffen zu werden pflegt, nicht-wahr? und dies selbst in Kreisen, wo der Lichtcultus Helle über Helle verbreitet und jede verborgene Schönheit her-vorzieht und in die wirksamste Beleuchtung rückt, in Kreisen, wo der Idealismus seine ewige Lampe hat und über die banausischen Kleinsorgen der verdüsterten Mate-rialisten Sieg über Sieg davonträgt!

Fast alljährlich feiert in deutschen Landen eine und die andere gerechte und vollkommene Loge ein glänzendes Jubelfest; wie selbstverständlich, möchte ich sagen, wäre da der Gedanke, das reiche Festprogramm mit einem lite-rarischen Preisausschreiben zu zieren, zu dem Guten der

Tafelfeier den Glanz und den Schimmer einer hellleuchtenden Geistesthat zu fügen und zum bleibenden Gedächtniss und zu Nutz und Frommen des Bundes dem „Volk der Dichter und Denker“ ein Büchlein zu schenken, in welchem mit anziehender Feinheit, mit allem Reiz schriftstellerischer Kunst ein Thema wie das angegebene von einer preiswürdigen Feder behandelt wird!

Deutschland allein zählt gegen 35,000 Freimaurer (die Brr deutscher Zunge in der Fremde nicht mitgerechnet), die es sich gewiss zur Pflicht und zum Vergnügen machen würden, ein solches Preiswerk zu erwerben und ihrer, wenn auch noch so reich ausgestatteten, Hausbibliothek einzuverleiben, denn für ein freimaurerisches Literaturkleinod ist ja immer noch ein Plätzchen vorhanden. Wenn heutzutage schon eine gewöhnliche freimaurerische Schrift, honnettes Mittelgut, es in kurzer Frist auf ein Minimum von zehn bis zwölf Auflagen bringt und damit der profanen Welt, die etwas bücherkaufscheu geworden sein soll, ad oculos demonstrirt, welcher erhebende geistige Zug, welches energische, das gemeine Geld, den ordinären Mammon nicht sparende Streben nach den lichten Aetherhöhen des Ideals durch unser modernes Logenthum geht, so müsste ein preisgekröntes Jubelbuch einen fabelhaften Absatz finden und die stärksten Auflagen würden ohne Zweifel wie frische Semmeln weggehen.

Also auch von der rein geschäftlichen Seite betrachtet (die natürlich bei den symbolischen Tempelbauern nur eine sehr wenig ins Gewicht fallende Rolle spielt, was ich ausdrücklich bemerke, um das idealistische Zartgefühl gewisser, etwas empfindlicher Logenmitglieder nicht zu verletzen) würde das von mir angedeutete Unternehmen nur die so-

lidesten Vorthelle bieten und einen goldenen Strom in die Logencasse leiten. *)

Die deutschen Geistesheroen als Freimaurer!

Die ausgeschriebenen Federn würden wieder stramm und jung werden und sich mit Feuer dieses Prämien-Themas zu bemächtigen und ihm die herrlichsten, wirksamsten Seiten abzugewinnen suchen; neue, unbekannte Talente würden hervorbrechen gleich mächtigen Sonnen, um ihr jungfräuliches Licht auszugießen über unser geweihtes Gebiet; die publicistischen Dilettanten würden in fieberhaftem Schöpfungsdrang die Gelegenheit ergreifen, um ihr aufgespeichertes Wissen, ihr überströmendes Gefühl in die correcteste und schmuckreichste Form zu fassen; kurz, der Wettbewerb würde ein phänomenaler sein und selbst die ursprünglich kühlen Preisrichter mit Wonneschauern erfüllen.

Und erst die Recensenten, die berufsmässigen wie freiwilligen Kritiker unserer Bundesliteratur-Producte — wie würden die aufjubeln! Das Erscheinen eines solchen Preisbuches über die deutschen Geistes-Coryphäen in der Freimaurerei wäre für sie ein fettes Huhn im Topf, für sie, die in der gewöhnlichen kritischen Amtspraxis so oft mit Wasser kochen müssen und, selbst auf schmale Kost gesetzt von den Literaturproducenten, natürlich auch dem Leser keine lucullische Schüssel vorsetzen können. Du lieber Himmel, Marbach, Schiffmann, Findel, Loewe, können

*) Einen Theil des Ueberflusses, etwa eine erste Rate von fünftausend Mark könnte man der soviel discutirten und doch so herzlich ersehnten Centralhülfskasse zuweisen und damit neuen Schwung in die etwas flau gewordenen Einheitsbestrebungen im Bereiche der materiellen Werkthätigkeit bringen.

eben auch nicht jeden Tag einen neuen Band erscheinen lassen, und Robert Fischer, der fleissigste von allen, der noch in voller Frische das Jubiläum seines hundertsten Buches erleben möchte, um den Abend seines Lebens mit dem tausendsten fröhlich zu inauguriren, Robert Fischer, der

Das Zusammentreffen ist wirklich merkwürdig, und der Zufall hat wieder einmal den pfiffigsten Streich gespielt.

Ich erhitze mich über ein Lieblingsthema, träume von einer Preisbewerbung, die demselben die vollendetste Behandlung sichern sollte, male mir alle Einzelheiten seines sensationellen Erfolges aus und schaue im Geiste ein Monumentalwerk, das unser Bund den nationalen Geistesheroen, den genialsten Meistern, die je ein symbolisches Schurzfell getragen, in unserer Literatur zu errichten berufen ist, — — und da tritt der Zufall mit inspirirt lächelnder Miene in der Gestalt des Regierungsrathes und Altmeisters Robert Fischer sachte an meine Seite und schiebt ein nagelneues, noch frisch von Druckerschwärze duftendes Schriftchen in zartblauem Umschlag auf meinen Werk Tisch:

Deutsche Geistesheroen

in ihrer Wirksamkeit

auf dem Gebiete der Freimaurerei.

Staune, mein Herz, und freue dich, dein Traum ist erfüllt, das ersehnte Werk vollbracht; dem feinen Spürsinne Fischers für das Actuelle und Wirksame, für das Wünschenswerthe und Lückenausfüllende ist der grosse Wurf gelungen, ohne dass es einer anregenden Preisausschreibung bedurft hätte.

Und meine Augen ruhten voll Wohlgefallen auf dem

Titel, und mein Herz staunte und freute sich. Ich war wie beschämt von dieser märchenhaften Zuvorkommenheit des eminenten Verfassers, der sogar fast Wort für Wort mein Thema getroffen hatte!

Ich schlug das Werk andächtig auf und las es in einem Zuge durch — 117 Seiten. Nein, ich hatte mich doch getäuscht. Ich muss es ohne Umschweif sagen: meine Idee einer Preisausschreibung ist durch die freundliche Fischer'sche Darbietung nicht hinfällig geworden. Was Fischer gibt, ist nützliches, werthvolles Material, zusammengesucht aus Zeitschriften und Büchern und schmuck- und kunstlos hingeschrieben. Es ist kein Buch im literarischen Sinn, es ist nicht durch den Filter eines starken kritischen Geistes gegangen, es ist nicht durchlebt und hat darum auch kein persönliches Leben. Der Stil hat nicht nur keine Farbe, kein Relief, keine eigene Physiognomie, er ist stellenweise auch ungelenk, unbeholfen und von mehr als zweifelhafter Correctheit. Beispiele! Ich blättere wahllos und stosse auf Folgendes:

S. 69: „Für sie konnte nur ein so klarer Kopf und ein so entschiedener Charakter eintreten, als Lessing.“ Zwei Sätze weiter nach diesem Saxonismus:

„Die thatsächliche Entstehung des Nathan beruht in dem Kampfe mit dem Hamburger Prediger Götze, der ihn (wen?) wegen der Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente angegriffen hatte. Er konnte denselben nicht zum Schweigen bringen und griff zu einem alten Schauspiele, das er noch von seiner Theaterzeit her liegen hatte, was er bearbeitete und als Nathan herausgab. Dieses sollte in einem lebendigen Lebensbilde zeigen, was Lessing demonstrirend noch nicht hatte klar machen können (?)“ u. s. w.

S. 81: „Die Freimaurerei war der Brennpunkt der bedeutendsten und gebildetsten Männer, die sich zur Aufgabe gemacht hatten, zur Beförderung der Gewissens- und Denkfreiheit zu wirken und den Aberglauben und die Schwärmerei, mithin also die Hauptstütze von Beiden (?) das Mönchswesen zu bekämpfen.“ Herr, dunkel ist der Rede Sinn! Dass die Freimaurerei als „Brennpunkt der Männer“ sich schliesslich auch noch als feuergefährliche Einrichtung enthüllt, wird von unsern gegnerischen Nachtwächtern und reactionären Spritzenmännern nicht unbemerkt bleiben. Welche Angst dieser „Brennpunkt der Männer“ den christlichen Ehefrauen einflössen muss, wage ich kaum anzudeuten. Unglücklicher Brennpunkt!

S. 116/117: „Und wie er, um zwei rechtschaffene Familien in Aarau nicht ins Verderben zu stürzen, auf einen grossen Theil seines Vermögens verzichtete, so ist dies eine That, die nicht allein unsere Bewunderung, sondern unsere volle Anerkennung verdient!“ Setzt etwa nicht die Bewunderung die „volle Anerkennung“ schon voraus?

S. 49: „Und doch hat Krause der Freimaurerei mehr genützt und mehr für sie gethan als viele Tausende von Jenen, die sich Freimaurer nennen und sie kaum dem Namen nach kennen.“ Letzteres ist die pure Unmöglichkeit.

S. 53: „Dies erregte grosses Aufsehen, und nachdem am 11. September 1810 ein anderweites Schreiben der drei Berliner Grossmeister eingegangen war, in welchem die Entfernung der Brr Krause und Mossdorf categorisch gefordert wurde, wurde, da die Zumuthung an diese Brüder, freiwillig die Loge zu decken, wiederholt fruchtlos

gemacht worden war, am 8. October 1810 ein Circular in Umlauf gesetzt, in welchem jeder Brd Meister, Gesell und Lehrling zur Erklärung darüber aufgefordert wurde, was er beschliesse“ u. s. w. Welch' ein Satzungeheuer!

S. 36: „Wenn irgend Jemand in Folge seiner Stellung im Leben, seiner ganzen Thätigkeit und seiner Anlagen des Maurerbundes nicht bedurft hätte, um dessen Segnungen auf sich einwirken zu lassen, so war es gewiss Goethe; und doch schloss er sich demselben an und blieb ihm treu; denn noch im Tode war es seine Devise wie die des Maurerbundes: Licht, mehr Licht!“ Eine Devise im Tode noch, das ist Alles, was man verlangen kann.

S. 60: „Gleichwohl hat Lessing wesentlich, ja weit- aus mehr für die Freimaurer ausserhalb des Bundes gewirkt als Goethe. Er ist der leuchtende Stern geworden, der, seiner Zeit voraus, noch heute glänzt und Klarheit verbreitet.“ Goethe etwa nicht mehr?!

Dafür steht S. 29: „Er (Goethe), der nicht sich allein, sondern der Menschheit lebte, behauptete schon einen Standpunkt, der ihn, wie selten Einen befähigte, die Grundsätze des Masonenbundes ins Leben einzuführen“ u. s. w. Historisch-kritisch betrachtet, schiesst auch diese Behauptung über das Ziel hinaus. Und S. 47: „Nicht umsonst stellen wir daher Goethe, Lessing und Herder als die drei grössten und hellglänzendsten Sterne der Classicität am Maurerhimmel hin, die, wie in ihrer ganzen Wesenheit, so in ihrem Wirken und Schaffen auf dem Gebiete der Literatur der grössten Bewunderung und der verdienstvollsten Anerkennung (soll wohl gemeint sein: der vollsten Anerkennung ihrer Verdienste?) werth sind. Nicht umsonst steht auf dem Grabstein Herder's das

Dreiwort: Licht, Liebe, Leben; es war sein segensreicher Begleiter hienieden.“

Zu den überhasteten Urtheilen zählt S. 56 der Ausspruch: „Durch dieses Werk (die drei Kunsturkunden) hat sich Krause ein grösseres Verdienst erworben, als durch alle seine übrigen philosophischen Schriften.“

Noch ein einziges Citat aus der Vorrede: „Gewiss nicht ohne Interesse ist es daher, die Stellung der bedeutendsten Geisteshelden (Fischer rechnet dazu auch Mahlmann und Zschokke!) zur Freimaurerei kennen zu lernen. Man wird daraus ersehen, dass es diesen zu ihrer Förderung an Intelligenz nicht gefehlt hat —“

Beim Geier auch! würde da der selige Bruder Lessing ausrufen. Wenn es den „bedeutendsten Geisteshelden“ an Intelligenz gebrähe, wo wäre dann das seltene Gut überhaupt noch aufzutreiben? Oder meint der Verfasser eine ganz besondere Art von Intelligenz, ohne deren Besitz sogar der „bedeutendste Geistesheld“ noch vorstellbar wäre, aber der Logenbruder nicht mehr? Das wäre sonderbar schmeichelhaft für die Freimaurer.

Hier breche ich ab. Fern sei es von mir, den eifrigen Br. Fischer wegen der seiner Feder passirten Unfälle ungebührlich chikaniren zu wollen. Ich habe mir bloss vorgesetzt, den Nachweis zu erbringen, dass seine Bearbeitung der Deutschen Geistesheroen der Eigenschaften ermangelt, die wir von einem literarischen Werk unbedingt fordern müssen. Ich weiss sehr gut, dass man in dieser Beziehung in jenen deutschen Logenkreisen, wo man die „königliche Kunst“ am reinsten zu besitzen glaubt, ganz bescheidene Ansprüche stellt und sich mit einem Minimum literarischer

Reinheit zufrieden gibt, sofern nur die Kunst des „guten Tones“ nicht beeinträchtigt erscheint.

Ein individueller, charakteristischer Stil? Eine geistige Denkweise, die sich von der geheiligten Schablone entfernt und sich eine neue Form schafft, die ihre eigenen Wege geht? Du lieber Himmel, das wäre ja äusserst verdächtig, und wie unbequem für den Leser und Hörer, der seine banale Zeitungslogik und sein ordinäres Zeitungsdeutsch gewohnt ist? Das wäre ja gegen alle Wohlständigkeit des Herkommens!

Der Fischer'sche Stil geht zwar auch seine eigenen Wege, wie ich an vielen Beispielen nachgewiesen habe, aber sie sind auch danach. Es sind nicht die Wege origineller Sprachbemeisterung, sondern die gedankenloser Sprachverlotterung. Keine Spur von correctem Stilgefühl. Das Abgegriffenste, Gemeinplätzlichste, was nur so gerade aus dem oberflachen Gehirn in die flüchtige Feder kommt, sorglos, geschäftsmässig, wie's Taglohnschreiberbrauch. Aber ich wette einen Geistesheroen gegen einen Schulfibelfabrikanten, von hundert Lesern nimmt kaum einer Anstoss daran. Und dass ich Anstoss daran nehme und ein gewisses Aufheben davon mache, das freilich wird manche überraschen und verletzen. Man wird über Schulfuchseriei und gehässige Silbenstecherei schreien. Oder nicht? Wie gern möchte ich mich täuschen, hätte ich nur nicht gerade in diesem Stück schon so viel Schlimmes erfahren. Wie gerne möchte ich mich von den Logenbrüdern im Eifer um die Hütung des theuersten, heiligsten Volksgutes der Sprache überholt und den Satz auf dem Reissbrette unserer Logenmeister leuchten sehen: Es ist unsittlich, die Muttersprache zu vernachlässigen oder sie mit Leichtsinne zu üben.

Einem jedoch traue ich zu, dass er sich von meiner Kritik nicht verletzt fühlt, und das ist der Verfasser Fischer selbst. Er wird sich nicht verletzt fühlen, weil er das Bewusstsein hat, in gutem Glauben gehandelt und nicht mehr gesündigt zu haben, als viele andere Schreibbeflissene tagtäglich sündigen, und dann, weil er sich als rechtschaffener Bruder sagen muss, dass ich nicht aus verwerflicher Absicht, sondern nur im Interesse des literarischen Ansehens der freimaurerischen Publicistik kein Blatt vor den Mund genommen. Wir müssen uns daran gewöhnen, die stilistische Schönheit und Stärke nicht geringer zu achten, als die Weisheit des Inhalts. Unsere Autoren haben ein Recht darauf, dass ihnen die Kritik das Zurücksetzen des sprachlichen Vortrags gegen den Inhalt nicht mehr nachsieht. Wie lange hat man sich bei uns im Reden und Schreiben so ganz obenhin an das Lessing'sche Wort über den Prosastil gehalten, dass nämlich die grösste Deutlichkeit desselben zugleich dessen grösste Schönheit sei, bis endlich die Deutlichkeit mit der Schönheit zum Teufel zu fahren und die schwerfällige, confuse Phrase das Feld zu behaupten drohte! Nein, dieser Decadenz muss gesteuert werden. Wir müssen die strengste Saite aufziehen. Wir müssen die Aufrichtigkeit haben, dem Meister Fischer zu sagen: Ihr Buch ist verfehlt!

Zur Noth brauchbar und nützlich als logengeschichtliches Rohmaterial, jawohl. Aber schleppt man denn gleich das Rohmaterial auf den literarischen Markt? In Logenmittheilungen und Zeitungen war's an seinem Platz, im Buche nicht. Da drückt es unser künstlerisches Niveau herab, während wir dringende Veranlassung haben, es mit aller Kraft und Sorgfalt zu heben. Unser Bundesansehen

erheischt's. Das Buch fliegt hinaus unter das grosse Publicum als ein Zeugniss unserer Leistungsfähigkeit, unserer Bestrebungen und Ideale, unserer heiligen Schmerzen und stolzen Hoffnungen. Wir wollen damit um Interesse, um Theilnahme für unsere Sache werben. Wir dürfen Alles sagen, unseren Zorn, unseren Aerger, unsere Unzufriedenheit mit uns selbst und unseren Genossen, — aber wenn es in einem Buche geschieht, so muss nicht nur der Inhalt seine Schuldigkeit thun, sondern auch die Form. Sie darf alle Schattenseiten ihrer lichtvollen Vorzüge haben, mit Ausschluss einer einzigen: der groben Verstösse gegen die Reinheit und Gepflegtheit!

Fischer hat als Motto die Verse auf das Titelblatt gesetzt:

„Willst Du für Edles Dich begeistern,
Musst Dich des Vorbilds Andrer bemeistern;
Es giebt das leuchtende Beispiel Dir an
Zum höchsten Ziele die sicherste Bahn.“

Es ist zu beklagen, dass der Verfasser selbst so wenig den Rath beherzigt hat, den er in diesen vier Zeilen so angenehm in Reime bringt. Die deutschen Geistesheroen sind doch nicht bloss simple Logenbrüder, sondern zugleich geniale Schriftsteller, gewaltige Sprachmeister gewesen; sollte da nicht die Aufforderung doppelt naheliegen, sich an ihrem sprachlichen Vorbild erst zu stärken und zu läutern, bevor man die Feder ansetzt, um „die bedeutendsten Koryphäen der geistigen Welt“ (Fischer's Vorrede) für die freimaurerische Literatur zu fructificiren? Oder kann etwas selbstverständlicher sein, als dass derjenige, der über die Geistesheroen seines Volkes schreibt, auch für einen dieses erhabenen Gegenstandes würdigen Stil Sorge tragen muss?

Der Herr Dietrich von Oertzen, ein stockconservativer Publicist, macht in seiner, bereits in zweiter Auflage vorliegenden Parteischrift „Was treiben die Freimaurer?“ sehr herbe Bemerkungen über die „geistig so bedeutungslose Weise“, in welcher die periodische Presse der Geheimbünde sich auslebt. Wenn wir darauf auch mit Fug und Recht erwidern könnten, die conservativen Herren möchten doch vor ihrer eignen Redactionsthür kehren und ihre Schreiber einmal auf den Grad ihrer Gehirnerweichung von competenten Aerzten untersuchen lassen, so wäre doch damit für die thatsächliche Beschaffenheit unseres freimaurerischen Presswesens nichts gewonnen. Wenn schon so geachtete und beliebte Autoren wie Robert Fischer sich so arge Blößen geben, wie viel schlimmer muss es erst um die Leistungsfähigkeit der sich mehr und mehr unserer Presse bemeisternden Federn viel tieferen Ranges bestellt sein!

„Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt!“

hat einst unser grosser schwäbischer Lyriker gesungen. Gewiss ist es Freude und Leben, wenn auch die Federn der Comptoirs, der Werkstätten, der Amtsstuben einmal für unsere Bundesangelegenheiten, für die geistigen Tagesfragen der Loge in Schwung kommen; allein wenn damit für die Höherbildung unseres Lebens etwas Reelles erzielt werden soll, so müssen sich jene Federn nicht nur der grössten stilistischen Sorgfalt befleissigen, sondern auch solche Vorwürfe wählen, deren Behandlung innerhalb ihrer Geistes- und Bildungskraft liegt. Der literarische Dilettantismus, der sich in die Oeffentlichkeit drängt, ist verhängnissvoller, als irgend ein anderer, weil er der geistigen Verflachung, der platten Phrasenmacherei, der impotenten Halb- und

Viertelsbildung in immer weiteren Kreisen Vorschub leistet. So lange sich die freiwilligen Helden der Feder nicht auf jenes Gebiet beschränken, auf dem sie Werthvolles und Frisches leisten können, nämlich auf das Gebiet persönlicher Erfahrungen, eigenthümlicher Eindrücke und positiver Beobachtungen aus dem socialen Kreise, in welchem sie leben und weben, werden wir nicht aus der romantischen Verschwommenheit herauskommen. Nichts Ueberflüssigeres und Schädlicheres, als das unberufene Eindringen der schriftstellernden Dilettanten in die transcendentalen Bezirke der Philosophie, der Theologie, der Aesthetik. Während sie uns so mancherlei werthvolle Aufschlüsse über die practischen Rückwirkungen dieser Wissenschaften aus dem Volksleben, das sich unter ihren Augen abspielt, mittheilen könnten, versteifen sie sich lieber darauf, uns ihre Privatphilosophie u. s. w. oft in der gewagtesten Form vorzustümpfern. Welch' eine unverantwortliche Vergeudung von Kraft und Zeit! Welch' eine Unliebenswürdigkeit, die Geduld des Lesers durch Wiederholung von Dingen, die schon tausendmal besser, tiefsinniger, zutreffender und schöner gesagt worden sind, auf eine verzweifelte Probe zu stellen! Welch' eine verkehrte Wirthschaft, unter des „Lebens goldenem Baum“ zu sitzen und seinen Gastfreunden statt der selbstgepflückten köstlichen Früchte nur die welken Blätter „grauer Theorie“ zu bieten, die der Wind confuser Lectüre zusammengeweht!

Nur Selbsterlebtes fruchtet. —

Die Fischer'sche Schrift ist auch ihrem Inhalte nach ein neuer Beleg dafür, dass ideales Streben und guter Wille nicht ausreichen, um sich mit Sicherheit in der Welt unserer Geistesheroen zu orientiren und die ungeheure Weite ihrer

Horizonte, die Tiefe ihrer Gedanken mit Klarheit und Festigkeit zu umspannen. Die zehn Capitel der Schrift sind, einzeln genommen, keine durchgeführten Characterstudien, wie sie in ihrer Gesammtheit kein freimaurerisches Culturgemälde sind. Die eigentliche Aufgabe ist nur geahnt, angedeutet, an der Oberfläche erfasst, aber keineswegs gelöst. Um dies zu bewirken, müsste in die Tiefe der germanischen Volksseele niedergestiegen, deren specifische Eigenschaften ergründet und analysirt und uns klar gemacht werden, warum gerade zu dieser gegebenen Zeit diese grossartige Blüthe unseres Volksstammes hervorbrechen und ihre Beziehungen zur Freimaurerei, oder präciser ausgedrückt: zum Logenthum, so verschiedene Gestalt annehmen mussten. Denn wenn wir die Freimaurerei als reinste und höchste Humanitätslehre fassen, und in der Praxis gewissermassen als die Fusion der höchstentwickelten menschlichen Einzelcivilisationen, so liegt es auf der Hand, dass ein „Geistesheros“ im classischen Sinne eo ipso als Freimaurer zu gelten hat. Dass nun z. B. ein Goethe Logenbruder geworden, ist nicht charakteristischer, als dass ein Schiller an seiner Seite keiner geworden. Hätten dabei bloss äusserliche Umstände bestimmend gewirkt, so müsste Goethe's Logenbruderschaft im Werthe sinken, sie reducirte sich auf eine Episode, von der wir kein Aufhebens zu machen berechtigt wären, denn der Nichtbeitritt des nicht weniger idealistisch gestimmten Schiller würde die Glorie der Loge, der nur Goethe angehörte, wieder in Frage stellen. Oder ist es nicht so, dass von den Weimarer Dioscuren Schiller der feurigere, beredtere Humanitätsapostel gewesen? Ist es nicht so, dass Schiller von der Menschheitsidee, von dem socialen Umschwung,

der in der Welt vor sich ging, unbedingt mehr ergriffen war, als der Logenbruder Goethe? Betrachtete nicht fast durchweg Goethe das Sociale unter individuellem, Schiller dagegen das Individuelle unter socialem Gesichtspunkte? Hatte Goethe's aristokratischere Erscheinung nicht gerade in dem individualistischen Grundzuge des Characters des „Dichterfürsten“ ihre stärkste Quelle?

Dr. Arnold Lindwurm hat sehr richtig bemerkt, dass Goethe im höchsten Alter, auf dem Gipfelpunkte seines Wirkens, die Welt noch immer als die um individualistische Mittelpunkte sich bewegende Anzahl Vielheiten auffasste und seinen Faust noch am Schlusse des zweiten Theiles das antifreimaurerische Bekenntniss aussprechen lässt:

„Stünd ich, Natur, vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe werth, ein Mensch zu sein.“

Nicht weniger antifreimaurerisch ist die notorische Abneigung Goethe's gegen die Anerkennung der Arbeit vieler, in voller Selbständigkeit wirkenden Menschen zu einem zwar nicht äusserlich vereinbarten, aber stillschweigend von ihnen allen gleichmässig verfolgten Ziele.

Das Weltideal, das in seinem Denken vorherrscht und schier allein sein Herz entzückt, hat er in den bekannten, aber von den Logenrednern weislich niemals citirten Versen geschildert:

„Des Herren Wort, es giebt allein Gewicht.
Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
Lasst glücklich schauen, was ich kühn ersann!
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgesteckte muss sogleich gerathen.
Auf strenges Ordnen, raschen Fleiss
Erfolgt der allerschönste Preis;
Dass sich das grösste Werk vollende,
Genügt Ein Geist für tausend Hände!“

So ungefähr denkt ein Bismarck auch. Dazu braucht man wahrlich kein Logenbruder zu sein. Dergleichen bringt die autokratische Isolirung auch fertig.

Goethes persönliches Freimaurerthum weist unzweifelhaft noch andere antifreimaurerische Züge auf. In diesem Sinne bedarf das überlieferte und in den Logen verherrlichte Bild Goethes, des angestaunten „Lebenskünstlers“, endlich einer ebenso gründlichen, als behutsamen Revision. Mit den überkommenen vulgären Phrasen und Lieblingscitataten ist da nichts ausgerichtet, ebensowenig wie mit der pedantischen Küchen- und Waschzettel-Forschung unserer modernen Literatur-Byzantiner. Hier ist noch ein ganzer Schatz von neuen, kritisch durchgesehenen Erkenntnissen zu heben.

Fast mehr noch, als Goethe, bedarf der Logenbruder Herder der kritischen Erneuerung, damit wir hinter der mythischen Idealfigur, mit der unsere classisch-sentimentalen Schriftausleger uns noch immer zum Besten halten wollen, wieder die ursprünglichen Züge des wirklichen Menschen erkennen lernen. Nur das Wahrhaftige wirkt befreiend durch sein reelles Beispiel. Bei dem wirklichen Herder wird es zunächst negativ ausfallen. Nicht nur, dass dieser vielumdichtete Freimaurer kein grosser Denker und Erfinder gewesen, sondern dass er, der ehrgeizige Priester, sich gern zum Geister-Papst seiner Zeit emporgereckt und die jungen, unabhängigen und urwaldfrischen Intelligenzen unter seine priesterliche Fuchtel genommen hätte, das ist für die moderne Loge wissenswerth. Gerade wenn er im Geheimen an sich selber zweifelte und seiner erträumten Bedeutung sceptisch gegenüberstand, warf er sich zu seiner eigenen Täuschung gern den grandiosen Phrasenmantel der Würde

und Begeisterung um. Unter dieser Selbsttheuchelei geht die schlichte, wackere Mannhaftigkeit dieses Classikers oft in die Brüche. Wie belehrend ist die Erforschung und Feststellung solcher wahrhaftigen Characterzüge für die jungen Logengenossen, wie wichtig für die Schärfung des kritischen Blickes und die moralische Selbsterziehung unserer heutigen Gesellen und Meister! Die Einbusse an schwärmerischem Respect, der im Grunde stets steril, wird durch den Zuwachs an fruchtragender Menschenkenntniss reichlich aufgewogen.

Wie gesagt, hier ist noch viel zu thun, und wer sich über die Geistesheroen in der Loge vernehmen lassen will, muss die schwierige Aufgabe am rechten Ende anpacken.

Aber freilich „dazu gehört gewissermassen schon Talent“, wie Helmerding in dem Couplet von Lehmanns Kutscher singt, und das wird erstickt in der Loge durch die mit Wollust zur frommen Phrase sich neigende Sectirerei, in der Literatur durch den vornehmen Schwindel des Classicitäts-Dogmatismus. Hier wie dort mörderischer Reliquien- und Mumiencultus! Und doch lebt nur diejenige Freimaurerei, lebt nur diejenige Literatur ein wahres, fruchtbares Dasein, welche die Gegenwart wirklich erregt, bewegt, ausfüllt und den höchsten geistigen Forderungen des Augenblicks gerecht wird. Der liturgisch nachschwätzende Classiker-Cultus ist nur eine andere Form des jede energische Fortschrittsarbeit hemmenden Pietismus.

Was ist denn, genau genommen, der wirkliche Goethe dem heutigen Geschlechte? Welchen Einfluss hat denn sein ausserordentliches Vorbild auf unsere Logengeister? Wo finden wir in unseren Kreisen jenes unablässige Streben nach universeller, harmonischer Ausbildung, das ihm das

Höchste? Wie müssten unsere Logen-Pietisten, die das Classicitäts-Bekenntniss sogern neben ihren kirchlichen „Heilswahrheiten“ im Munde führen, wie müssten sie erschrecken, wenn plötzlich die gewaltige Gestalt Goethes, des grossen Heiden mit den klaren, genialen Menschenaugen zwischen sie träte mit der Frage: „Welche Zeit ist es?“ Wie würde da die selbstgenügsame, ewig dieselben Phrasen kauende Logenphilisterei von dem Gefühl ihrer geistigen Kläglichkeit zu Boden gedrückt werden!

Seien wir doch offen: was macht man denn in den allermeisten Logen aus den typischen Individualitäten unserer classischen Geistesheroen? Man stutzt sie zu beschränkten Persönlichkeiten zu, man erniedrigt sie zur Rolle von respectablen Moralisten, man zieht aus ihrem colossalen Geisteswerke einige „Lichtstrahlen“ über Gott, Tugend und Unsterblichkeit, man hebt aus dem Ocean ihrer Weisheit einen Tropfen aus und lässt ihn in einen Eimer faden Moralwassers fallen Das erinnert fast an die bekannte Manier des verpöpstelten Katholicismus, den Gläubigen nicht den von der priesterlichen Intoleranz gemordeten Christus in seiner lauteren Grösse und fesselsprengenden Geistesfreiheit, in seiner erschütternden idealen Menschlichkeit darzubieten, sondern ihnen etwa dessen angebliches Hemd (siehe den „heiligen Rock“ von Trier!) zur Verehrung vorzulegen!

Ich kann es gar nicht ausdrücken, wie weh und lächerlich mir zu Muthe ist, wenn ich mit ansehen muss, wie man unsere Riesengeister verkleinert, beschneidet, damit man sie zur Thür der Loge hineinbringen und als niedliche Vorbilderchen auf einem, aus den trivialsten Moralphrasen gekneteten Sockel bewundernd zur Schau stellen kann

Zumal wenn es sich um Goethe handelt, den grossen Heiden.

Wie viel muss da verheuchelt und verschwiegen werden, damit der geniale Lebenskünstler sich nett und zierlich in den traditionellen Sittlichkeitsrahmen der grauen Werkeltäglichs-Theorie einfügen lässt; wie werden da die charakteristischen menschlichen Seiten, die vom Herrn Sonntag-Nachmittags-Prediger nicht approbirt werden können, verkleistert und verpappt, und an ihre Stelle schöne, weisse Flügel angeklebt, bis aus dem markigen Mann ein verballhornter Unschuldengel geworden!

Goethe in seiner Erscheinung als solider, braver Spiessbürger — das ist der Triumph der wahren Kunst. Leider ist an dem ganzen Machwerk nichts mehr Goethisch, als der Name und die sorglich ausgezogenen Tendenz Citate, die man ihm auf Papierstreifen aus dem Munde hängen lässt, wie man dergleichen auf alten Holzschnitten sieht. —

Ich habe soeben in der „Bauhütte“ vom 12. November 1881 wieder einer ähnlichen Muster-Ausstellung beigewohnt. „Goethe ein Meister der Lebenskunst“ lautet die Etiquette. Als Autor nennt sich K. W. Kunis in Reudnitz. Ich erinnere mich nicht, von ihm früher etwas Gedrucktes gesehen zu haben. Sein Stil gefällt sich in grossen Allüren, in mächtigen Phrasen-Perrücken, gesinnungstüchtig gepudert. Eine angenehme Täuschung — aber doch nur Täuschung. Ich will einige der schönsten Sätze ausheben, um genau zu zeigen, was an Sinn dahintersteckt.

„Lebenskunst ist die harmonische Entfaltung aller menschlichen Tugenden. Diese kann sich nur am innern Menschen zeigen, sie ist kein Ordensstern, kein Staatskleid, welches aller Welt zur Schau getragen wird, son-

„dern es ist ein mächtiges ernstes Feuer, welches im „Heiligthum des Herzens lodert, den Blicken der Aussenwelt entzogen, das ganze Sein durchglühend.“

Schöne Definition! Die Lebenskunst ist kein Ordensstern, sondern ein ernstes Feuer, welches das ganze Sein durchglüht, dabei jedoch unsichtbar bleibt. Eine Perle wunderbar! Der Kunst-Ausleger K. W. Kunis in Reudnitz fährt fort:

„Die Lebenskunst bezweckt alle Tugenden im Menschen zum Durchbruch zu bringen und dadurch mit die „Trennungen, wodurch sich die Menschen so fremd werden, „so eng als möglich zusammenzuziehen.“

Das ist womöglich noch schöner, noch wunderbarer. Man stelle sich doch die Situation recht lebhaft vor: ein Durchbruch, der Trennungen zusammenzieht und zwar so eng als möglich! Selten mag das Studium Goethe's eine idealere Gedankenblüthe erzeugt haben. Als ob es der grosse Meister geahnt hätte, indem er die prophetischen Worte schrieb:

„Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereigniss;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist es gethan!“

Wie sich der selige Geistesheros in seinem Olymp über den nachgebornen Lebenskunstjünger in Reudnitz freuen wird!

„Goethe war nicht nur ein Meister der Dichtkunst“, versichert K. W. Kunis mit Kennermiene, „sondern er war „ein ebenso grosser Meister der Lebenskunst, er verstand „nicht nur zu dichten, sondern weit mehr noch, wie Wenige, „zu leben. Aber eben deshalb war er ein so ganzer

„Mensch, nicht Stückwerk, nicht Einzelheit, sondern Ganzheit, Totalität.“

Es ist erstaunlich, welch' glückliche Formeln der Reudnitzer Schriftsteller für seine tiefsinnigen Entdeckungen findet: Goethe nicht Einzelheit, sondern Totalität, nicht Stückwerk, sondern Ganzheit. Jetzt kann's ein Blinder sehen.

Die Hauptsache bleibt, dass nach dem Zeugnisse des Br. K. W. Kunis Goethe „nicht nur zu dichten verstand,“ denn das wäre ja im Grunde nichts Ausserordentliches, das können massenhaft viele Andere auch, sondern dass er „weit mehr noch, wie Wenige“ zu leben verstand. Das ist des Pudels Kern. Das müssen wir uns fest einprägen, sintemal man dergleichen Weisheit, tief wie ein artesischer Brunnen, nicht alle Tage zu hören bekommt.

Also Goethe verstand zu leben. Kunis hat für diese ebenso überraschende als kühne Behauptung „zahlreiche Beweise und Beispiele in seinen Werken und Schriften, in seinem Wirken und Thun“ gesammelt, um damit jedweden Einwand der Zweifelsüchtigen, denen bekanntlich nichts heilig und zweifelsohne, zu Boden zu schlagen. Nach den Doppelgriffen „Beweise und Beispiele“ — „Werken und Schriften“ — „Wirken und Thun“, die zu den schönsten Vorzügen der Kunis'schen Ausdrucksweise gehören (doppelt genäht hält besser), dürfen wir uns auf das Stärkste gefasst machen.

Der kluge Mann baut vor, sagt Tell — und wir machen uns auf das Stärkste gefasst. Hollah, sagen wir, jetzt entwirft uns Kunis gewiss eine hinreissende Schilderung des „lebenskünstlerischen“ Goethe in seinen strotzendsten, genialsten Mannesjahren; er malt uns in einem überwälti-

genden, glänzenden, berausenden Bilde, in einer Farbensymphonie, wie die Literatur- und Lebensgeschichte nichts Aehnliches aufweist, die zaubervolle Serie der Goethe'schen Lebensthaten Jetzt führt uns der unerschrockene Führer in den Fusstapfen seines Helden von Frankfurt nach Weimar, von Weimar nach Italien und schliesst uns kundigen Sinnes die dunkelsten Geheimnisse der römischen Elegien auf Jetzt lässt er uns den Athem anhalten, dass wir keinen der wunderbaren Naturlaute verlieren, wie Goethe von Frohlocken überströmt, dass die deutsche Krähwinkelei, all' das kleinbürgerliche Geschnatter von Vettern und Basen hinter ihm liege und er nun im classischen Rom im Arm der Liebe nach seinem Gefallen leben könne

„Nun entdeckt ihr mich nicht so bald in meinem Asyle,
Das mir Amor, der Fürst, königlich schützend, verlieh.
Hier bedeckt er mich mit seinem Fittig; die Liebste
Fürchtet, römisch gesinnt, wüthende Gallier nicht;
Sie erkundigt sich nie nach neuer Mähre, sie spähet
Sorglich den Wünschen des Mannes, dem sie sich eignete, nach!
Sie ergötzt sich an ihm, dem freien, rüstigen Fremden,
Der von Bergen und Schnee, hölzernen Häusern erzählt;
Theilt die Flammen, die sie in seinem Busen entzündet,
Freut sich, dass er das Geld nicht wie der Römer bedenkt.
Besser ist ihr Tisch nun bestellt; es fehlet an Kleidern,
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper sie bringt.
Mutter und Tochter erfreuen sich ihres nordischen Gastes,
Und der Barbare beherrscht römischen Busen und Leib.“

Kurz, jetzt werden wir Alles erfahren, Alles wird im rechten Zusammenhang und im rechten Lichte sich vor uns entfalten und am Schlusse wird unser unvergleichlicher Reudnitzer Mentor mit unvergesslicher Stimme verkünden: So, jetzt habt Ihr den seltenen Künstler in voller Lebensgrösse geschaut, jetzt habt Ihr erfasst, wie er nicht nur

genial zu dichten, sondern, was viel mehr ist, auch genial zu leben verstand: wenn Ihr keine Knirpse, sondern, wie er, ausgewachsene, normale Männer seid, so gehet hin und ahmet sein hohes Vorbild nach! — — — —

So haben wir gedacht und darauf haben wir uns gefasst gemacht, denn man hatte uns den ganzen Menschen, nicht „Stückwerk, nicht Einzelheit, sondern Ganzheit, Totalität“ versprochen und uns damit den Mund wässerig gemacht.

Wohlan, was hat uns K. W. Kunis geboten? Was ist aus der Fülle seiner „Beweise und Beispiele“ geworden?

Es ist jammervoll zu sagen: man hat uns schmäählich hinters Licht geführt; man hat uns die Katechismusscene aus Faust, eine tausendfach abcitirte Ode, den Lehrbrief aus Wilhelm Meisters Lehrjahre und die Gedenkrede auf die Fürstin Anna Amalia vordeclamirt, dazwischen eine wahre Bettelsuppe moralischer Betrachtungen servirt und uns mit der Fiction entlassen, das sei der ganze Mensch Goethe, „ein Meister der Lebenskunst!“

Die Kunis'schen Stilblüthen werden nicht so bald in unserm Gedächtniss verwelken. Sie sind das einzig Ergötzliche, weil unfreiwillig Komische, an der ganzen blöden Geschichte. Man höre doch folgenden Phrasenschwall:

„Das ist keine Lebenskunst, aufs Ungewisse zu handeln, sondern mit Ueberlegung. Es ist schwer, nach dem Gedachten handeln, das ist Ausübung der Lebenskunst, denn die Worte sind es nicht, sondern die That. Wenn es nur auf die Worte ankäme, so wäre ein jeder Meister aller menschlichen Tugenden, doch nicht die Worte sind es, sondern die That ist es, die den Ausschlag gibt, und zwar die wohldurchdachte schnelle That, denn die Ge-

„legenheit ist flüchtig. Die wohldurchdachte schnelle That, „das ist das Zeichen der Meisterschaft der Lebenskunst, „nicht schwanken, nicht zweifeln, sondern allezeit wissen, „nur dies allein ist das Nothwendige, Rechte“

O Durchbruch!

Und damit er vollständig sei, fehlt auch der Ausfall auf die — seichte Afterkritik nicht, wie Figura zeigt:

„Es darf nicht Wunder nehmen, wenn eine seichte „Afterkritik in diesen Lehrsätzen der Lebenskunst nichts „anderes erblicken konnte, als eine Sammlung von Ge- „meinplätzen.“

Der Meister Goethe war freilich kein Afterkritiker; zu grösserer Sicherheit stellt ihm sein Jünger K. W. Kunis das rührende Zeugniß aus:

„Er hatte Ehrfurcht vor dem uralten ewigen Vater „und allen geheiligten Anordnungen der Natur und Ge- „sellschaft.“

Das war sehr schön von dem Herrn Goethe, und der „uralte ewige Vater“ sowie die „geheiligten Anordnungen“ werden sich recht über sein ehrfürchtiges Betragen gefreut haben. Bei einigem guten Willen kann man sich das lebhaft vorstellen, und wer hinlänglich Phantasie hat, kann daraus sogar ein moralisches Märchen für die Kinderstube ziehen.

Und auch K. W. Kunis ist kein Afterkritiker, sondern das vollendete Gegentheil. Ein Nabelkritiker also, um bei einem anatomischen Bilde zu bleiben? — Meinetwegen. After oder Nabel, wo das Gehirn fehlt, ist alles eitel Flause.

Das ist die Grenze des geistigen Begreifens und schöpferischen Nachfühlers bei den Schreibern und Sprechern

vom Schlage des K. W. Kunis aus Reudnitz: das revolutionäre Element zu erkennen und zu respectiren in den typischen Individualitäten der Menschheitsgeschichte. Dass jeder Geistesheros nichts mehr und nichts weniger ist, als ein genialer Revolutionär, das fasst ihr Verstand, das fühlt ihr Herz nicht, und dämmert ihnen einmal die Ahnung auf, dann wollen sie sichs aus bürgerlicher Bravheit und — Angst vor sich selbst verheimlichen. Jedes schöpferische Genie, sei es Dichter, Musiker, Maler, Gelehrter oder Politiker, hat die Hand am Strang der Glocke, die das Signal zum Aufruhr, zur Umwälzung gibt. Das eben ist die weltgeschichtliche Mission des Genies, seine die conservative Masse überragende Grösse im menschheitlichen Fortschrittskampf.

Die deutsche Freimaurer-Loge ist mit verschwindenden Ausnahmen ein bis zur Starrsucht conservatives Institut. In dieser Thatsache allein finden wir den Schlüssel zur Erklärung des problematischen Verhältnisses unserer Geistesheroen zum Logenthum. Die Philosophen Fichte und Krause, die mit dem ganzen Ungestüm ihres eigenmächtigen Geistes in diese enge, ängstliche Geheimwelt eintraten und sich dort reformatorisch geltend zu machen suchten, ernteten Unwillen, Hass und Verfolgung. Geistig vermochte ihnen natürlich die Brüderschaft keinen ernsthaften Widerstand zu leisten, allein kraft der geschlossenen Organisation, welche Gewalt vor Recht zu setzen und sich mit dem Schilde der Vereinssatzungen zu decken vermag, konnte sie kurzen Process machen und die genialen Störenfriede zum Tempel hinausjagen. Dies der eine typische Fall. Der zweite und häufigere ist der, dass der Held den unfruchtbaren Kampf gar nicht aufnimmt. Sobald er die Ein-

sicht gewonnen, wess Geistes Kinder er vor sich hat (und diese Einsicht kann ihm schon bei'm Acte der Aufnahme kommen), tritt er sofort den Rückzug an und lässt sich in der Loge gar nicht mehr blicken; er bescheidet sich, sein Freimaurerthum auf eigne Faust und isolirt auszuüben. Dies hat z. B. Lessing gethan. Für den dritten Fall ist das Verhältniss Goethes zur Loge typisch geworden. Der Geistesheld legt seine geniale Waffenrüstung sozusagen vor der Thür der Loge ab, wie man Stock oder Schirm und Ueberrock in der Garderobe abgibt, bevor man in einen Salon tritt. Wenn sich auch die Theilnahme an den Sitzungen nicht ganz auf die Bedeutungslosigkeit einer Höflichkeitsvisite reducirt, so hat sie doch ihren grossen geistigen und historischen Charakter verloren. Goethe hat sich gehütet, den bedenklichen Versuch zu machen und seiner Loge das Gepräge seines Genies aufdrücken zu wollen. Er stieg von seinem Olymp herab, um sich wie ein Gott in Incognito an dem geselligen Treiben der gemeinen Sterblichen zu betheiligen. Er hielt darauf, seine immense Ueberlegenheit nicht zu verrathen; er fand ein eigenthümliches mystisches Behagen daran, mit den Kleinen klein zu sein. Das ist keine Uebertreibung. Man braucht nur die Gedichte zu lesen, die er speciell für seine Freimaurerloge verfasst hat. Die gewollte Anbequemung an den niedrigeren Gedanken- und Empfindungskreis springt bei vorurtheilsloser Prüfung leicht in die Augen. Hätte Goethe nichts geschrieben, als diese Logengedichtchen, er hätte sich damit die Unsterblichkeit wahrlich nicht ersungen. Er wusste das selbst so gut, dass er in die Gesamtausgabe seiner Werke, worin er doch nachgewiesenermassen sogar für einige Beiträge von anderer Hand Raum gefunden hat,

eine gewisse Anzahl, vielleicht die grössere, von seinen freimaurerischen Gelegenheitsgedichten nicht aufnehmen mochte.

Unter solchen Umständen hat man natürlich heute noch in conservativen Logenkreisen gut reden, Goethe habe als ein wahrhaft kleinbürgerlicher Tugendspiegel „Ehrfurcht gehabt vor allen geheiligten Anordnungen der Gesellschaft“! Goethe, der Logenbruder, ei freilich — aber Goethe, der Dichter des Götz von Berlichingen und des Faust und der römischen Elegien, der Dutzbruder seines Fürsten und der Geliebte der Frau von Stein? Welcher von den beiden Goethen zählt denn als Heros in der Geistesgeschichte der Menschheit und damit auch in der Geschichte der wahren Freimaurerei?

Wenn man einmal in Deutschland die Geschichte nicht mehr in der fälschlichen Absicht schreiben wird, aus ihr einen Schlaftrunk für die halbgebildeten Massen zu extrahiren und beschwichtigende Argumente für die Lähmung der Tendenzen der Neuerer zu gewinnen, dann wird man es auch in der Freimaurerei nicht mehr wagen, uns in der verzückten und verrückten Schreibweise eines K. W. Kunis aus Reudnitz den kleinen Pseudo-Goethe für den grossen, typischen Wolfgang Goethe zur Bewunderung und Danachachtung vorzusetzen.

Am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts sollte man auf diese Wandlung hinlängliche Rechte erworben haben, meine ich. Einen Goethe in der modernen Loge immer noch auf die Rangstellung irgend eines legendenhaften Johannes des Täufers oder eines mediocren Andreas des Apostels herabgesetzt zu sehen, ist fürwahr ein trauriges Schauspiel für freie, deutsche Geister und eine Beschimpfung unserer

Cultur in ihren höchsten Vertretern. Wir ehren unsere Geistesheroen nicht, wenn wir ihnen das Wort „Classiker“ auf den Rücken kleben; wir ehren sie ebensowenig, wenn wir uns in mattherzig-philiströser Beschränktheit an ihnen „erbauen“ wollen; wir ehren sie am allerwenigsten, wenn wir sie, die nur kraft ihrer genialen Auflehnung gegen ihre Zeit, kraft ihres revolutionären Schrankenbruchs das geworden sind, was sie sind, wiederum als eine Schranke aufrichten wollen auf dem Fortschrittswege der Gegenwart. Es giebt nur eine Art, sie zu ehren: aus ihren unsterblichen Werken gesteigerte Entschiedenheit, heldenhafte Unbeugsamkeit für unser Wollen und unsere Thatkraft zu gewinnen, um in ihrem Geiste und mit ihrem Muthe fortzufahren im Kampfe um die ewigen Heilsgüter der Menschheit.

Sehr fatal ist auch die Einseitigkeit, womit sich die Redner und Schreiber der Loge nur über die Werke jener Geisteshelden zu verbreiten pflegen, welche persönlich einem Logenverbande angehört haben. Das heisst doch, statt mit mächtigem Fahrzeug und geschwellten Segeln auf dem weiten Ocean des Allgeistes der Cultur sich zu orientiren und die günstigste und tiefste Strömung für den Heilspfad der Zukunft zu suchen, sich aparte Canäle graben und in abgezirkelter Richtung vereinsamte Ruderpartien ohne Kühnheit, ohne Wettbewerb, ohne Pfadfinderglück anstellen! Man male sich das Bild weiter aus, und alle Nachtheile und Lächerlichkeiten dieser Einseitigkeit werden in die Augen springen. Und da wundert man sich noch und beklagt, dass die Freimaurerei so wenig Interesse in der heutigen Welt findet, dass ganze Lebens- und Berufskreise ihr fremd bleiben, dass man die Bedeutsamkeit der Loge

für die humane Entwicklung des Völker- und Menschheitslebens unterschätzt u. s. w.!

Wer sich der Einseitigkeit und geheimbündlerischen Einsamkeit ergiebt, der verliert sich und zählt nicht mehr auf dem umfassenden und öffentlichen Arbeitsplane des Lebens. Von dieser Einseitigkeit der Logenleute überzeugt nichts so sehr als ein Blick in ihre Bundesliteratur. Während z. B. die Zahl der Reden und Artikel über Goethe und Mozart Legion ist, kann man nach einem Aufsatz über Schiller oder Beethoven mit der Laterne suchen. Warum? Schiller und Beethoven sind ja keine Logenbrüder gewesen! Ueber unsere bahnbrechenden Meister der Malerei und Sculptur und selbst der Baukunst hört man kaum ein Sterbenswörtchen. Warum? Weil von diesen Grossen keiner bei Lebzeiten ein symbolisches Schurzfell in der Loge getragen. Das ist offenbar nicht mehr der weite, freie Horizont eines Menschheitsbundes, das ist die Bornirtheit und Exklusivität der Secte, die nur den Cultus der „Brüder“ gelten lässt. Das Schicksal eines so gearteten Vereinskörpers lässt sich mit mathematischer Sicherheit vorausbestimmen: Sterilität, Siechthum, Tod.

Wenn der Loge das Leben lieb ist, dann hat sie ohne Säumen die Schnürbrust des geheimbündlerischen Sectenwesens abzuthun und für eine reiche Infusion neuen Blutes, frischer Intelligenz, junger Energie Sorge zu tragen, ehe es zu spät ist; nicht nur ihre „Classiker“, sondern alle Helden des Geistes müssen von ihr als hilfreiche Mächte herangezogen und in den Dienst des Menschheitsbundes gestellt werden.

Eine solchermassen erneute und erweiterte Bundesbrüderschaft wird dann auch den Zuruf Schillers an die

Künstler auf sich beziehen und als heilige Forderung wiederholen dürfen im Angesichte aller gesinnungsverwandten und gleichstrebenden Zeitgenossen mit oder ohne Logenschurzfell:

„Erhebet Euch mit kühnem Flügel
Hoch über Euren Zeitenlauf!
Fern dämm're schon in Eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf!“



Conrad, Michael Georg,

Flammen! für freie Geister

Leipzig 1882

Ph.pr. 1309 o

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11878604-9